



Karl May Jahrbuch 1927

Herausgegeben von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt und Dr. E. A. Schmid

10. Jahr

Radebeul bei Dresden 1927 [1928]/ Karl-May-Verlag

Inhalt

Zu Karl Mays 85. Geburtstag. Von Adolf Volck (Radebeul)	7
Ohne Zorn und Eifer. Von Dr. Werner Mahrholz (Berlin)	11
Der Sohn des Webers. Von Hermann Heine (Hannover)	32
Karl May und der Sport. Von Redakteur Otto Eicke (Dresden)	38
Nochmals der Henrystutzen	
I. Von Ingenieur Gustav Urban (Wien)	© 49
II. Von Hochschulprofessor Benno Wandolleck (Dresden)	55
Meine „Begegnung“ mit Karl May. Von Prof. Dr. Eduard Engel (Bornim bei Potsdam)	61
Bausteine. Von Dr. E. A. Schmid, Leiter des Karl-May-Verlags	70
Meine Beichte. Von Karl May	77
Volkes Stimme	84
Was bedeutet Karl May für die Erziehung der deutschen Jugend? Von Prof. Dr. L. Gurlitt	92
Im Blockhaus Old Shatterhands. Von Dr. Georg Fröschel (Berlin)	© 106
Peter Rosegger an Robert Hamerling	112
Karl May im Orient. Von Dr. Wolfgang v. Weisl (Kairo)	© 113
Zwei seltene Prachtstücke der Sammlung Patty Frank. Von Hermann Dengler (Stuttgart)	115
Im Urwald der Windriver-Berge. Von Karl Budde (Ogden-Utah, U.S.A.)	125
Heimwärts. Von Dr. Wilhelm Matthiessen (Bonn)	© 158
Wildniszauber. Von Tony Kellen (Stuttgart)	180
Schiggi-Schiggi. Von Dr. E. A. Schmid, Leiter des Karl-May-Verlags	203
Kauderwelsch. Von Marine-Oberzahlmeister a. D. Adalbert Stütz (Bischleben bei Erfurt)	© 206
Ein Jahr in Brasilien. Von Universitätsprofessor Dr. Konrad Guenther (Freiburg)	© 223
Das Kriminelle in der Weltliteratur. Von Ministerialdirektor Dr. Erich Wulffen (Dresden)	238
Geierschnabel als Reiseonkel. Von Kooperator Joseph Höck (Tirol)	© 296
Sklaverei im Orient. Von Klara May	301
Über Karl Mays "Mahdi". Von Eisenbahnsinspektor Alfred Biedermann (Heidelberg)	© 304
Der wertvolle Mensch. Von Prof. Dr. Eduard Engel (Bornim bei Potsdam)	326
Old Shatterhands Milde. Von Studienrat Fritz Prüfer (Dessau)	© 356
Der Herold der Völkerversöhnung. Von Ernst Görlich (Wien)	© 364
Mittel der Darstellung. Von Studienrat Max Finke †	370
Das Buch ohne Ende. Von Mittelschulrektor a. D. Franz Rohrmoser (Berlin)	382
Ewigkeitsbewußt. Von Tono Kaiser (München)	387
Atlantis. Von stud. phil. Hans Graefe (Nerchau, Sa.)	396
Die "finsternen und blutigen Gründe" einst und jetzt. Von Kaplan Franz Kandolf (München)	403
Meine erste Liebe. Von Thea von Harbou (Berlin)	494

Verzeichnis der Abbildungen

- Frontispiz „Villa Bärenfett“ (Blockhaus in Karl May's Garten)
- Nach S. 48 “Die exzentrische Kugel” I. (Zeichnungen von Ing. G. Urban).
- Vor S. 49 “Die exzentrische Kugel” II. (Zeichnungen von Ing. G. Urban).
- Nach S. 96 “Villa Bärenfett” : Wildwest-Raum
- Vor S. 97 “Villa Bärenfett” : Wildwest-Raum
- Nach S. 112 Indianer-Säbel mit Scheide. – Schwarzfuß-Indianer mit Säbel.
- Vor S. 113 Schädel eines Indianers vom Kap Mendocino (Kalifornien).
- Nach S. 144 In den vorgelagerten Bergen der Windriverkette.
- Vor S. 145 Im Urwald der Windriverberge.
- Nach S.192 Der Schoschonepfad.
- Vor S. 193 Das Clifton-Hotel am Niagara-Fall. – Der Hufeisenfall des Niagara.
- Nach S. 240 “Engel-Terrasse” (Yellowstonepark). – “Punschbowle” (Yellowstonepark)
- Vor S.241 Inneres einer Camphütte. – Franz Kandolf am Eingang der Hütte.
- Nach S. 288 Die letzte Büffelherde (Yellowstonepark) – Park-Bär (Yellowstonepark)
- Vor S. 289 Der „Alte Getreue“ (Yellowstonepark). – „Der Schloß-Geiser“ (Yellowstonepark).
- Nach S. 336 Der „Große Teton“. – Die Kepler-Fälle im Feuerlochfluß.
- Vor S. 337 Der Yellowstone-Cañon. – Der große Yellowstone-Fall.
- Nach S. 368 Der Yellowstone-See. Im Hintergrund der “Schlafende Riese“. – Beim Fischen im Y.-See.
- Vor S. 369 Joseph Smith, der Mormonenprophet. – Brigham Young, der Mormonenführer.
- Nach S. 400 Mission Dolores in San Franzisko. – Inneres der Mission Dolores.
- Vor S. 401 Gruppe von Mescalero-Apatschen. – Der Apartschen-Häuptling Geronimo (indian.: Guiatli).
- Nach S. 432 Kolorado-Cañon. – Schutzgebiet der Mescalero-Apatschen.
- Vor S. 433 Aufnahme mit Hindernissen (Die Indianerkinder haben Angst vor dem Lichtbildgerät). – Franz Kandolf zwischen den Apatschen-Zelten.

[Die Bilder der Einschalttafeln wurden an passender Stelle in den Fließtext eingefügt.]

[Am Seitenende getrennte Wörter wurden auf die Anfangsseite vorgezogen.]

[Ergänzungen/Kommentare sind mit deutlich kleinerer Schrift in [] eingefügt.]

[[Lebensdaten der Autoren](#)]

Zu Karl Mays 85. Geburtstag

(25. Februar 1927)

Von Adolf Volck

Vor fünf Jahren wies an dieser Stelle Studienrat Fritz Prüfer in Erinnerung an Karl Mays 80. Geburtstag auf Bedeutung und Aufgabe der Jahrbücher hin. Die seither veröffentlichten Jahrgänge zeigen, wie sehr sich die Schar derer mehrte, die mitarbeiten wollen an der Karl-May-Forschung.

Heuer, wo wir des 85. Geburtstags und des 15. Todestags des Dichters gedenken, ist wiederum die Zeit zu einem Rückblick gekommen.

Welche Fortschritte sind in den letzten fünf Jahren zu verzeichnen? Um diese Fortschritte zu erkennen, wird man vielleicht an die Leitsätze anknüpfen, die Dr. E. A. Schmid im Einführungsaufsatz des Jahrbuchs 1921 zusammentrug.

Aufs neue ist die Zahl der Anhänger des Radebeuler Erzählers angewachsen, und mit ihnen auch die Zahl jener, die mit Wort und Schrift für ihre Ueberzeugung eintreten. Zu den Mitarbeitern von Rang und Bedeutung, die schon früher für Mays Schaffen eine gerechte Würdigung fanden, haben sich inzwischen noch viele bekannte Namen gesellt.

Nach Ueberwindung der Entwertungswirren glückte es dem Verlag, die Vervollständigung von Karl Mays Gesammelten Werken fortzusetzen. Aus dem Nachlaß erschien der Roman „Zepter und Hammer“ (Bd. 45) nebst seiner Fortsetzung „Die Juweleninsel“ (Bd. 46); [8] beide waren fast 50 Jahre verschollen und stammen aus Karl Mays jungen Jahren. Demzufolge sind Schwächen seiner damals erst im Reifen befindlichen Erzählungskunst unverkennbar, doch zeigen auch diese zwei Werke bereits bedeutsame Merkmale von Spannungszug und Schilderungskraft. In Bd. 47 „Professor Vitzliputzli“ und Bd. 48 „Das Zaubermittel“ wurden Novellen von unterschiedlichem Wert gesammelt, die zum Teil ebenfalls in des Dichters Frühzeit gehören, zum Teil aber auch bis in sein letztes Jahrzehnt hineinragen. In neubearbeiteter Fassung erschien ferner der erste „Münchmeyer-Roman“ (Bd. 51 bis 55, das ehemalige „Waldröschen“), dessen Geschehnisse das vorige Jahrbuch ausführlich erzählte.

Mit der Neuherausgabe der genannten Werke hat die allgemeine Durchfeilung begonnen. In vielen Bänden ist inzwischen an Stelle der veralteten Schreibweise der längst geplante Neusatz getreten, der auf die Beseitigung von Weitschweifigkeiten und stilistischen Mängeln abzielt. In diesen Büchern wurden überdies die – bei May ohnehin spärlichen – Fremdwörter durch deutsche Ausdrücke ersetzt, eine Verbesserung, die Eduard Engel im Jahrbuch 1926 „eine geistige Tat segensreichster Art“ nennt.

Unter dem Titel „Bausteine“ schließt Dr. Schmid die Ergebnisse ab, die sein Kampf mit Ferdinand Avenarius seinerzeit zutage förderte. Damit gelang nun auch die vielerwähnte „Beichte“ Karl Mays, eine kurzgefaßte Lebensbeschreibung aus dem Jahr 1908, die sich in alten Prozeßakten fand, zum Abdruck: der erschütternde Aufschrei eines gequälten Herzens.

Die mildtätige Karl-May-Stiftung, deren stattliches Vermögen ebenfalls der Entwertung zum Opfer gefallen [9] war, konnte neuerdings aus Verlagsmitteln wieder bis zu Mk. 100 000,- aufgefüllt werden. Es bleibt einem späteren Jahrbuch vorbehalten, über diese letztwillige Verfügung Karl Mays, von der bisher nur in Bd. 34 „Ich“ und im Jahrbuch 1921 berichtet wurde, mehr zu sagen.

Einen wesentlichen Zuwachs erfuhr der Gedanke, Karl Mays Heim als Museum der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Es gelang, die im Vorwort zum Aufsatz „Die Indianerschlacht am Little Bighorn“ (Jahrbuch 1926) erwähnte Sammlung indianischer Seltenheiten von Patty Frank zu erwerben, und den Vielgereisten zur dauernden Verbindung mit der Nachlaßverwaltung zu verpflichten. Einiges davon liest man im diesjährigen Jahrbuch, insbesondere über das neuerrichtete Wildwest-Blockhaus im Park der „Villa Shatterhand“.

Die ersten Bilder aus Patty Franks Sammlung zeigten wir im vorigen Jahrbuch. Diesmal bringt Hermann Dengler, der seit Jahren mit ihrer kritischen Sichtung und Darstellung betraut ist, eine Abhandlung, die sich auf zwei wertvolle Stücke daraus beschränkt, und gerade dadurch andeutet, welche Fundgrube völkerkundlicher Forschung das noch im Werden befindliche Karl-May-Museum bieten wird.

Seit Jahren wohlbekannt ist unsern Lesern Franz Kandolf, einer der wichtigsten und besten Jahrbuch-Mitarbeiter, als Verfasser des erfolgreichen Buchs „In Mekka“, der Fortführung und des Abschlusses von Mays unvollendeter Reiseerzählung „Am Jenseits“.

Im Sommer 1926 hat Kandolf eine dreimonatige Fahrt durch die Vereinigten Staaten Nordamerikas unternommen, von wo aus er Reisebriefe an den Verlagsleiter **[10]** richtete, die wir unter Beifügung zahlreicher Bilder abdrucken. Sein Weg führte ihn von den Niagarafällen über die Bighornberge nach dem Yellowstone Park, von dort quer durch die Rocky Mountains und über Salt Lake City, den Sitz der Mormonen, nach San Franzisko. Von Arizona gelangte er nach erneutem Ueberschreiten des Felsengebirgs in das heutige Schutzgebiet der Mescalero-Apatschen in New Mexiko, das sich nicht allzuweit vom Rio Pecos befindet; durch das Rauschen der Wasser klingt das Lied von „Winnetou“ und „Intschu tschuna“. Und zuletzt kam Kandolf sogar noch durch den Llano estakado ...!

Der Stoff, der für die künftigen Jahrbücher vorliegt, ist übergroß, und es fällt uns schwer, die zahlreichen Beiträge gebührend zu berücksichtigen. Immer wieder muß viel Wichtiges für spätere Jahrgänge zurückgestellt werden.

1927, fünfzehn Jahre nach Karl Mays Heimgang, stellen wir fest, daß des Dichters Wertung und Würdigung auch die erfolgreichsten Abschnitte seines Erdenwallens in ungeahntem Ausmaß übertrifft.

Ohne Zorn und Eifer

Von Dr. Werner Mahrholz

Vorwort der Herausgeber: Zu Ausgang des Jahres 1917 begannen Kleinberg und Bettelheim gegen den Karl-May-Verlag jenen absonderlichen Kampf, der Ende 1918 zur Niederlage der Angreifer, aber auch ihres Schutzherrn Ferdinand Avenarius führte. Der Verlauf ist in Dr. Schmidts „Lanze für Karl May“ ausführlich, urkunden- und aktenmäßig, dargestellt.

Im Sommer 1918 ersuchte die Schriftleitung des „Literarischen Echos“ (jetzt: „Die Literatur“, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) den Karl-May-Verlag, an ihren Mitarbeiter Dr. Werner Mahrholz eine Auswahl von May-Bänden zwecks Besprechung zu liefern. Es wurden abgesandt die Bände 1 – 9, 26 – 29, 34 der Ges. Werke, sowie das damals soeben erschienene Jahrbuch 1918. Im 21. Jahrgang des „Literarischen Echos“, Heft 3, vom 1. November 1918, veröffentlichte Mahrholz unter dem Titel „Karl May“ die Abhandlung, die wir nachstehend mit Erlaubnis des Verfassers abdrucken.

Wir tun dies voller Freude und Dankbarkeit, weil wir diesen Aufsatz, der für viele andere tonangebend wurde, als äußerst wichtiges Merkmal in der Entwicklung der Karl-May-Frage betrachten. Geschrieben wurde er, wie ersichtlich, in der Zeit wildester Kämpfe, aber dennoch in einer Form, die vorbildlich ist für freie, unabhängige Forschung: *sine ira et studio!*

*

Da ich wünschen muß, daß dieser Aufsatz richtig aufgefaßt werde, beginne ich mit einer Vorbemerkung. Um den Namen Karl May hat sich ein Gewölk von wahren, halbweisen und falschen Urteilen und Ansichten zusammengeballt. Man hat ihn als Menschen und Schriftsteller ebenso angegriffen und verdammt, [12] wie verteidigt und entschuldigt. Eine lange moralische Debatte, nicht immer erfreulicher Art, hat sich über dieses Mannes Leben und Werk entsponnen – in sie beabsichtige ich mit keinem Wort einzutreten. Was den Schriftsteller Karl May für mich zum Problem macht, ist etwas ganz anderes: es erscheint unglaublich, daß ein Schmock ohne jeden Wert eine so lange und kräftige Wirkung auf eine im Kern gesunde Jugend, wie die deutsche ist, haben kann. Der moralische Streit hat bislang die ästhetische Beurteilung über diesen meistgelesenen aller deutschen Schriftsteller der letzten dreißig Jahre (1 800 000 Bände sind verkauft!)¹⁾ verhindert; es ist hohe Zeit, diese Versäumnis nachzuholen. Eine ästhetische Beurteilung wird selbstverständlich auch von den Elementen und der Sittlichkeit der Persönlichkeit als Voraussetzungen des Schaffens zu handeln haben – aber freilich ohne Moralismus allein von der Frage nach der menschlichen Echtheit und nach der künstlerischen Zucht aus. Es ist also keine Parteinahme in dem einen oder anderen Sinn, sondern eine ruhige Untersuchung der schriftstellerischen Leistung die letzte Absicht dieses Aufsatzes.

1. Die Grundstoffe von Mays Schriftstellerkunst.

Ich beginne mit einer Untersuchung über die Bestandteile der Mayschen Schriftstellerei. Am einfachsten und sichersten geht man dabei so vor, daß man sich die häufigsten und auffallendsten Motive und Stimmungen vergegenwärtigt. Das Ergebnis einer solchen Ueberlegung ist folgendes: May arbeitet vor allem mit [13] dem Mittel des überraschenden Scharfsinns und der überragenden Moralität seines Helden; er verwendet ferner die Reize der exotischen Landschaft und des fremdartigen Menschentums, die Spannungen der Detektivgeschichte und die Freude an der humoristischen Zeichnung seltsamer Exemplare der Gattung Mensch, endlich die Lust an der Erhabenheit großer Empfindungen und Gedanken. In seinen Romanen vereinigen sich also Detektivgeschichte und Reiseromantik, Landschaftsschilderung und Humor, pathetische Leidenschaftlichkeit und hochgespannter Moralismus zu einem reizvollen Ganzen. Das Kunstmittel, wodurch diese doch sehr verschiedenartigen Elemente zusammengehalten werden, ist die Form der Selbstbiographie, der Ich-Erzählung, die alles Getrennte dadurch vereinigt, daß sie es zum

¹ Jetzt (1927) mehr als 4 Millionen Bände! In dieser Ziffer sind nur die deutschen Ausgaben gerechnet, nicht auch die zahlreichen Uebersetzungen. Karl-May-Verlag.

Erlebnis des einen Helden macht. May hat mit dem sicheren Instinkt für Wirkung, die der Volksschriftsteller haben muß, eine uralte Ueberlieferung der Unterhaltungsliteratur wieder aufgenommen, ohne sich selber im klaren darüber zu sein: ich meine die Ueberlieferung des Amadisromans. Ganz wie dort ein fahrender Ritter durch die Welt streift, um die Guten zu retten und zu belohnen und die Bösen zu strafen und zu vernichten, und bei diesem löblichen Unternehmen die tollsten Abenteuer besteht, ganz wie dieser Held ein Muster aller christlichen und kriegerischen Tugenden, gottesfürchtig, klug, stark, tapfer, edel und hochgesinnt ist, ganz so ist es bei May: was zu diesem uralten Zubehör des spannenden Unterhaltungsromans neu hinzukommt, ist typisch für die moderne Zeit: die Verlegung der Abenteuer aus der europäischen Welt in die urwüchsigen Verhältnisse Amerikas und des Orients; die stärkere Durchgeistigung **[14]** der Abenteuer im Stil der Conan Doyle'schen Detektivgeschichte und endlich die bewegtere Subjektivität des Erlebens. Im Grund aber beruht die Wirkung der Mayschen Erzählungen auf denselben Elementen wie die Wirkung des Amadisromans: auf der Mischung von Phantastik und Moralismus, Abenteuer und Empfindungsseeligkeit.

Wie legt Karl May nun im einzelnen seine Erzählungen an? Meist ist es so, daß der Held, Karl May selber, durch die Wüste oder die Prärie reitet und dabei eine Begegnung hat, aus der sich dann alles Weitere entwickelt. Er trifft auf unschuldig verfolgte, meist hilflose Menschen oder auf Männer, die irgendeinen geschworenen Feind verfolgen, oder aber beide vereinigen sich: der Todfeind der einen Gruppe von Menschen ist zugleich der Bedränger der anderen Gruppe. Karl May schließt sich nun diesen neuen Bekannten an – im allgemeinen wünschen diese den Anschluß gar nicht, weil sie ihn nicht kennen und wegen seines unerfahrenen und ungeübten Aussehens sich wenig von ihm versprechen. Schon nach kurzer Zeit hat May dann Gelegenheit, seine Ueberlegenheit in allem zu zeigen: er überrascht durch seine Fähigkeit, Fährten zu lesen und richtige Schlüsse daraus zu ziehen, oder durch seine Geübtheit im Schießen, Lassowerfen, Reiten oder durch seine Körperkraft, Seelenstärke, Umsicht, Ruhe. Nachdem er die Zweifelnden beschämt hat, kommt es dann zu einer Erkenntnisszene: man glaubt ihm, daß er Old Shatterhand oder Kara Ben Nemsî ist, und von jetzt an übernimmt er vollständig die Führung. Es beginnt nun eine Reihe von Abenteuern aller Art: Gefangennahme, Ueberrumpelungen des Gegners und durch den Gegner, wilde Ritte, Verwundungen, **[15]** Krankheiten usw., unterbrochene Verfolgung des Gegners. Immer wieder glückt es diesem, zu entkommen, vor allem (und dies ist sehr merkwürdig) deshalb, weil May als Christ sich weigert, den Gegner zu töten, es sei denn in der äußersten Notwehr. Der Moralismus dient hier geradezu als spannungssteigerndes Motiv! Erst nach langer Zeit gelingt es, den Feind zu finden und unschädlich zu machen, wobei oft genug aus innern Gründen May nicht etwa selbst den Gegner tötet, sondern dieser durch eigene Unbedachtsamkeit den Tod findet, gerade dann, wenn er daran ist, May den Garaus zu machen. (Vgl. z. B. in dem Roman „Der Schut“.) Als spannungssteigerndes Motiv kommt noch hinzu, daß man häufig genug anfänglich gar nicht weiß, wo eigentlich der Gegner ist (vgl. den Schut, den Aemir-i-Sillan) und daß erst nach und nach die Gestalt des im Verborgenen wirkenden Verbrechers sichtbar wird. Die Spannung wird dann immer höher getrieben dadurch, daß May erst eine Anzahl von auch schon höchst gefährlichen Mitschuldigen und Untergebenen des Hauptverbrechers unschädlich macht und erst ganz allmählich dem Bandenhäuptling auf den Leib rückt. Der Aufbau ist, vor allem in den späteren Büchern Mays, so im vierbändigen Roman „Im Reiche des silbernen Löwen“, sehr geschickt und kunstvoll, mit Pausen, Höhepunkten und Verzögerungen aller Art reizvoll gemacht, in anderen dagegen lockerer, mehr eine Folge von Abenteuern mit wechselnden Personen (so in „Winnetou“²), nur daß eben **[16]** May und sein Freund und Begleiter (es sei nun Winnetou oder Hadschi Halef) gemeinsam in allen diesen Abenteuern wieder auftauchen.

Es wurde schon angedeutet, welche Aehnlichkeiten zwischen dem Amadisroman und Mays Romanen bestehen. May führt aber bewußt noch zwei andere Ueberlieferungen weiter: die der Indianerromantik³ und die der Detektivgeschichte, die Poe begründet hat. In „Winnetou“ hat Karl May einen geradezu idealen Vertreter der roten Rasse geschaffen und mit dieser Gestalt die Indianerromantik zum Abschluß gebracht. Ueber die eigentlich ästhetischen Eigenschaften von Mays Romanen ist später noch zu sprechen – ich

² Vgl. Kandolf, „Der werdende Winnetou“ (Jahrbuch 1921, S. 336), Kandolf, „Winnetous Tod“ (Jahrbuch 1925, S. 69) und Höck, „Zum Aufbau des Romans ‚Winnetou‘“ (Jahrbuch 1926, S. 423). Die Herausgeber.

³ Vgl. hierzu den sehr lehrreichen Aufsatz von Dr. R. Beissel „Der Indianerroman und seine wichtigsten Vertreter“ im Karl-May-Jahrbuch 1918. Dies Jahrbuch ist in vieler Hinsicht wertvoll und verdiente die Aufmerksamkeit gerade auch der höheren literarischen Kritik.

schließe also diesen Abschnitt mit einer kurzen Bemerkung über May als Fortsetzer der Detektivgeschichte. Ihr Reiz beruht auf demselben Lustgefühl, welches das Rätselraten erzeugt. Die Detektivgeschichte, deren klassischer Autor Poe, deren vorzüglichster gegenwärtiger Vertreter Conan Doyle ist, beruht in ihrem ganzen Gefühl auf dem modernen Intellektualismus: es sind Beispiele für den Scharfsinn und die Kombinationsgabe, für sehr zweckmäßige Fähigkeiten des Menschen also, die in den Detektivromanen behandelt werden. Aus sehr kleinen Ansichten sehr weitgehende Schlüsse zu ziehen, dazu gehört eine kombinatorische Phantasie, die man nicht unterschätzen soll. Und gerade diese Art von Phantasie besitzt May in sehr ausgesprochenem Maß: es ist erstaunlich, wie er z. B. Fahrten lesen [17] kann und wie er aus ganz geringfügigen Umständen haarscharf Schlussreihen zu bilden und so in die Zukunft oder Vergangenheit zu sehen vermag. Der Leser bewundert unwillkürlich den Scharfsinn und ist erstaunt über die kombinatorische Phantasie – es ist eine Bewunderung ähnlich der, die man einem guten Taschenspieler gern erweist: man ist ohne eigne Anstrengung gut unterhalten.

Neben diesen reinen Unterhaltungsmotiven, die aus der Ueberlieferung der Abenteuerromane und der Detektivgeschichten stammen, hat nun aber May – und das zeigt sich schon bei seiner Art der Indianerromantik – noch etwas darüber Hinausweisendes: seinen Moralismus, sein Pathos, seine leidenschaftliche Menschlichkeit. Um dies Neue zu begreifen, muß man sich klar werden über die Persönlichkeit Karl Mays, die widerspruchsvoll genug eben deshalb der Betrachtung wert ist.

2. Die Persönlichkeit

Der Hauptbeleg für die Persönlichkeit Mays ist seine in den letzten Lebensjahren geschriebene Selbstbiographie, die – hier tut sich wieder eine Aehnlichkeit kund – auffallende Parallelen zu Strindbergs Selbstbiographie bietet. May stammt wie Strindberg aus sehr ärmlichen Verhältnissen und hat daran schwer zu tragen; er arbeitet sich wie dieser aber daraus hervor, hat eine ähnliche Gemütsneigung zu manischen Zuständen, religiösen Aufschwüngen und hysterischen Uebertreibungen und neigt wie dieser bei allem Realismus der Anschauung zu einem ins Unwahre und Verstiegene führenden Idealismus. Es ist meine Absicht nicht, die Parallele zu Tode zu hetzen: worauf es [18] mir ankommt, ist nur, zu zeigen, wie bei einem anerkannten Vertreter der hohen Literatur, einem Schriftsteller von europäischem Ruf, sich ganz die gleichen Züge finden wie bei May: sie gehören dem gleichen Jahrhundert an, ihr Talent und ihre Geistesanlage ähneln sich; worin sie sich unterscheiden, liegt klar zutage: Mays Optimismus und Strindbergs Pessimismus, Mays Freisein von Erotik und Strindbergs Uebererotik, Mays stämmige Gesundheit und nüchtern-klarer Blick und Strindbergs Verschrobenheit: das sind gründliche Verschiedenheiten, aber aus dem zuvor Gesagten geht doch hervor, daß May und Strindberg merkwürdige gemeinschaftliche Generationseigentümlichkeiten haben, die selbst in Einzelheiten der Gestaltung und des Lebens sich aufweisen lassen. Ich erinnere z. B. an die Stellen der Mayschen Selbstbiographie, die von den manischen Zuständen handeln; ganz ähnliches findet sich bei Strindberg im „Inferno“-Band. Auch die ganze Einstellung Mays bei der Niederschrift der Lebensgeschichte ist die gleiche, die Strindberg zu seinem Selbstbekenntnis treibt: beiden geht es um Verteidigung ihres Lebens, beide wollen den Leser rühren, zu einem milden Richterspruch verführen, ihn sentimental machen. Bei beiden herrscht deshalb ein Streben vor, minderwertigen oder doch indifferenten Motiven nachträglich einen idealen Sinn unterzulegen und so eine eigentümliche Verschiebung der Beurteilung vorzunehmen. In beiden Selbstbiographien herrscht deshalb auch, bei aller subjektiven Aufrichtigkeit des Schreibers, doch eine objektive Unwahrhaftigkeit, die mißtrauisch macht und auf die Dauer verstimmt. Ich betone: es ist das bei May ebenso wie bei Strindberg, und das Urteil, das Strindberg in den Himmel hebt, [19] hat kein Recht, May aus moralischen Gründen abzulehnen⁴.

Aber lassen wir die Vergleiche! Was ist das Merkwürdige an der Zusammensetzung der Geistes- und Seelenkräfte bei Karl May? Eine ausgesprochene Neigung zu religiösen und moralischen Betrachtungen verbindet sich mit einem Instinkt für Verbrecherromantik; ein sittlich unzweifelhaft ernsthaft ringender und strebender Mensch hat doch zugleich in sich die schwersten Hemmungen; eine fabelhaft feine realistische Beobachtungsgabe vereinigt sich mit der Anlage zu großartig-schwungvollen Szenen. Kurzum: ein Mensch

⁴ Auch äußerlich wies Karl May eine überraschende Aehnlichkeit mit Strindberg auf, ganz besonders auf jenem Bild, das man in Bd. 34 „Ich“ wiedergegeben findet. Die Herausgeber.

mit seinem Widerspruch, der nur deshalb nicht zu seiner Wirkung und Leistung kommt, weil sein besseres Ich zu schroff von seinen schlimmen Instinkten geschieden und weil diese Scheidung May selber offenbar einmal zum Bewußtsein gekommen ist. Jeder Dichter trägt ja Himmel und Hölle in sich, und es ist nicht eine bloße Redewendung, wenn Goethe in hohem Alter einmal sagt, daß er zu gewissen Zeiten jedes Verbrechen fähig gewesen sei. Von anderen Dichtern sind ähnlich lautende Aussprüche bekannt, was ja eigentlich nicht wundernehmen darf, denn des Dichters Stoff zu seinem Werk ist sein eigenes leidenschaftliches Erleben. Der Dichter kann nur die extremen Empfindungen brauchen, die sich bei wenig beherrschten Menschen unter gewissen Umständen als Verbrechen äußern. Wenn man nun bedenkt, in welchen Verhältnissen May aufwuchs und in welchem Maß sich seine jugendliche Phantasie mit **[20]** Kolportageromanen vergiftete, so darf man sich nicht wundern, daß er strafwürdige Handlungen wirklich beging, die bei anderen, glücklicheren und gebildeteren Naturen nur in der Phantasie verübt werden. May hat eben in sich eine merkwürdige Unausgeglichenheit zwischen Leidenschaft und Moralismus, zwischen Phantastik und Realismus – woran es ihm in jungen Jahren fehlte, war die Vernunft im höheren Sinn des Wortes.

In seinen Werken stehen die tollste Kriminalromantik und die erhabensten Empfindungen (das Wort ohne jede Ironie gesagt), die wildeste Phantastik und die schärfste, klarste Beobachtung nebeneinander, gehen aber keine organische Verbindung ein⁵; so kommt es vor allem, daß in bezug auf seine eigene Person May von einer maßvollen Einschätzung entfernt ist, daß eine gewisse Eitelkeit sich breitmacht und zuweilen wundervolle Szenen stört.

May ist dabei ganz naiv eitel, ohne jede Spur von Berechnung, und das macht ihn entschieden lebenswürdiger als den ebenso eitlen aber weniger naiven Strindberg. Indes Eitelkeit äußert sich im Kunstwerk als Schönheitsfehler. Es ist geradezu typisch für Mays Romane, daß in den edelsten und erhabensten Szenen plötzlich die kleine Eitelkeit der Menschen auftaucht und ernüchternd wirkt. Beispiele dafür lassen sich fast in jedem Buch Mays alle zehn Seiten finden. Damit hängt auch seine salbungsvolle Moralpaukerei zusammen: überall, selbst im wildesten Kampf, wo normalerweise jeder vernünftige Mensch allein an die **[21]** Unschädlichmachung des Gegners denkt, predigt May christliche Versöhnlichkeit. Wie sich das mit der eigenartig widerspruchsvollen Persönlichkeit Mays vereinbart, ist nach dem Gesagten klar: die Kritiklosigkeit gegen sich selber, unorganische Zerspaltenheit seines inneren Menschen äußern sich im Kunstwerk als Geschmacklosigkeit und Sentimentalität⁶.

Ich möchte diese doch sehr scharfe Beurteilung hier nicht geben, ohne dem nicht unbefangenen Leser eine Probe aus der Selbstbiographie vorzulegen, die sehr bezeichnend für May ist, weil sie scharf die guten und die flachen Seiten seines Charakters zeigt. Allerdings: man muß fein hinhören, um den falschen Ton zu vernehmen. Es ist nur eine Schwebung zuviel von Idealem die Rede – und diese Schwebung zuviel macht das Ganze weniger wertvoll, deutet auf eine Uebertriebenheit, die durch die tatsächlich vorliegenden Werke nicht gerechtfertigt wird. Und nun höre man:

Aber was war denn eigentlich das, was ich geben wollte? Das war vielerlei und nichts Alltägliches. Ich wollte Menschheitsfragen beantworten und Menschheitsrätsel lösen Ich wollte ferner meine psychologischen Erfahrungen zur Veröffentlichung bringen. Ein junger Lehrer, der bestraft worden ist, seine psychologischen Erfahrungen? Ist das nicht noch lächerlicher als das Vorhergehende? Mag man es dafür halten; ich aber habe an hundert und wieder hundert unglücklichen Menschen gesehen, daß sie nur darum ins Unglück geraten waren, und nur darum darin steckengeblieben, weil ihre Seelen, diese kostbarsten Wesen der ganzen irdischen Schöpfung, vollständig vernachlässigt worden waren. Der Geist ist das verzogene, eingebildete leibliche Kind [Lieblingskind], die Seele das zurückgesetzte, hungernde und frierende Aschenbrödel ... Wohlan, sage ich mir, so will ich es sein, der für die **[22]** Seele schreibt, ganz nur für sie allein, mag man darüber lächeln oder nicht! Man kennt sie nicht! Darum werden viele meine Werke entweder nicht oder falsch verstehen, aber das soll mich ja nicht hindern, zu tun, was ich mir vorgenommen habe. Das war eigentlich genug für einen Menschen; aber ich wollte nicht das allein, ich wollte noch viel mehr. Ich sah um mich herum das tiefste Menschenelend liegen; ich war für mich der Mittelpunkt desselben. Und hoch über uns lag die Erlösung, lag

⁵ Als Gegenbeispiel einer organisch-gewachsenen Verbindung von Verbrechen und Erhabenheit denke man an Dostojewskis „Raskolnikow“.

⁶ Vgl. hierzu Dr. Altendorffs Abhandlung „Die Spaltung des Ich“ im Karl-May-Jahrbuch 1926.

Die Herausgeber.

die Edelmenschlichkeit, nach der wir emporzustreben hatten ... Aus der Tiefe zur Höhe, aus Ardistan nach Dschinnistan, vom niederen Sinnenmenschen zum Edelmenschen empor. Wie das geschehen müsse, wollte ich an zwei Beispielen zeigen, an einem orientalischen und an einem amerikanischen. Ich teilte mir die Erde für diese meine besonderen Zwecke in zwei Hälften, in eine amerikanische und eine asiatisch-afrikanische. Dort wohnt die indianische Rasse und hier die semitisch-mohammedanische. An diese beiden Rassen wollte ich meine Märchen, meine Gedanken und Erläuterungen anknüpfen ... Die Hauptperson aller dieser Erzählungen sollte der Einheit wegen eine und dieselbe sein, ein beginnender Edelmann, der sich nach und nach von allen Schlacken des Animamenschentums reinigt. Für Amerika sollte er Old Shatterhand, für den Orient aber Kara Ben Nemsî heißen, denn daß er ein Deutscher zu sein hatte, verstand sich ganz von selbst. Er mußte als selbst erzählend, also als „Icherzähler“ dargestellt werden. Sein „Ich“ ist keine Wirklichkeit, sondern dichterische Imagination. Doch, wenn dieses „Ich“ auch nicht selbst existiert, so soll doch alles, was von ihm erzählt wird, aus der Wirklichkeit geschöpft sein und zur Wirklichkeit werden. Dieser Old Shatterhand und dieser Kara Ben Nemsî, also dieses „Ich“ ist als jene große Menschheitsfrage gedacht, welche von Gott selbst geschaffen wurde, als er durch das Paradies ging um zu fragen: ‚Adam, d. i. Mensch, wo bist du? ‚Edelmann, wo bist du? Ich sehe nur gefallene, niedrige Menschen!‘ ... Einmal aber muß und wird die Menschheit doch so hoch gestiegen sein, daß auf die bis dahin vergebliche Frage von irgendwoher die beglückende Antwort erfolgt: ‚Hier bin ich. Ich bin [23] der erste Edelmann, und andere werden mir folgen!‘ So geht auch Old Shatterhand, und so geht Kara Ben Nemsî durch die Länder, um nach Edelmannen zu suchen. Und wo er keinen findet, da zeigt er durch sein eigenes edelmenschliches Verhalten, wie er sich ihn denkt ... In dieser Weise trage ich meinen Teil zur Lösung der großen Aufgabe bei, daß sich der Gewaltmann, also der niedrige Mensch, zum Edelmann entwickeln könne⁷.

Ich füge diesem langen aber wesentlichen Zitat nichts weiter hinzu, als daß ich durch Sperrung mancher Sätze anzudeuten gesucht habe, wo meines Erachtens das Flache in Mays Menschlichkeit deutlich zutage tritt.

3. Die ästhetischen Werte

Die Grundstoffe der Mayschen Schriftstellerei und seine Wesensart wurden dargestellt; es bleibt also die Untersuchung der ästhetischen Kräfte seines Werkes. Nacheinander muß gesprochen werden von seiner Darstellungsweise, seiner Menschenschilderung, seiner Kompositionsweise, seinem Stil und seiner Kraft zur Symbolisierung. Die Darstellungsweise Mays – um mit dem Einfachsten zu beginnen – ist überall da, wo er im eigentlichen Sinn erzählt und nicht vernünftelt, ganz außerordentlich anschaulich, packend, ja fortreibend. May verstand, was die wenigsten seiner Kollegen von der hohen Literatur aus seiner Zeit konnten, wirklich zu erzählen⁸. Alles lebt in seiner Darstellung: Mensch und Tier, Landschaft und Vorgang. Mit wenigen Strichen führt er uns in die Lage, mit wenigen Andeutungen knüpft er eine Handlung, mit wirklicher [24] Erzählergabe läßt er uns dabei sein bei all den merkwürdigen und aufregenden Geschehnissen. Man unterschätzt so gern die Fähigkeiten eines Conan Doyle und ähnlicher Schriftsteller. Ich möchte dagegen sagen, daß es weit leichter ist, mit psychologisierenden Betrachtungen die Seiten zu füllen, als knapp, klar und anschaulich eine von jedem Gefühl und jeder Psychologie ganz unbeschwerter Detektivgeschichte zu schreiben. Es gehört eine eigenartige Kraft der Phantasie dazu, eine so verwickelte Geschichte aufzubauen, und es ist gar nicht so einfach, jene kleinen peinlichen Eindrücke zu erfinden, auf deren scharfer Beobachtung und Deutung die Lösung der Kriminalnovellen beruht. Diese Schärfe der sinnlichen Beobachtung und die kombinierende Phantasie hat Karl May in sehr hohem Grad, und auf den Aeußerungen gerade dieser Kräfte beruht ein Hauptzug seiner Erzählungen. Im Zusammenhang damit mag auch gleich von der Kompositionsweise Mays gesprochen werden: May komponiert sehr oft im einzelnen ausgezeichnet, im ganzen oft recht nachlässig. Das mag sich zum Teil aus der Tatsache erklären, daß die bündelnden Erzählungen zunächst in einzelnen Kapiteln entstanden und gedruckt worden sind und erst nachträglich zusammengefügt wurden, zum Teil auch aus der hastigen Vielschreiberei Mays. In einigen Erzählungen freilich ist die Komposition auch straffer, mehr aus einem Guß, und gerade dann sieht man, wie er alle Mittel der Erzählungskunst beherrscht, immer neue Spannungen zu finden weiß und nie ermüdet.

⁷ Bd. 34 „Ich“, S. 410 – 412. [413]

⁸ Vgl. hierzu Geheimrat Dr. Bieses Darstellung „Die Kunst des Erzählens“ im Jahrbuch 1926.

Die Menschenschilderung Mays neigt, im ganzen, ein wenig zur Karikatur, zur Ueberschärfe. Eigentlich plastische Figuren hat er nicht sehr viele geschaffen. [25] Vor allem die Nebenpersonen werden so karikaturistisch behandelt, bleiben freilich gerade dadurch für den Leser sehr scharf und deutlich in Erinnerung⁹. Ich denke dabei an die vielen putzigen und schnurrigen Gestalten von Waldläufern und Präriejägern, von türkischen Beamten und Dienern, von Kaffeehauswirten und Offizieren, die in den Romanen in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit auftreten. Jeder Leser Mays wird sich mit Vergnügen dieser meist humoristisch gefärbten Figuren erinnern. Eine andere Art der Darstellung wendet er bei den „hohen Menschen“ an, die in den Erzählungen vielfach erscheinen. Sie sind meist blasser, schemenhafter, zu sehr Gedanke, zu wenig Fleisch und Blut. Ganz besonders ist das der Fall bei den weiblichen Gestalten, die May eigentlich niemals so recht gelingen: sie haben kein Fleisch und Blut, es fehlt ihnen das eigentlich Weibliche¹⁰. Ebenso sind die schlimmen Gesellen im ganzen oft blaß und eintönig, wenn es ihm zuzeiten auch gelingt, einzelne ausgezeichnet zu charakterisieren (so etwa den Schut oder einzelne Indianerhäuptlinge). Ganz runde Menschen aber weiß er zu machen aus den Gestalten seiner Liebe, aus seinen Freunden Winnetou und Hadschi Halef Omar. Diese beiden sind einfach unvergeßlich: der stolze, edle, hochstrebende, dabei kaltblütige, kühne, scharfsinnige Indianer, in dem alle guten Eigenschaften der roten Rasse verkörpert sind, und der ebenso [26] stolze, prahlhansige, schlagbereite, unerschrockene, phantastische, leicht erregbare Araber, in welchem Gutes und Böses des Orientalen sich seltsam mischen – diese beiden lernen wir in so mannigfachen Lagen, in so vielen Szenen kennen, daß sie uns ebenso zu Freunden werden, wie sie es ihrem Schöpfer gewesen sind. Man muß sagen, daß zur Schöpfung solcher Gestalten ein ungemeines Talent gehört und daß May unzweifelhaft dichterische Kräfte hier hat zu Gestalten werden lassen.

Ueber Karl Mays Schreibstil ist wenig zu sagen: er ist nicht gerade sehr gefeilt, oft nicht frei von Flüchtigkeiten und kleinen Schönheitsfehlern, im ganzen aber richtig, immer anschaulich und packend. Es ist ein gewisser Zug in seinen Sätzen, eine wirkliche Erzählerlust und Fabulierfreude, die unwillkürlich mitreißt und fortträgt. Ganz frei ist der Stil Mays von eigentlichen Verstößen gegen den guten Sprachgeist, ganz frei im allgemeinen auch von ödem Schwulst, so daß von dieser Seite sehr wenig gegen May zu sagen ist.

Am fesselndsten ist May aber, wenigstens für den Aesthetiker, da, wo er zu großen schwungvollen Szenen ausholt, wo er bedeutende Gedanken und starke Empfindungen zu symbolisieren sucht. Nach Mays eigener Deutung seines Schaffens sind ja diese symbolischen Szenen der eigentliche Zielpunkt der ganzen Handlung. Ich habe an anderer Stelle schon gezeigt, daß und warum diese Deutung mir nicht einleuchtet, daß vielmehr die fabulierten Szenen neben den symbolischen unvermittelt stehen. Aber sie sind einmal da – und erweisen sich in ihrer Art oft als bedeutend. Manches freilich ist ganz im Allegorischen steckengeblieben, so etwa der vierte Band von „Im Reiche des silbernen Löwen“, wo die Handlung stockt, endlose Gespräche [27] und Betrachtungen eingeschoben sind und alles ins Bedeutsame erhoben werden soll. Diese Erhöhung und Erhebung geht nun nicht zwanglos vor sich, wie dies in der wirklichen Dichtung der Fall ist (etwa weil es dort organisch geschieht), sondern es wird durch fortwährendes Hineinreden des Verfassers dem Leser die Bedeutsamkeit klar gemacht. Die Gestalten des Ustad und des Aemir-i-Sillan verlieren immer mehr an Körperlichkeit, werden immer mehr Schemen, je mehr sie als Träger sich bekämpfender Anschauungen und nicht als handelnde Menschen auftreten. Die Durchallegorisierung der Welt erstreckt sich in diesem Roman selbst auf Pferde und Waffen, auf Landschaft und Wetter, und am Ende wird einem vor lauter Bedeutsamkeiten ganz bang zumute; man verliert alle Augenblicke den Faden der Handlung, weiß dann nicht, was diese oder jene Person oder Handlung bedeutet, und ist am Ende froh, wenn der Roman schließt. Aber selbst innerhalb dieser etwas tollen sinnbildlichen Darstellungsart gibt es Ruhepunkte, in denen der Dichter bedeutende Gedanken in klare Gleichnisse zu hüllen weiß – als Beispiel verweise ich nur an den merkwürdigen Traum im vierten Band von „Im Reiche des silbernen Löwen“, worin, wie bei Strindberg, merkwürdige Seelengeschehnisse berichtet werden.

Doch abgesehen von diesen allegorisierenden Teilen in Mays Romanen gibt es ab und zu sehr bedeutende Ansätze zu wirklich symbolischen Szenen. Ich erinnere an den Zusammenstoß Kara Ben

⁹ Am deutlichsten ersieht man das aus dem „Blauroten Methusalem“, dem drolligsten aller May-Romane.

¹⁰ Hans Blüher würde hierüber vielleicht Geistreiches zu sagen haben, gerade im Zusammenhang mit seinen sonstigen Forschungen über die Erotik der Jugendlichen und das Wesen des Führertums.

Nemsi mit Ghulam el Multasim. Dieser erfährt, daß Kara ihn und seine Geheimnisse kennt; er verlangt eindeutige Stellungnahme. Kara bekennt sich als Gegner und läßt dadurch die Blutrache auf sich:

[28] „Du weißt aber, daß ich der Bluträcher gegen dich bin?“

„Ja.“

„So sei von dieser Stunde an gesegnet von allen Teufeln, die in des obersten Scheitan tiefster Hölle wohnen. Du entgehst mir nicht!“

„Und du sei geleitet und geführt von den Engeln der Selbsterkenntnis und der göttlichen Barmherzigkeit. Der über allen Menschen steht, der steht auch über dir. Wehre dich, so viel du willst, ihm entgehst du nicht!“

„Hund!“

„Mensch!“

„Ich speie aus vor dir. Lecke es auf! Wenn nicht jetzt, dann später. Ich werde dich dazu zwingen!“

Er spuckte vor mir nieder, warf mir die geballte Faust entgegen, drehte sich um und ging.

Bis hierhin ist alles sehr schön, packend, groß empfunden, dramatisch. Und jetzt verdirbt sich May für jeden ästhetisch wie sittlich feiner empfindenden Menschen die ganze Szene durch den folgenden Satz, der platt und wegen seiner Eitelkeit peinlich und aufdringlich ist: „Ich hatte Hafis Aram, den Scheik der Kalhuran, und sein Weib von der Blutrache erlöst. Dafür aber war ich ihr nun selbst verfallen. Diesen letzteren Umstand aber durften die Dschamikun nicht erfahren. Wer wahrhaft dankbar ist, wird nie vom Danke sprechen! – – –“¹¹. Man sieht hier, wie an einem Schulbeispiel, daß ein Fehler im Sittlichen sich ästhetisch als Geschmacklosigkeit und Platttheit unmittelbar rächt.

Aber auch große, reinempfundene Szenen gelangen May – zwei Beispiele stehen für viele andere. Am Ende des ersten Bandes von „Im Reiche des silbernen Löwen“¹² spricht Kara Ben Nemsi, auf dem flachen Dach eines Hauses sitzend, den gestirnten Himmel über [29] sich, mit einem türkischen Offizier über die letzten Dinge. Das Firmament strahlte so kurz nach dem Neumond in seinem vollsten Glanz; die Abendluft bewegte die Palmenwedel, deren zeitweiliges Geflüster die einzige Unterbrechung der in dieser abgelegenen Gegend herrschenden tiefen Stille war ...

„Effendi, glaubst du an Gott?“

Ich erschrak fast, als diese seine Frage so plötzlich und unvorbereitet durch die tiefe Stille klang.

„Ja,“ antwortete ich nur mit diesem einen Wort.

„Ich nicht!“

Es gibt in der Literatur der Achtziger- und Neunzigerjahre wenige Erzählungen, in denen sich eine so große und einfache Szene fände – schade, daß May sich nicht zu beschränken weiß – aber seine Kritiklosigkeit gegen sich wie gegen sein Werk verleitet ihn nun zu endlosen Erörterungen, und so geht der große Eindruck in einem weitschweifigen Gespräch verloren.

Das andere Beispiel, das ich hier beibringen möchte, steht im dritten Bande des „Winnetou“ – es ist die Szene, in der Winnetou zum erstenmal, kurz vor seinem Tod, mit Old Shatterhand vom christlichen Glauben spricht. Winnetou hat dem Gesang eines Ave Maria gelauscht, das deutsche Ansiedler gesungen haben, und sich dann allein entfernt; Old Shatterhand geht ihm nach einiger Zeit nach, weil er fürchtet, daß ihm ein Unfall zugestoßen sein könnte. „Der Richtung folgend, in der ich ihn hatte verschwinden sehen, näherte ich mich dem See. Eine etwas erhöhte Felsplatte ragte über die dunklen Wasser hinein, und auf ihr sah ich die Gestalt des Gesuchten. Er saß hart am Rande, bewegungslos wie eine Statue. Mit leisem Schritt näherte ich mich ihm und ließ mich neben ihm [30] nieder, wo ich in lautlosem Schweigen verharrte. Es verging eine lange, lange Zeit, ohne daß er sich regte. Endlich aber erhob er langsam den Arm, deutete in das Wasser hinein und sagte wie unter einem tiefen, sein ganzes Nachdenken in Anspruch nehmenden Gedanken: ‚Dieser See ist wie mein Herz.‘

Ich antwortete nichts. Er fiel wieder in sein Schweigen zurück und sagte erst nach einer sehr langen Pause: ‚Der große Geist ist gut; ich liebe ihn!‘ Und nun entwickelt sich ein Glaubensgespräch, das kürzer ist als jenes oben erwähnte und deswegen auch stärkere Wirkung hat. Schöner noch als diese Szene ist der Abschied zwischen Winnetou und Old Shatterhand. Es ist am Vorabend eines heißen Kampftages. Winnetou geht beiseite, Old Shatterhand tritt zu ihm – und nun eröffnet Winnetou seinem Freunde Scharlih in vertraulicher Zwiesprache seine Ahnungen und letzten Gedanken. Die ganze Zärtlichkeit und Süße einer

¹¹ Bd. 28, S. 533.

¹² Bd. 26, S. 417/8. [539]

keuschen Freundschaft schwingt in diesen Wechselreden, in denen wieder nur gewisse Flachheiten den großen Eindruck stören. Ich wüßte wenige deutsche Dichter der letzten Zeit, die eine solche Szene zu gestalten auch nur versucht hätten.

Nicht ohne eine gewisse Wehmut sieht man, welch ein bedeutendes Talent so aus Mangel an Distanz zu sich selber, aus Mangel an Selbstkritik nicht zu rechter Auswirkung kam. Daß er auf dem rechten Weg war, beweist der Enthusiasmus, den ihm die Jugend und das Volk entgegenbrachte. Ihnen bot die Literaturpoesie der Zeit nicht, was sie wollten und immer gewollt hatten: Spannung und große Gefühle, Nahrung für Phantasie und Seele, und so nahm sie dankbar, was Karl May reichte. Die Jugend und das Volk **[31]** spürten das bedeutende Wollen, den großen Schwung in Karl May, und sie waren sich nicht klar über die mancherlei Entgleisungen dieses Mannes, der gab, was sie entbehrten: Farbe und Buntheit ins Grau ihres Lebens, Bewegung in die Oede ihres Daseins, Anregung in die Langeweile der Mechanisierung.

Für die Dichtung unserer Tage bedeutet der Erfolg Karl Mays eine Mahnung: große Stoffe, bedeutende Handlungen, erhebende Gefühle, tiefe Gedanken allein vermögen das Volk zu ergreifen; nur in großen Bildern kann man ihm seine Nöte und Leiden, Freuden und Seligkeiten deuten und gestalten. Die Literatur der Privatschmerzen aber, die ach so kultivierte, hat ihre Wirkung nur auf enge Zirkel und Kreise, die Literatur der Depression lockt nur Intellektuelle, das Wort mit jenem peinlichen Beigeschmack der Vorkriegszeit genommen. Gewiß, Karl May war vielleicht kein Dichter, aber ein großes Talent mit dem richtigen Instinkt, das ohne die große Selbstsicherung der künstlerischen Disziplin entartete, und so steht, wie in seinem Werk, Großes und Kleines, Schönes und Häßliches dicht und unvermittelt nebeneinander. Vergessen wir es nicht: er war im tiefsten Elend und rang sich empor, er schrieb Indianergeschichten und deutete sie faustisch, er war Strafgefangener und Prediger, und er gewann die Herzen der Jugend und des Volkes. Unsere Dichtung kann viel von ihm lernen – und die Erfahrungen an ihm sollten nicht vergessen werden. Bleiben aber wird, auch wenn seine Erzählungen vergessen sind, seine Selbstbiographie, weil ein merkwürdiger und in seiner Weise bedeutender Mensch sein Leben und Streben darin niedergeschrieben hat.

Der Sohn des Webers¹³

Von Hermann Heine

Mag die Wertung Karl Mays einstweilen noch jenseits von Kunst und Literatur liegen, er und sein Werk sind zwei der merkwürdigsten und spannendsten Rätsel. Trotz aller Anfeindungen ist er noch heute der volkstümlichste Schriftsteller. Die Jugend, ihre Begeisterung gehören ihm voll. Der Literat? Der Gebildete? Gewöhnlich macht er eine kühle Geste. Gesteht nicht gern, daß er sich oft heimlich an Mays Erzählerkunst entspannt. Die Rothaut ist es, die Rothaut, die nicht salonfähig ist, der kein Platz in der Literatur zukommt. Wigwam, Skalpe, Marterpfahl und Lagerfeuer? – Uff! Uff! – Der weiße Mann sei gerecht: er höre etwas von dem großen Blaßgesicht „Old Shatterhand“!

May ist am 25. Februar 1842 zu Hohenstein-Ernstthal in Sachsen geboren. Sein Vater war ein armer, oft arbeitsloser Weber, die Mutter später Hebamme. Das Kind war in den ersten Lebensjahren blind, erhielt aber durch eine Operation sein Augenlicht wieder. Durch eine greise, märchenerzählende Großmutter wird die Phantasie des Knaben früh angeregt. Tagsüber muß er mit den Geschwistern Handschuhe nähen, abends in einer Kneipe Kegel aufsetzen. Der Vater schleppt alte Schmöker herbei und zwingt das Kind, **[33]** alle lateinischen Pflanzennamen auswendig zu lernen. Ueberpfropft es mit einem Wust von Wissen und liest gleichzeitig mit dem reichbegabten Jungen Schriften aus einer Schundbibliothek: Räuber-, Nonnen-, Raubrittergeschichten. Die Familie spart, denn das Kind soll Lehrer werden. May besteht die Prüfung und wird Lehrer an einer Fabrikschule in Altchemnitz.

Jetzt beginnt die Tragik seines Lebens, eines Schicksals von solcher Wucht, von solcher Tiefe und Höhe, wie es wenigen Sterblichen zugemessen wird. May verging sich gegen die Strafgesetze. Zweifellos ist er ein Neurotiker, belastet mit einer falschen Erziehung, außerdem eine abenteuerliche Natur. Das Abenteuer, sein ungeordneter Drang nach Betätigung überwindet die ethischen Hemmungen. Er wird auf ungesetzlichen Wegen ergriffen und büßt wiederholt Eigentumsfrevel mit Freiheitsstrafen. Was er tat, ist fast unglaublich. Seine letzte Strafe bringt die innere Umwandlung des Menschen. In stiller Zelle, in völliger Einsamkeit, studiert der Gefangne mit einem unerhörten Fleiß alle Bücher und wissenschaftlichen Werke, die man ihm zugänglich macht. Er entwirft Pläne, skizziert die Grundlagen seiner späteren Schriften. Nach verbüßter Strafe schreibt er Humoresken und Novellen und eine Reihe Kolportageromane unter einem Pseudonym. Gleichzeitig beginnt er mit seinen Reiseerzählungen in „Ich-Form“, die ihn bald zum beliebtesten und gefeiertsten Schriftsteller des Volkes machen. Aber diese „Ich-Form“ wird ihm persönlich zum Verhängnis. Denn jeder vermutet in „Kara Ben Nemsi“ und „Old Shatterhand“ unzweideutig den Schriftsteller Karl May. Körbe voll Verehrerbriefe laufen nun täglich in seiner Villa ein. Die ihm Hosianna singen, setzen sich **[34]** zusammen aus allen Ständen: Fürsten, Geistesarbeiter, Künstler, Lehrer und Priester, alle jubeln diesem Mann zu. – May tut nichts, um den Irrtum aufzuklären. Läßt sich verehren. Läßt sich bewundern. Ja, er versucht, den Eindruck zu erwecken, als habe er alle geschilderten Erdteile vorher bereist. Einige große Reisen wurden aber erst unternommen, nachdem May einen Teil seiner Werke bereits geschrieben hatte.

Es ist der Zwiespalt seines Lebens, daß seine geniale Phantasie ihn zwang, sich selbst mit den Heldengestalten seiner Werke zu verquicken. Die Welt glaubte ihm. Die Welt kannte Karl May nur als den Lichtmenschen, als den Ritter ohne Furcht und Tadel, der gerecht und gütig war. Wie verlockend mag es für ihn gewesen sein, sich und seinen Verehrern einzureden: zur Zeit seiner Vorstrafen sei er auf Reisen gewesen, auf Löwen- und Pantherjagden oder bei seinem roten Bruder Winnetou. Und aus dieser Zwangslage entwickelte sich ein Zusammenbruch, der eine Zeitlang das beste Wollen dieses Mannes in Frage stellte.

May war berühmt. May hatte einen Leserkreis, der nach Millionen zählte. Er besaß Geld und eine eigene Villa. In jeder Bücherei waren seine Werke zu finden. Machte nun wirklich lange Reisen nach dem Orient, nach Amerika und wurde so, fleißig arbeitend, sechzig Jahre.

¹³ Der vorliegende, für den Rundfunk bestimmte Aufsatz darf beliebig, auch ohne Quellenangabe und mit anderer Ueberschrift, abgedruckt oder vorgetragen werden. Die Herausgeber.

Da stand plötzlich das Gespenst seiner Vergangenheit auf. Mißgunst und Neid zerrten es ans Licht. Leise sickerte es in der Presse: May ist vorbestraft! Seine Bücher hat er in der Zelle geschrieben! Nichts hat er erlebt! Seine Abenteuer sind Schwindel! – Ein grausamer Kampf begann gegen ihn. Waren seine Werke durch diese Entdeckung nun aber schlechter geworden?! **[35]** Was an Hohn, Spott und an Verleumdung über ihn ausgeschüttet wurde, war fürchterlich. Wieder handelte May vollkommen falsch. Er hatte sich selbst eingefangen und zerrte an den Banden. Noch fehlte ihm der Mut, sich selbst zu befreien. Wieder klärte er nicht auf. Er versteckte sich hinter Vorwänden. Die Presse beruhigte er. Die Gegner verklagte er. Den Freunden streckte er hilfeschend die Hände entgegen.

Jetzt sollte er aufstehen, bekennen; sollte sagen: „Ja, ich bin der Vorbestrafte, der mit den Gesetzen wiederholt zusammenprallte. Was ich tat, habe ich gesühnt. Ich habe mich mit eigener Kraft aus einem finstern Abgrund emporgearbeitet. Ich habe mit meinen Schriften tausendfach wiedergutmacht.“

Immer ängstlicher, immer tastender, immer unsicherer wird der Kampf, um seine Ehre zu retten. Zwar werden fast alle Prozesse zu seinen Gunsten entschieden, aber der giftige Krieg gegen ihn zermürbt seinen Körper. Und man schleppt sein Zerrbild durch alle Blätter.

Da endlich – zu spät, viel zu spät – schreibt er sein erschütterndes Bekenntnis: „Ich“, schreibt von seinem Leben und Streben, unter Tränen nun bekennd. Auch seine Beichte ist subjektiv gefärbt. Sie gibt keinen vollkommenen Aufschluß über die dunkelste Zeit seines Lebens. Das ist menschlich verständlich. Denn er muß nun als fast 70jähriger von der Höhe, worauf ihn Ruhm und Begeisterung trugen, wieder hinabsteigen in die fürchterliche Zeit seiner Jugend. Diese Selbstverteidigung ist eins der ergreifendsten Bücher des Strafgefangenen, der zum Volkserzieher wurde.

Mit diesem Werk ist seine Aufgabe erfüllt. Seine Kraft verzehrt. Seine Gesundheit zerrüttet. Noch einmal **[36]** wendet er sich persönlich an seine Gemeinde, um sein Werk zu verteidigen. Er fährt nach Wien und spricht im akademischen Bund. Der Erfolg war beispiellos. Von einer Begeisterung getragen, wie sie kaum ein anderer Schriftsteller jemals erlebt hat. Man küßte dem Greis die Hände, umjubelte ihn und überschüttete ihn mit Blumen. Das war die letzte Genugtuung, die das Leben ihm gab.

Acht Tage später, am 30. März 1912, starb May zu Radebeul bei Dresden. Seine Villa, sein Vermögen vermachte er einer mildtätigen Stiftung für notleidende Schriftsteller.

Der Kampf um ihn verstummte nach seinem Tod. Hatte man ihn bei Lebzeiten zu sehr gelobt, später um so mehr getadelt, so versuchte man jetzt, ihm gerecht zu werden. Peter Rosegger, Ludwig Gurlitt, Heinrich Lhotzky und viele andere traten für ihn ein.

Das Leben Mays ist nicht ein alltägliches Schicksal. Der Weg, den er als Schriftsteller in der Abenteuerliteratur einschlug, war neu. Alle andern Vertreter dieser Literaturgattung: Defoe, Cooper, Gerstäcker, Möllhausen, [Paul] Duplessis, Kipling, Wells und weitere behandelten wohl verschiedene Themen, aber die Form ihrer Erzählungen war durchweg die gleiche. May erfand die „Ich-Form“. – Seine lyrischen Erzeugnisse überschätzte er zweifellos. Sein dramatischer Versuch blieb ein Versuch. – Später geheimnißte er viel Symbolik in die letzten Werke und erklärte, um dem Vorwurf als Jugendschriftsteller zu entgehen – aber ist das ein Vorwurf? –, seine Bücher seien etwas ganz anderes als spannende Abenteuerromane. „Kara Ben Nemsî“ und „Old Shatterhand“ seien nicht er, Karl May, sondern die Menschheitsfrage, der Edelmensch **[37]** im allgemeinen, der durch alle Länder zieht, um sein Evangelium durch die Tat zu verkünden.

Nun, wir wollen diese Behauptung hier nicht kritisch untersuchen und nur eine Frage aufstellen: War er wirklich so herzlich unbedeutend, wie man vielfach behauptet?! Nicht der Umstand, daß seine Bücher mit mehr als 4½ Millionen Bänden auf dem Markt den Rekord schlugen, soll sprechen, sondern die Tatsache, daß man an ihm einfach nicht mehr vorübergehen kann. Die „Weserzeitung“ sagt: „May ist, was einmal entschieden festgestellt werden muß, im deutschen Schrifttum eine einmalige, unnachahmbare Erscheinung von großem Ausmaß.“ – Das literarische Echo: „Es erscheint unglauwürdig, daß ein Schmock ohne jede Qualität eine so lange und kräftige Wirkung auf eine im Kern gesunde Jugend, wie die deutsche ist, haben kann.“ Und Hermann Hesse sagt von ihm: „Er ist nämlich gar kein Macher, sondern von einer geradezu verblüffenden naiven Ehrlichkeit. Er ist der glänzendste Vertreter eines Typs von Dichtung, der zu den ganz ursprünglichen gehört, und den man etwa ‚Dichtung als Wunscherfüllung‘ nennen könnte.“

Karl May und der Sport

Von Otto Eicke

Im Anfang war es nur eine Spielerei, dann ein Steckenpferd, eine Liebhaberei einzelner, heute ist daraus eine Massenbewegung geworden, ein Allgemeingut, ein Stück Zeitgeist, dem Staat und Gemeinde, Presse und Verwaltung Rechnung tragen, dem sie ihre Aufmerksamkeit, ihr Wohlwollen, ihre Förderung zuteil werden lassen. Am Sport kann heute schlechterdings keiner mehr achtlos vorübergehen. In den Herzen der Jugend hat er alle Arten von Spiel, die nicht mit dem Sport zusammenhängen, verdrängt. Von den Schulen wird er gepflegt, von den Aerzten empfohlen. Militär und Polizei füllen damit ihre Freizeit aus. An den Universitäten vertrieb er siegreich das alte Rauf- und Saufstudententum. Ertüchtigung des Körpers im Sport: das ist das Losungswort unserer Zeit. Sport gilt als Gegengewicht gegen alle stubenhockerische Geistesarbeit. Und darüber hinaus ist die Ausübung des Sports zum Betätigungsfeld der dem Germanen angeborenen Kampfeslust geworden. Wie man die Kräfte mißt im geregelten Spiel: das ist freie Lust derer, die den Sport selbst ausüben, und spannendes Schauspiel für die vielen, oft die Tausende, die den sportlichen Wettkämpfen als Zuschauer folgen.

Kein Wunder also, daß auch in der Literatur der Sport einen Platz zu gewinnen beginnt. Sportromane sind heute keine Seltenheit mehr. Die sportlustige Menge liebt es, ihre Helden auch als Helden ihrer Romane zu bewundern. Die Zeiten der „Empfindsamkeit“ [39] sind weit, weit entschwunden. In verstaubten, vergessenen Büchern nur spiegeln sie sich noch und führen da ein schattenhaftes Dasein. Und wenn etwa Goethes „Werther“ auch immer seinen Ewigkeitswert behalten wird: dem Empfinden der breiten Masse von heute ist er doch so fern wie nur irgend denkbar. Unsere Zeit will andre Helden. Ihre Menschen greifen zu andern Büchern.

Wie steht es da nun mit Karl May, dessen Werke doch unbestritten heute noch genau so wie vor Jahrzehnten zu den Lieblingen der deutschen Jugend, des deutschen Volkes zählen? Ist etwa auch er im Zeitalter des Sports „unmodern“ geworden? Eine kurze Prüfung dieser Frage zeitigt ein überraschendes Ergebnis: Karl May, dieser Tausendkünstler, dieser feine Kenner der Volksseele und ihrer Neigungen, wird auch hier den Forderungen des Tages gerecht. Seine Helden sind tadellose „Sportsmen“, in allen Sätteln gerecht, wie geschaffen, von den Menschen unsrer Tage bewundert zu werden. Der Sport – wenn dieses Wort selbst wohl auch kaum von Karl May gebraucht wird – spielt in seinen Romanen wahrhaftig nicht die letzte Rolle. Und alle Arten von Sport kommen bei ihm zu ihrem Recht: Reiten, Schießen, Schwimmen, Fechten, Speerwerfen, Laufen, Boxen, die Jagd u. a. m. Sehen wir einmal genauer zu!

Karl May war ein großer Tierfreund. Unter allen Tieren am meisten aber liebte er wohl die Pferde. Das wird von einem bezeugt, der ihn persönlich gekannt hat (siehe Karl-May-Jahrbuch 1925, S. 84). Das erkennt man nicht nur aus der Art, wie er von Rih, Hatatitla, Swallow und andern edlen Rossen erzählt, denen das Herz ihrer Herren gehört wie einem guten Freund, sondern auch aus den Schilderungen, die er [40] von solchen Rassepferden gibt. Da spricht nicht nur der Pferdekennner, sondern auch der Pferdefreund. Also ist es nur folgerichtig, wenn das Reiten in Mays Werken einen großen Raum beansprucht, man kann getrost sagen: das regelrechte, sportmäßige Reiten. Das Zähmen des unzugerittenen Tieres wird dargestellt in Winnetou I, da Old Shatterhand den Rotschimmel bändigt, den der alte Gunsmith Henry für ihn ausgesucht hat. Hier geht es Kraft gegen Kraft, daß das Pferd „trieft vor Schweiß und große, schwere Flocken schäumt“. Jeder Gestützureiter könnte an dieser Schilderung seine Freude haben. Ein andermal fängt es der Held (Kara Ben Nemsis) anders an, wenn man so sagen darf: mehr auf psychologische Art. Er kirrt das falsch behandelte, edle, rassereine Wüstenroß, indem er in ihm die Erinnerung an seinen ursprünglichen Herrn weckt, der gewiß ein freier Beduine war. Der Haïk, der arabische Zuruf, die Dattel, auf flacher Hand geboten, sind die Zähmungsmittel, und das allen bisher so widerspenstige Tier ist besiegt (vgl. Im Lande des Mahdi I). Ins Kapitel „Reiten“ gehört ferner der erste Ritt Kara Ben Nemsis auf seinem Rih im „Tal der Stufen“ (Durch die Wüste), die Verfolgung des Schut an der „Verräterspalte“ (Der Schut) und die Jagd nach dem Pferdedieb, dem Ismilaner Deselim (In den Schluchten des Balkan), das Musterbeispiel eines Hindernisrennens voll Spannung und Nervenkitzel, und zwar nicht in der Bahn, sondern im freien Gelände, über Stock und Stein, Graben und Hecken, über tote und lebende Hindernisse hinweg. Welchem Anhänger des Reit- und Rennsports sollte dabei nicht das Herz warm werden! Diese Beispiele ließen sich noch

häufen. Aber es mag genug sein. Nur der letzte Ritt Kara Ben [41] Nemsis auf seinem Rih, das schmerzvolle Ende des edlen Tieres sei hier noch erwähnt (Der Schut).

Natürlich ist es in Mays Reiseerzählungen vor allem der Held (Old Shatterhand – Kara Ben Nemsis), der alle sportlichen Höchstleistungen vollbringt. Er ist der Reiter, den keiner aussticht. Er ist auch der Meister im Schießen. Jeder Kenner der Mayschen Werke weiß, wie oft der Henry-Stutzen, das Zaubergewehr, im Streit den Ausschlag gibt. Es würde zu weit führen, hier alle die Begebenheiten aufzuzählen, die bei May von einem Wettschießen oder Meisterschießen handeln. Ein Beispiel für viele wird ausreichen. Es findet sich im Band „Durchs wilde Kurdistan“. Die Anhänger der Blutrache, die Kurden, versperren Kara Ben Nemsis und den Seinen den Weg. Er will sich Achtung verschaffen und zeigt ihnen, was die Waffen eines „Emir aus Germanistan“ zu leisten vermögen, natürlich in der Hand eines Mannes, der sie auch wirklich zu führen versteht. Mit den sechs Schüssen seines Revolvers trifft er die sechs Blätter eines Zweigs, den Halef in der Hand emporhält, „auf weitesten Abstand“. Dann elf Schüsse rasch hintereinander aus dem Lauf des Stutzens und die elf Kugeln sitzen im Stamm eines entfernt stehenden Baumes, eine genau unter der andern. Wer unter den deutschen Schützenbrüdern, die das Schießen als Sport betreiben, muß dieser Leistung nicht Anerkennung zollen? Sollte man nicht meinen, diesem Kara Ben Nemsis müßte es ein leichtes sein, wohin er auch käme, Schützenkönig zu werden?

Weiter das Schwimmen! Auch in diesem Gebiet des Sports weiß Karl May Bescheid, kennt alle „Kniffe und Listen“ und führt sie dem Leser vor: Wassertreten, Paddeln, Tauchen, Rücken- und Seitenschwimmen [42] usw. Wem fiel hier nicht sofort das große Wettschwimmen auf Leben und Tod ein, das in Winnetou I geschildert wird? Old Shatterhand überlistet und überwindet durch seine Schwimmkunst den obersten Häuptling der Apatschen Intschu-tschuna, den Vater Winnetous, und rettet dadurch sich und seinen Gefährten das Leben. Den Unterweisungen dieses Meisters im Schwimmen folgt dann wieder Yuma-Tsil, der jüngere Sohn des „Starken Büffels“, und geht infolgedessen als Sieger aus einem Wettschwimmen hervor, dessen Aussichten anfangs für den Knaben durchaus nicht günstig zu sein scheinen (Satan und Ischariot II).

Auch die ritterliche Kunst des Fechtens ist Karl May geläufig. Er erzählt ganz genau, „wie es gemacht wird“, und schildert einen regelrechten Zweikampf auf schwere Säbel; der Fachmann würde sagen: „sine, sine“, ohne Binden und Bandagen, sogar unter erschwerten Umständen, da der Gegner Kara Ben Nemsis nach unsern Begriffen ganz gröblich „bolzt“. Abu Seif nämlich, der „Vater des Säbels“, dringt wild und regellos auf den andern ein, dieser aber behält doch die Oberhand und tut den Gegner nach allen Regeln der Kunst ab, indem er ihm die Waffe aus der Hand schlägt. Und das alles, obwohl „der an der halben und ganzen Schwere, also an der Parierung dünne und an der halben und ganzen Schwäche starke und schwere Säbel“ wohl dem Orientalen, nicht aber dem Europäer geläufig und handgerecht ist (Durch die Wüste).

Sogar das Speerwerfen, das in der modernen Leichtathletik eine nicht unbedeutende Rolle spielt, ist bei Karl May vertreten. Gleich gegen zwei Gegner auf einmal tritt Old Shatterhand an (Satan und Ischariot II). Der Probewurf, der der Entscheidung vorgeht, [43] wird sportmäßig genau beschrieben. „Ich setzte den linken Fuß vor, wog den Speer in der Rechten, gab ihm durch eine Daumenbewegung die nötige Selbstdrehung und schleuderte ihn –.“ Kein Fachmann könnte diesen Vorgang in einer Sportzeitung sachgemäßer beschreiben.

Fürs Laufen gibt Karl May mehrfach eine fachmännische Belehrung, so etwa in Winnetou II, wo nach dem Bahnüberfall durch die Roten der Häuptling Parranoh sich zur Flucht wendet und von Old Shatterhand verfolgt wird. Es heißt da: „... während ich den Odem zu sparen suchte und in vollständiger Berechnung meiner Kräfte und der möglichen Ausdauer die Anstrengung des Laufes abwechselnd von einem Bein auf das andere legte.“ Gelernt hat Old Shatterhand diese Kunst von seinem Lehrmeister in allen Westmannstugenden, von Winnetou. Karl May betont dies ausdrücklich in Winnetou III, wo er uns gleichzeitig den Apatschen als Meister im Schnell- und Dauerlauf vor Augen führt: „Er sprang in Sätzen, die denen eines gehetzten Panthers glichen, stromaufwärts. Ich wußte, daß er in dieser Weise volle zehn Minuten lang mit dem schnellsten Renner um die Wette zu laufen vermochte; er hatte mich diese Sprünge gelehrt, bei denen man, nicht laufend, sondern sich in weiten Sätzen durch die Luft werfend, den Schwerpunkt immer nur auf das eine Bein legt, das gleichsam als Spannfeder dient, und dann, wenn dieses müde wird und zu zittern beginnt, auf das andere überwechselt.“ Einen eigentlichen, sportgerechten Wettlauf

schildert Karl May allerdings nicht; denn das Laufen zwischen Hobble Frank und dem Indianer, das im „Schatz im Silbersee“ erzählt wird, ist kein sportliches [44] Ereignis, sondern ein humoristischer Auftritt, mehr vergleichbar dem bekannten Wettlauf zwischen dem Hasen und dem Swinegel, von dem das deutsche Volksmärchen so ergötzlich zu sagen weiß.

Und das Boxen, das heute so viele Anhänger hat? In diesem Fach leistet der Held der Mayschen Romane ganz Bedeutendes; denn was anders ist Old Shatterhands bekannter Jagdhieb als ein guter *knock out*, der selbst den hühnenhaftesten Gegner unfehlbar zu Boden streckt?

Bleibt noch ein letztes Gebiet, das sehr wohl zum Sport in unserm Sinn zu zählen ist: die Jagd. Es ist ja selbstverständlich, daß Reiseromane, wie die Karl Mays, die in fernen Ländern, meist in unwirtlichen Gegenden, in der Wildnis spielen, von allerlei Jagdabenteuern zu berichten wissen. In Winnetou I wird kurz nacheinander die Jagd auf Büffel und auf wilde Pferde geschildert. Ein weit gefährlicheres Wild ist der graue Bär; wie der kühne Jäger ihn aufspürt und erlegt, lesen wir am ausführlichsten in Old Surehand II, wo ein ganzer Abschnitt dieser Jagd im „Bärental“ gewidmet ist. Dagegen erfahren wir aus einer Darstellung im Band „Durchs wilde Kurdistan“, wie die Kurden dem weit harmloseren Bären ihrer Heimat zu Leibe gehen, nur mit dem Speer, wenig ritterlich, mehr auf die alte Erfahrung vertrauend, daß viele Hunde des Hasen Tod sind. Die im Orient spielenden Romane Karl Mays bringen natürlich auch die Löwenjagd, so etwa „Die Sklavenkarawane“, während „Im Lande des Mahdi II“ ausführlich beschrieben wird, wie sich der Araber des „Herrn mit dem dicken Kopf“ erwehrt, wenn er gar zu dreist in die Herden einbricht, wie dabei ein Aufgebot von vielen Streitern auf [45] die Beine gebracht wird, von denen gar mancher die gefährliche Jagd mit dem Leben bezahlt, während es der Europäer im Vertrauen auf seine überlegenen Waffen wagt, dem König der Tiere ganz allein entgegenzutreten.

Schon nicht mehr unter den Begriff „Sport“ fallen die von May geschilderten Kampfformen mit dem Tomahawk (Winnetou I), dem Czakan (Der Schut) oder gar dem Messer (Winnetou I) und dem Schmiedehammer (Old Surehand II), soweit auch sie noch unter die Wettkämpfe zu rechnen sind.

Alles in allem, die Menschen von heute, die mit Leib und Seele dem Sport ergeben sind, müssen sich unbedingt für die Helden der Reiseromane Karl Mays begeistern: denn diese Männer (Old Shatterhand, Kara Ben Nemsî, Winnetou) sind echte, rechte Sportgestalten. Ihr Leben ist ja auch so gestaltet und eingerichtet, wie es von einem scharfen „Training“ verlangt wird. Winnetou trinkt nie einen Tropfen Feuerwasser, Old Shatterhand-Kara Ben Nemsî nimmt höchstens mäßig ein Glas Wein zu sich. Lieber noch ist ihm das deutsche Bier als harmloses Getränk. Er fordert es bei Mutter Thick und findet es sogar im Orient auf den Spuren des braukundigen deutschen Handwerksburschen. Im allgemeinen zieht er den Trank aus der klaren Quelle allem Rauschgift vor. So lehnt er den Wein ab, den der arme Ziegelerbeiter ihm bietet, das Hochzeitsgetränk, bestimmt für die Vermählung der Tochter, die nun aber schon lange in kühler Erde ruht oder nach des Vaters Irrglauben nicht ruht, da ihr Geist angeblich als Vampyr umherirrt (In den Schluchten des Balkan). So hütet er sich in Amadijah vor dem persischen Wein, dem Selim Agha und der Festungskommandant zum Opfer fallen (Durchs wilde [46] Kurdistan). Und immer wieder warnt Karl May vor den Tücken des Schnapses, am eindringlichsten wohl durch die Gestaltung der Schicksale des Gastwirts und Steuereintreibers von Khoi (Im Lande des Mahdi III), der beinahe am Raki zugrunde gegangen wäre. Karl Mays Helden sind Männer, die das kostbare Gut eines gesunden Körpers zu schätzen, zu pflegen und zu verwerten wissen. Karl May ist auch in dieser Beziehung „modern“. Seine Werke bleiben immer zeitgemäß, immer jung. Seine Gedanken sind immer die Gedanken von heute, seine Ziele und Ideale immer die des lebenden Geschlechts. Wahrhaftig ein Vorzug, ein Ruhm, den nur wenige unserer großen Erzähler mit ihm teilen. Vergessen wir das nicht, wenn es gilt, die Bedeutung Karl Mays im deutschen Schrifttum abzumessen und ihm den Platz anzuweisen, der ihm gebührt.

Fragen wir nun kurz nach den Gründen, warum Karl May in unserer Zeit des Sports wieder so „modern“ werden konnte! – Zufall? – Mit diesem billigen Wort läßt sich alles und nichts erklären. Oder besaß Karl May die Gabe, eine Entwicklung der Volksseele und ihrer Neigungen vorauszusehen wie kein anderer? Dann müßte man bei ihm geradezu übernatürliche Fähigkeiten voraussetzen, woran kein vernünftig Denkender, selbst der begeistertste May-Verehrer nicht glauben mag. Unsere Frage läßt sich zudem auch ganz klar und einfach beantworten. Die Sportbegeisterung unsrer Zeit ist ein durchaus natürlicher Vorgang, eine Gegenwirkung auf Jahrzehnte, in denen die körperliche Ertüchtigung zweifellos vernachlässigt wurde. Wohl wurde schon vor dem Krieg das Wort „*mens sana in corpore sano*“ häufig und mit großer [47] Gebärde

gebraucht. Aber es blieb meist bei dem Wort. Noch entsinne ich mich genau der Turnprüfungen unsres Gymnasiums. Sie wurden stets mit einer Ansprache geschlossen, in der das oben angeführte Wort gewöhnlich im Mittelpunkt stand. Und wie ein Hohn auf die graue Theorie wirkten dann auf den Nachdenkenden die schmalbrüstigen, dürrig-langgeschossenen, bebillten Gestalten nicht weniger unterturnenden Schülern, Stubenhockergestalten, Treibhauspflanzen. Frische, muskelstraffe Erscheinungen waren in der Minderzahl. Das ist heute vielfach besser geworden. Der Sport stählt die Körper der Jugendlichen. Die Bewegung kam vom Westen, von den angelsächsischen Völkern zu uns. Schon ist sie bei uns bodenständig geworden, rascher bodenständig als einst die Gedanken des Turnvaters Jahn. Rousseaus „Zurück zur Natur!“ wird in die Tat umgesetzt. Und hier liegen die tiefsten Gründe und Ursachen der überraschenden Erscheinung, daß Karl Mays Reiseromane mit ihren Helden wieder ganz dem Sinn und den Neigungen der Jugend von heute entsprechen.

Aus allen Schriften Mays weht den Leser ein starker, gesunder Hauch von Natürlichkeit an, erinnernd an den Erdduft der frisch aufgebrochenen Scholle. Man vergleiche mit seinen Werken gar viele neuzeitliche Erzeugnisse, die sich nicht genug tun können, krankhaft veranlagte, übernervöse, leidende, ja verbrecherische und unnormale Menschen zu gestalten; dann wird man ohne weiteres zugestehen, daß dem Volksschriftsteller Karl May – vielleicht unbewußt – ein „Zurück zur Natur!“ vorschwebte, wenn er im Geist seine Helden und ihre Schicksale formte. Diese Männer gehen fast mit der Sonne zur Ruhe und stehen mit der Sonne [48] auf. Es duldet sie kaum in den großen Städten mit ihren steinernen Käfigen. Der Sternenhimmel, das Laubdach des Waldes über ihren Häuptern ist ihnen das liebste Zelt; nur in eine Decke gehüllt schlafen sie, von den Strapazen des Tages ermüdet, fest und erquickend. Sie sind gewöhnt, Mühsale und Entbehrungen zu ertragen. Selbst eine Verwundung berechtigt sie nicht dazu, sich vor sich selbst schwach zu zeigen. Köstliche Erfrischung ist ihnen ein Bad im Fluß oder im Waldsee. Keine Gelegenheit dazu wird ungenützt vorbeigelassen. Kommen sie aber mit der Zivilisation in Berührung, so halten sie Maß in jedem Genuß, auch hier darauf bedacht, das kostbarste Gut, die Gesundheit, zu erhalten. Und doch gehören sie nicht zu den geistig Armen. Winnetou, der Schüler des Klekih-petra, steht geistig hoch über allen andern Vertretern seiner Rasse. Schon in der Zeit der ersten Bekanntschaft im Pueblo am Rio Pecos sieht Old Shatterhand in seinen Händen ein Buch, Longfellows „Hiawatha“. Old Shatterhand selbst aber ist nicht nur Jäger und Westmann, sondern ebenso sehr Gelehrter, Sprachforscher, Geologe, Ethnologe, sogar ein wenig Mediziner u. a. m. Er verkörpert ebenso wie Kara Ben Nemsis das Ideal der alten Forderung: „*mens sana in corpore sano*.“

Dies praktisch angewandte „Zurück zur Natur!“, das dem Zug unsrer Zeit entspricht, ist die Ursache aus der folgerichtig eine neue Begeisterung des neuen Geschlechts für Karl May erwachsen muß. Die Zukunft wird lehren, ob mit dieser Folgerung die Entwicklung der Dinge wirklich vorhergesagt oder nur vorausgesehen wurde.

[(49)]

Nochmals der Henrystutzen
(Die exzentrische Kugel¹⁴)
I.
Von Ingenieur Gustav Urban

©

¹⁴ Um diese in vielen Leserbriefen erörterte Frage nach beiden Richtungen zu beleuchten, erteilen wir zunächst unserm Mitarbeiter Urban das Wort. Im Anschluß daran folgt das ergänzende Urteil des Schußwaffensachverständigen Prof. Dr. Wandolleck.
Die Herausgeber.

Wir sehen hier einen Freund Karl Mays in denselben Fehler geraten wie früher seine ergrimmtesten Feinde. Beide vergessen, daß Karl May ein Dichter war. Man sollte m. E. in einer Dichtung nicht irgendwelchen Dingen nachforschen, die wir als „poetische Lizenz“ bezeichnen. Karl May hat alles das, was er schrieb, wirklich und ohne Zweifel erlebt, aber – in seinem Innern, und damit müssen wir stets rechnen. Eine Zergliederung und unter die Lupe nehmen hat weder Sinn für den Verfasser noch für den Leser. Während aber die Feinde Karl Mays sich meist streng, allzustreng, an seine Worte hielten, springt der Freund und begeisterte Verehrer ziemlich willkürlich mit den Aussagen des Dichters um. May schreibt, daß er in der Rolle des Old Shatterhand die Bekanntschaft des berühmten Büchsenmachers Tyler Henry gemacht und ihn dabei betroffen hätte, wie er im Begriff war, endlich einen langgehegten Plan auszuführen, nämlich eine Büchse mit 25 Schüssen zu konstruieren. Der [56] Unterrichtete sieht sofort, daß es sich um einen Revolver handelt. Der Revolver ist gewissermaßen die nationale Waffe des Amerikaners. Drüben im Westen hat diese in Deutschland erfundene Waffe eine große Rolle gespielt, und es ist nicht verwunderlich, daß sie, wenn auch nicht unter dem Namen Revolver, bei Karl May vorkommt.

Der Henry Karl Mays holt in Gegenwart Old Shatterhands ein polygonales Eisenstück hervor, dessen sämtliche Flächen von je einem Loch durchbohrt sind. Es wird die Trommel des zukünftigen Revolvers, und diese Trommel soll eine Kugel werden, und zwar eine exzentrische Kugel. Jetzt setzt Urban ein: er erkennt an, daß Karl May mit Henry nicht zusammengekommen sein kann. Er spricht nicht davon, daß ein Revolver erfunden werden soll. Aber er streicht auch an der Kugel das exzentrische. Was bleibt dann endlich von dieser ganzen Sache übrig? Er gibt sich die größte Mühe, mit allen Feinheiten der fortgeschrittenen Technik einen Revolver zu ersinnen, dessen Magazin eine Kugel ist. May spricht aber von einer *exzentrischen* Kugel. Urban sagt, eine exzentrische Kugel sei „in der geometrisch richtigen Form für den Henrystutzen unbrauchbar“. Daher behaupte ich, um mit seinen eignen Worten zu sprechen, daß „den Lesern des Urbanschen Artikels nicht entgangen sein wird, daß der Henrystutzen Urbans mit dem Henrystutzen der Reiseerzählungen nicht genau übereinstimmt“. Entweder mein Vorredner konstruiert den Henrystutzen mit der exzentrischen Kugel, oder seine Konstruktion hat für die Mayschen Erzählungen einen geringeren Wert als das im Nachlaß Mays aufgefundene Henry-Winchester-Gewehr.

[57] Trotzdem wollen wir uns in Kürze mit der oben geschilderten Konstruktion befassen. Das Magazin des Urbanschen Gewehrs ist eine Kugel. Ihre Achse geht durch die Seelenachse des Laufs. Sie wölbt sich also nach allen Richtungen um die Hälfte ihres Durchmessers, also um den gleichen Betrag ihres Radius aus der Seelenachse heraus. Nehmen wir die Patrone, die das Henry-Winchester-Gewehr schoß, die kurze Randfeuerpatrone von 35 mm Länge und 11 mm Dicke, so müßte diese Kugel einen Durchmesser von 81 mm haben, würde sich also um 4 cm über die Seelenachse erheben. Ingenieur Urban spricht zuletzt von einer 7.5 mm Patrone und meint offenbar damit das moderne randlose Geschoß des amerikanischen Heeresgewehrs Kaliber 7,65 mm. Diese Patrone hat eine Länge von 86 mm und eine Dicke von 12 mm. Die dieses Geschoß aufnehmende Kugel würde dann einen Durchmesser von 184 mm haben, sich also 92 mm über die Seelenachse erheben. Herr Urban wollte doch eine Schußwaffe erdenken und kein verwickeltes mechanisches Spielzeug; eine Forderung, die allerdings auch von den Waffenkonstruktoren der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, und nicht nur von den reinen Laien auf diesem Gebiet häufig außer acht gelassen wurde. Mit einem solchen Werkzeug soll man schießen und treffen und den Gegner sogar außer Gefecht setzen?! Der Erfinder muß dafür sorgen, daß sein Erzeugnis dieser Forderung in erster Linie entspricht. Zum Treffen gehört eine Zielvorrichtung, die aus Kimme und Korn besteht. Um die Waffe handlich zu machen, muß beides so niedrig wie irgend möglich gehalten sein. Allein schon bei der Henrypatrone müßte das niedrigste Absehen mindestens 4 cm oberhalb der Seelenachse [58] liegen, das Korn aber dann schon fast die Länge eines kleinen Fingers haben. Bei der neuzeitlichen Patrone würden diese Maße ins Groteske wachsen.

Das ist schon im allgemeinen ein Grund, eine Kugel als Revolvermagazin nicht zu benutzen. Der zweite Grund, der gegen die Verwendung dieser Form spricht, ist der, daß man sie als Behälter nur zur Hälfte

ausnutzen kann. Eigentlich ist das Magazin Urbans keine Kugel, sondern eine Halbkugel, die eine zweite nicht nur überflüssige, sondern sogar schädliche und die Konstruktion ungeheuer erschwerende Hälfte mit sich schleppt. Beim einfachen Revolver ist nur der eine Fehler der Gasentweichung zwischen Trommel und Lauf, den man aber auch durch neue Einrichtungen vermieden hat. Bei dem vorliegenden Entwurf haben wir zwei solcher Fehler. Urban sucht sie nun durch die Mittel der neuzeitlichen Technik auszugleichen, die im Revolver jene Fuge zu vermeiden bestrebt war.

Der Schuß ist eine gewaltige Explosion, die nicht nur das Geschloß vorwärts und die Waffe rückwärts treibt, sondern diese auch in all ihren Teilen auf das heftigste und plötzlichste erschüttert. Daher müssen bei einer Waffe alle Teile so stark und einfach wie möglich gehalten sein.

Wenn ich vorhin sagte, daß das erste Erfordernis einer Schußwaffe ist, die Möglichkeit, mit ihr zu schießen, zu treffen und den Gegner außer Gefecht zu setzen, so ist das zweite Erfordernis die denkbar möglichste Einfachheit. Diese Einfachheit haben wir z. B. beim neuen Mausergewehr, das das deutsche Heer führt. Wo bleibt sie aber bei den Konstruktionen Urbans? Eine große Menge von Federn und Federchen sind nötig, um allein die Patronen zu halten und [59] jene Fehler, die der Kugel unbedingt anhängen, auszugleichen. Eine Explosion, die ein Geschloß aus einer Waffe bei einer Anfangsgeschwindigkeit von 800 m in der Sekunde vorwärts treibt, drückt nach allen Seiten auf das sie umschließende Medium. Kein Stahlblech der Patronenhülse würde widerstehen. Das hat auch Urban eingesehen, und er führt nun noch eine verzwickte Sache ein: eine in jeder Patronenbohrung sich befindende stählerne Kammer, die die Patrone aufnehmen soll und die sogar noch Züge enthält, um die Abdichtung innerhalb der Kugel möglich zu machen. Dadurch werden die Kammern mindestens noch einmal so weit, denn der Explosion kann nur eine Kammer in der Dicke des hinteren Gewehrlaufs wirksam Widerstand leisten. Auf diese Weise wird die Kugel in ihrem Durchmesser mindestens 3 cm größer. Die Abdichtung soll dadurch erzielt werden, daß das Geschloß die die eigentliche Patronenhülse umschließende Stahlhülse mitnimmt und an den vorderen inneren Rand der Kugel anpreßt. Diese Dichtung ist keineswegs wirksam genug, um die hochgespannten, glühendheißen Pulvergase abzusperren. Schon nach dem ersten Schuß käme die Sache in Unordnung, und die starke Erschütterung, die der ganzen Waffe durch die Explosion mitgeteilt wird, würde schnellstens die vielen kleinen Federchen zerstören.

Ich sagte oben, daß durch das Einführen einer stählernen Kammer für jedes Geschloß der Durchmesser der Kugel erhöht wird. Er wird noch größer dadurch, daß die Kammer des Zylinderverschlusses Platz braucht. Eine wirksame Verriegelung ist bei einer neuzeitlichen Patrone nur dicht hinter dem Patronenboden möglich. Hier müssen innerhalb jeder Kugelbohrung die Nuten [60] für die Riegelwarzen eingefräst werden, wodurch unbedingt mehr Raum zwischen den einzelnen Patronenbohrungen erfordert und dadurch der Durchmesser wiederum erhöht wird.

Ingenieur Urban täuscht sich auch, wenn er glaubt, daß die die Kugel umhüllende Hülse genügt, falls man sie aus Stahlblech herstellt. Das müßte viel massiver sein, was die Waffe wiederum schwerer und unhandlicher machen würde.

Durch diese Ausführungen will ich nur sagen, daß es niemand einfallen würde, einen Revolver zu konstruieren, dessen Magazin aus einer Kugel besteht. Schon in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wäre kein Büchsenmacher auf den Gedanken gekommen, einen Revolver zu erbauen, dessen Magazin eine Kugel ist. Damals war die Konstruktion des Revolvers schon so weit fortgeschritten, daß z. B. [Thomas Wright Gardener] Treeby im Jahr 1855 einen Revolver patentieren ließ für 24 Schüsse, dessen Patronen in einer nach unten hängenden Kapsel auf einem unendlichen Band angebracht waren.

Wenn ich wirklich, was mir eigentlich gegen die Natur geht, an den Worten des Dichters Karl May derartig das anatomische Werkzeug anlegen will, so würde ich sagen: May hat mit seiner exzentrischen Kugel wahrscheinlich etwas ganz anderes gemeint. Ihm ist vielleicht von irgendeiner Seite die Mitteilung geworden von den damals sich überstürzenden Erfindungen der Geschloßformen. Möglicherweise schwebte ihm nur das ogivale (= spitzbogenförmige) Geschloß vor, das man ja auch heutzutage, obgleich es mit einer Kugel nicht das geringste zu tun hat, im Gesprächston als Kugel bezeichnet.

Meine ‚Begegnung‘ mit Karl May

Von Prof. Dr. Eduard Engel

Ich setze die Begegnung in Gänsefüßchen, denn – bin ich ihm begegnet? Die Leser mögen richten.

Es war im Herbst 1906, ich denke im November. Etwa sechs Wochen vorher war die erste Auflage meiner zweibändigen ‚Geschichte der Deutschen Literatur‘ in Wien und Leipzig erschienen. Zur Erholung von der jahrelangen erschöpfenden Arbeit war ich sogleich nach dem Erscheinen auf die Wanderschaft gegangen, durch Süddeutschland und die Schweiz nach Italien, bis nach Neapel. Ich wollte von dem Buche nichts sehen, denn der krankhaft eigenmächtige Verleger Georg Freytag hatte es mir noch im letzten Augenblick durch die Wahl eines mir nie vorgelegten wahnsinnigen Einbandes so verschandelt, daß ich eines Mißerfolges sicher war: auf dem Deckel einer Deutschen Literaturgeschichte prangte das Meisterwerk eines durch keinen Schimmer von Einsicht in seine Aufgabe gehemmten Wiener Künstlers: ein assyrisches Flügelpferd mit zündholzdünnen Beinen. Offenbar war der Zeichner angeregt worden durch die Bilder assyrischer Cherubime, die ja für eine Geschichte Deutscher Dichtung ausnehmend sinnbildlich waren.

Auch hören wollte ich zunächst nichts über mein Buch. Es war in Deutscher Sprache geschrieben, mußte also den Zorn aller Derer entflammen, die das Deutsche für eine arm Sprak, eine plump Sprak halten, und da mein Buch auch sonst gegen den Strom **[62]** schwamm, z.B. Gerhart Hauptmann für keinen großen Dichter, wohl gar für einen sehr kleinen, wenn überhaupt für einen, erklärte, so sah ich das Schicksal meines Lebenswerkes für besiegelt an.

Unterwegs, ich glaube in Neapel, las ich zufällig in einem Kaffehaus die Besprechung meines Buches von Professor Franz Muncker in der Frankfurter Zeitung. Es war eine Besprechung von der Art, die ich Klapphornkritik nenne („Er konnt‘ es zwar nicht blasen, doch blus er’s einigermaßen“), also etwa so: Engels Literaturgeschichte ist natürlich – er ist ja nicht staatlich besoldeter Universitätsgermanist – nicht viel wert, aber eigentlich ist sie doch vortrefflich. Ich überflog den sehr langen Aufsatz, ein ganzes großes Fölljetong, gelangweilt wie immer durch die Klapphornform des Urteils, und als ich gegen den Schluß über meine schlechte Sprache las, daß ich z. B. ‚ein so scheußliches Wort wie Deutschkunde zu bilden mich erdreistet hätte‘, da warf ich das Zeitungsblatt gradezu angeekelt weg. Deutschkunde, ein selbstverständliches, wahrscheinlich gar nicht von mir zuerst gebrauchtes Wort, war diesem Deutschen Professor scheußlich, Germanistik wie so wonnefein und traut.

Tiefverärgert durch diesen schlagenden Beweis der Unheilbarkeit des sprachlichen Undeutschtums selbst in den zum Deutschtum vor allen andern berufenen Kreisen kehrte ich nach Berlin zurück. Immer wieder in meinem Buch, an 20, an 30, an 50 Stellen hatte ich auf den Krebschaden an Leib und Seele des Deutschen Schriftentums und der Deutschen Gesamtbildung hingewiesen, und das war der Widerhall aus einem berufenen Munde gewesen. Von meinem Verleger lagen zwei dicke Postpakete mit den inzwischen **[63]** eingelaufenen Besprechungen in Zeitungen und Zeitschriften vor; mir graute vor dem Lesen, und mehre Tage blieben die Pakete uneröffnet. Deutschkunde ist scheußlich, Deutsch überhaupt ist scheußlich: so klang es in mir mißtönend und lähmend.

In dieser Stimmung bekam ich an einem trüben Novembertag zwei Briefe: einen von meinem Verleger, worin er mir kurz mitteilte, ohne ein Wort der Freude – ich hatte ihm vor der Abreise das Nötige über sein assyrisches Roß gesagt –, daß die Freistücke der zweiten Auflage an mich unterwegs seien; und ein dicker Briefumschlag von feinstem Papier, auf dessen Rückseite ‚Absender Karl May‘. Daß mein Verleger sich so lieblos und stumpf gegen den Verfasser eines Werkes mit einem solchen Erfolge verhielt, war trotz meinem Ruffel wegen seiner geschmacklosen Eigenmächtigkeit ein Verstoß gegen alle gute Sitte und mußte mich tief verstimmen. Gekränkte Eitelkeit? Keine Spur, denn der über alles Erwarten, das des Verfassers und des Verlegers, große Erfolg genügte ja einer noch so hochgespannten Selbstbewunderung: war doch die erste Auflage in 10 000 Stück gedruckt worden.

Noch immer spreche ich nicht vom Inhalt des Karl May’schen Briefes, sondern schiebe eine abermalige Verzögerung – auf Gebildet: Retardation – ein. Der Leser muß, um meine ‚Begegnung‘ mit Karl May richtig zu würdigen, wissen, daß ich an einem für das Fortkommen in der geistigen Welt, also unter den ‚Intellektuellen‘, verhängnisvollen körperlichen Gebrechen leide: mit fehlt ein unentbehrlicher Knorpel, der Knorpel für Auszeichnung, wie ich ihn zusammenfassend nenne. Ich bin ein sachlicher, nicht ein

persönlicher **[64]** Mensch. Ich habe starke Freuden an wohlgelungenen Sachen, auch denen von mir; an sachlichen Zielen, fachlichen Wirkungen; alles Persönliche kommt weit, weit dahinter. Lobhudeleien, denen kein öffentlich strebender Mensch entgeht, sind mir ein Greuel. Ich rühme mich dieser Seelenverfassung nicht etwa, denn sie ist mir angeboren; aber ich freue mich herzlich, daß ich so mangelhaft gebaut bin. Ich glaube nicht an Lobpreisungen, ziehe von jeder mir widerfahrenden 50 bis 95 vom Hundert ab und wiederhole mir immer wieder einen Satz, den ich vor einem halben Jahrhundert von Oskar Blumenthal gehört habe: ‚Was zu gut riecht, das stinkt.‘ Es sagte, so laute ein russisches Sprichwort.

Und da kam Karl Mays dicker Brief, und da öffnete ich ihn, und da las ich: ‚Hochzuverehrender Herr‘, oder gar ‚hochzuverehrender Meister‘, was ich schon besonders liebe, und dann kam ein Schwall aus Lobgesang und Weihrauch über mein ‚unvergleichliches Werk‘, und ganze Absätze überspringend las ich von Mays ‚gleichgerichtetem Streben zum Idealen‘, von der Macht des ‚Guten, Schönen, Wahren‘ – wahrhaftig ich weiß nicht mehr, was weiter, was auf der zweiten Seite des vier enggeschriebene Geviertseiten langen Briefes gestanden, – in einem Anfall von heißem Unmut nahm ich den großen Bogen prächtigen Papiers, mit seiner offenbar liebevollen Schönschrift, zerriß ihn in der Höhe, in der Breite, noch einmal und zweimal, und warf die Fetzen in den Papierkorb.

Ja, so tat ich vor zwanzig Jahren und schreibe es heute mit bewegtem Herzen nieder. Warum ich so gehandelt? Es ist schwer, sich nach zwei Jahrzehnten seiner Beweggründe genau zu erinnern, Selbsttäuschungen **[65]** laufen allzu leicht unter. Ich glaube jedoch, ich treffe das Richtige, wenn ich vornehmlich zwei Regungen für bestimmend halte: meinen Widerwillen gegen schwärmende, unsachliche Belobigung und meine durch keinerlei Kenntnis, sondern nur durch Hörensagen hervorgerufene Ablehnung des Schriftstellers Karl May.

Ich hatte damals noch nie ein Buch von ihm gesehen, geschweige gelesen; ja ich hatte, ganz von meiner Arbeit hingenommen, nur sehr selten seinen Namen gehört. Die jungen Söhne eines meiner ältesten Freunde, damals wohl Tertianer und Quintaner, antworteten mir auf meine Frage nach ihrem häuslichen Lesen: Karl May! und schilderten mir die Begeisterung ihrer Mitschüler für Karl May. Meine jungen Freunde, Erich und Werner, schwärmten auch für ihn, aber Erich, der ältere, mit einer Beimischung von beschämtem Widerspruch: Sein Vater, ein bedeutender Schulmann, hatte Karl May für Unsinn erklärt, aber die Jungen gewähren lassen; jedenfalls hatte er keinen Schaden an ihren Seelen aus dem Lesen Karl Mays befürchtet. Erich und Werner blieben meine Gewährsmänner für den literarischen Wert Karl Mays; ihre halb begeisterten, halb verulkenden Urteile waren meine Quelle. Für meine Deutsche Literaturgeschichte war ich ausnahmslos dem Grundsatz gefolgt, über kein Werk irgendwelcher Zeit ein Wort zu sagen, ohne das Buch in der Hand, und nicht bloß in der Hand, gehabt zu haben. Zwar geurteilt hatte ich, selbstverständlich, in meiner Literaturgeschichte nicht über Karl May; ohne eigne Prüfung, auf Grund von Erichs und Werners ernsten oder lachenden Urteilen, stand bei mir fest: über eine **[66]** Erscheinung wie Karl May spricht man nicht in einer Geschichte Deutschen Schriftentums. Wie groß schon damals die Verbreitung seiner Bücher war, wußte ich nicht, versuchte ich auch nicht festzustellen.

Von den Angriffen gegen Karl May habe ich mich nicht bestimmen lassen, weder damals noch später. Im Gegenteil: sein Hauptangreifer Ferdinand Avenarius – nicht der Dichter, dessen Buch ‚Lebe!‘ mir einen starken Eindruck gemacht – war mir mit der Zeit dadurch auf die Nerven gegangen, daß er sich, nach guten Anläufen in seinem ‚Kunstwart‘, immer mehr zu einem der mir tief zuwideren *Praeceptores Germaniae* aufwarf. Je schärfer ich seine Aufsätze nach Inhalt und Form prüfte, desto deutlicher wurde mir: hier werden auf künstlerischem Gebiet unter großem Getöse offene Türen eingestoßen, glatte Selbstverständlichkeiten durch tief sinnig tuende Satzschönköpfe und überreiches Aufputzen mit Fremdbrocken – ‚zertitudinal‘ war eine der Schöpfungen dieses Vorkämpfers der ‚Ausdruckskultur‘ – als Kunststoffbarungen verkündet. Sehr ähnlich dem Gebaren des Rembrandtdeutschen ^[Julius] Langbehn, der gleichfalls lauter abgedroschene Wahrheiten wie unerhörte Entdeckungen vortrug. Auf sittlichem Gebiet wirkten Avenarius‘ anklagende und richtende Brusttöne überheblich, auf Kenner des Menschen Avenarius pharisäisch. Das erhebene Wort ‚Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet‘, einmal nur ihm entgegengeschleudert, hätte ihm den eifernden Mund gar bald verschlossen.

Ich habe Karl Mays Brief kaum zu einem Viertel gelesen, habe ihm keine Bestätigung, keine Erwiderung gesandt. Brauche ich zu sagen, wie schmerzlich ich mein damaliges Tun und Unterlassen bereue, beklage? **[67]** Nie wieder habe ich ähnlich lieblos gehandelt. Ich werde nie erfahren, was Karl May, außer den

verhimmelnden Redensarten über unsern gemeinschaftlichen ‚Idealismus‘, mir gesagt, um was er mich vielleicht in seinem langen Brief gebeten, was er von mir, dem ihm völlig Fremden, erhofft hat. Welche eine Mahnung für jeden, der zu wirken vermag, den Menschenbruder nicht zu mißachten, dem die Hand Ausstreckenden die Hand, lieber beide Hände zu reichen. Karl May war kein eitler Anfänger, er brauchte mich nicht als Helfer zu äußeren Erfolgen, der Gelesener von uns beiden war er. Vielleicht hat er mich gefragt, ob ich gleich seinen Feinden und Verleumdern ihn für einen Jugendverderber hielte? Dann wäre ich gezwungen gewesen, ihn zu lesen und ein Urteil abzugeben. Ich hätte ihm gewiß bezeugt, daß in seinen harmlosen Abenteuergeschichten nichts enthalten sei, was irgendwen zu sittlichem Schaden werden könne.

Oder Karl May hat vielleicht meinen Beistand angerufen in seinem Kampfe gegen die ihn hetzenden Peiniger, deren keinem er je etwas zuleide getan. Einem solchen Hilferuf hätte ich mich zweifellos nicht versagt. Ich hätte ihm geraten, mit rückhaltloser Offenheit vor die Welt zu treten und zu bekennen: Ja ich habe gesündigt; ja ich habe als unreifer Mensch schwere Verfehlungen begangen; ich schäme mich ihrer, aber ich habe schwer dafür gebüßt und leide in meinem Herzen noch immer um meine befleckte Jugend. Jetzt aber ist mein Leben rein; seit einem Menschenalter habe ich nichts getan, was mir zur Unehre, einem Nebenmenschen zum Schaden gereicht. Wenn Menschen mich vor allem Volk anklagen wollen ob meiner **[68]** Sünden in einem längst abgetanen Leben, so darf ich zu ihnen sprechen: ‚Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf mich!‘ Tritt vor, Ferdinand Avenarius, hebe deinen Stein, du Sündenloser, wird ihn und töte mich! –

Jener Brief Karl Mays war so schön und sorgfältig zu Papier gebracht, daß er wie die fast künstlerische Reinschrift einer Vorlage aussah. Ob seine Witwe nicht noch den Entwurf bewahrt? Ich gäbe viel drum, könnte ich ihn jetzt lesen. Aber der Selbstvorwurf, gegen einen Bruder in Seelennot unbrüderlich gehandelt oder unterlassen zu haben, würde dann noch schwerer auf mir lasten. Unwiderbringlich, unwiderruflich! ‚Die Pein des unerfüllten Wunsches ist klein gegen die der Reue; denn jene steht vor der stets offenen unabsehbaren Zukunft, diese vor der unwiderruflich abgeschlossenen Vergangenheit‘ – sagt Schopenhauer, aber er tröstet mich nicht.

* * *

Hierzu hat Frau May folgendes an den Verfasser geschrieben:

Ihre Arbeit löst Weh in mir aus. O, ich erinnere mich nur noch allzugut jener Zeit. Leidenstage. Ja, Leidensjahre. Ohne Erbarmen Alle, Alle. Auch Sie! Es ist mir unmöglich, Ihnen ein Bild all jenes Jammers zu geben, der damals auf uns lastete. Nur ein ganz klein bißchen will ich darauf eingehen und anknüpfen an das, was Sie sagen.

Ein ‚Entwurf‘ lag nicht vor für den an Sie gerichteten Brief. Mein Mann war unfähig zu Entwürfen; es kamen, versuchte er es ja einmal, immer neue Fassungen heraus, die mit ihren Vorgängern nichts zu tun hatten. Vielleicht sehen Sie sich einmal seine Niederschriften für seine Romane an. Die wirken alle wie Reinschriften. Er pflegte satzweis zu **[69]** schreiben; war ein Gedanke zu Ende geführt, so wartete er, bis der nächste sich ihm enthüllte, und wie im Traum glitt die Feder übers Papier. Also, mit einem ‚Entwurf‘ ists nichts.

Was mir aber noch dunkel in Erinnerung ist aus jener Zeit, da Ihr Werk in seine Hände kam, ist, daß er so, wie er Ihnen damals schrieb, auch von Ihnen zu mir sprach. Es war seine Art. Überall witterte er ganz besonders gütige, große Menschen, so eine Art Halbgötter, die ihm, dem armen, verlästerten Schulmeister, doch einmal die Hand reichen würden. Wie glücklich hätte ihn ein gutes Wort gemacht, von berufener Seite.

Wie hat mich in dem Abschnitt Ihres Goethe-Werkes über Frau von Stein dieser Überschwang Goethes an May erinnert. Wie oft habe ich versucht, meinem Mann dieses ‚Über‘ herunterzuschrauben. Es wurzelte in ihm. Er war ein überzeugter Anhänger des Guten. Nach seiner Meinung mußte er endlich doch zum Siege kommen, keine Enttäuschung brachte ihn davon ab. So starb er; noch sterbend im Siegesglauben. –

Und, hatte er nicht Recht? Darf doch heute seine Witwe sagen:

Lieber Herr Professor, in Karl Mays Namen dankt Ihnen innig

Ihre

Klara May.

Bausteine

Von Dr. E. A. Schmid

Leiter des Karl-May-Verlags

I.

Die „Anlagen“ zur „Lanze“

Zu meiner „Lanze für Karl May“ gehörte eine Reihe von „Anlagen“, die ich dortselbst auf Seite 37 aufzählte. Auf dem gleichen Blatt hatte ich auch in Aussicht gestellt, ich würde jene seinerzeit noch nicht veröffentlichten Unterlagen sämtlich in den Karl-May-Jahrbüchern abdrucken. Der Stoffüberfluß für dieses Unternehmen hat mich damit aber mehr zurückgedrängt, als mir lieb sein konnte. Erst heuer bin ich in der Lage, diese Sache abzuschließen und die restlichen Anlagen H, J und M wiederzugeben. Zunächst stelle ich zusammen:

Im Jahrbuch 1919 brachte ich die

Anlage A unter dem Titel „Die Münchmeyer-Romane“, (Gutachten, S. 153). Diese „Anlage A“ befindet sich außerdem noch im Karl-May-Jahrbuch 1926: Aufsatz: „Die Vorgeschichte der Münchmeyer-Romane“ (S. 223).

Anlage C im Aufsatz „Ein Schlußstrich“ (Seite 190).

Anlage K unter dem Titel „An den toten Karl May“ (S. 146).

Anlage L unter dem Titel „Karl May an Klara May“ (S. 249).

Im Jahrbuch 1921 die

Anlagen D und G unter dem Titel „Karl Mays Grabmal“ (S. 88).

Im Jahrbuch 1922 die

Anlage F unter dem Titel „Ueber Karl Mays Ehe“ (S. 22).

[71] Im Jahrbuch 1923 die

Anlage E unter dem Titel „Henrystutzen und Silberbüchse“ (S.216).

Im Jahrbuch 1926 die

Anlage B unter dem Titel „Die verfälschte Handschrift“ (S. 245).

Die Anlagen H, J und M haben jetzt, nach dem Ableben von Ferdinand Avenarius, nur noch eine gewisse literargeschichtliche Bedeutung, und ich bitte die unsrer Leser, denen das Kapitel Ferdinand Avenarius nicht bekannt ist, darüber hinwegzublättern. Man möge bedenken, daß aus all diesen langsam zusammengetragenen Unterlagen allmählich die endgültige Lebensbeschreibung Karl Mays herauswachsen soll.

II.

Karl Mays Vermögen

Wenn man heute auf die alten Kämpfe zurückblickt, scheint es unfaisbar, daß einer der schlimmsten Vorwürfe, mit denen man Karl May ins Grab hetzte, das Märchen von seinem Millionenvermögen war! Mit diesem Feldgeschrei „Millionen“ wurde die Meute aller auf ihn losgelassen, die so sehr am Gelde hängen, nach Gelde drängen, wie Karl May es oft in seinen Romanen als verderblich schilderte. Alles andere hätte man dem am Marterpfahl stehenden Greis schließlich verziehen: allein der Gedanke, daß der Weberssohn aus dem Erzgebirge, das „Proletarier“-Kind, der frühere Schullehrer, mit seiner Feder Millionen verdient haben sollte, war vielen seiner Gegner unerträglich. Der verstorbene Schriftsteller Hauptmann August Niemann hat sich darüber sehr klar im Jahrbuch 1924 (S. 149: „Geld und Neid“) ausgesprochen.

[72] Auch ich hatte vielfach gegen das gefährliche Millionen-Märchen anzukämpfen, und als ich 1916 den Band „Ich“ herausgab, erbrachte ich dort (II. Anhang, S. 582) den Nachweis, daß Karl May niemals auch nur annähernd Millionär gewesen ist, ja daß selbst alle Einkünfte seines Lebens aneinandergereicht zusammen nicht einmal eine Million erreichten. Und trotzdem tauchte auch im Avenarius-Kampf 1917/1918 abermals diese giftige Waffe auf. So erwuchs die „Anlage H“ zu meinem Buch. Wer sich näher darüber unterrichten will, in welcher Weise ich dieses Märchen des Avenarius abfertigte, findet die ausführliche Darstellung nunmehr in der zweiten Auflage meiner „Lanze“, S. 99 f. (Flugblatt: „Ferdinand Avenarius und die Wahrheit“).

An dieser Stelle sei von dort die verzweifelte Abwehr Karl Mays gegen den Millionenschwindel herübergenommen, die geradezu wie ein Weheschrei anmutet:

„Die Lüge, daß ich Millionär sei, daß mein Einkommen 180 000 Mark betragen habe, stammt von einem raffinierten, sehr klug vorausberechnenden Gegner, der ein scharfer Menschenkenner ist und sich keinen Augenblick bedenkt, diese Menschenkenntnis selbst gegen die Stimme des Gewissens in Gewinn und Vorteil umzusetzen. Er wußte sehr wohl was er tat, als er seine Lüge in die Zeitungen lanzierte. Er erweckte dadurch den allerniedrigsten und allerschlimmsten Feind gegen mich, den Neid. Die früheren Angriffe gegen mich sind jetzt kaum der Rede wert. Aber seit man mich im Besitz von Millionen wähnt, geht man geradezu gnaden- und erbarmungslos gegen mich vor... Ich stelle fest, daß jene Gewissenlosigkeit, mich als einen steinreichen Mann zu schildern, mir mehr geschadet hat, als alle gegnerischen Kritiken und Feindseligkeiten zusammengenommen.

[73]

III.

Dittrichs Buch über Karl May

Auch diese Angelegenheit („Anlage J“) kann heute als erledigt gelten. Ein besonderer Trick der May-Gegner bestand nämlich seinerzeit darin, jeden Menschen, der irgendwie für den gehetzten Dichter eintrat, als bestochen, als minderwertigen Schmarotzer hinzustellen. Selbst die Werke, die früher (ähnlich wie jetzt die Karl-May-Jahrbücher) über Karl May geschrieben wurden, bedurften deshalb einer entsprechenden Verdächtigung. So schrieb der übereifrige Kleinberg in seinem berüchtigten „Nekrolog“ wörtlich: „Dittrich, Max, ‚Karl May als Erzieher‘, 1904, zum großen Teil von May selbst verfaßt.“

Daraus ist meine „Anlage J“ zur „Lanze“ entstanden. Da das Buch des längst verstorbenen Max Dittrich seit Jahren vergriffen ist, nicht mehr neu aufgelegt wird und heute keine Bedeutung mehr beanspruchen kann, stellen diese Ausführungen nur noch einen weiteren Beweis dar, mit welcher frei erfundenen Verdächtigungen damals die Hetze gegen Karl May betrieben wurde. Ich antwortete dem Angreifer wie folgt:

„Das Buch von Max Dittrich führt gar nicht den von Alfred Kleinberg erwähnten Titel (!) „Karl May als Erzieher“, sondern es heißt: „Karl May und seine Schriften“.

Auf Grund neuerer, durch Dr. Rudolf Beissel und mich angestellten Forschungen muß ich mit aller Entschiedenheit die unwahre Behauptung zurückweisen, May habe Dittrichs Buch „zum großen Teil“ oder auch nur teilweise verfaßt. Die Sprache ist an keiner einzigen Stelle die Karl Mays, sondern sie trägt unverkennbar Dittrichs Wesen und Ausdrucksweise, und es ist schon an und für sich unwahrscheinlich, daß Dittrich, [74] der selbst eine große Anzahl von Erzählungen, Abhandlungen und Bücher schrieb, hier bei diesem Werk unselbständig und an Mays Gängelband arbeitete.

Alfred Kleinberg hat als Unterlage für seine Verdächtigungen lediglich die Bemerkung eines Prozeßgegners verwandt, der behauptet, May habe ihm selbst „anvertraut“, das Buch Dittrichs stamme eigentlich von ihm! ... Eine höchst merkwürdige Vertrauenswürdigkeit, die hier May einem Todfeind entgegengebracht haben soll – natürlich unter vier Augen und ohne Zeugen!

Im Gegensatz zu dieser Unwahrheit haben wir aber inzwischen in den Prozeßakten die eidlichen Zeugenaussagen von Max Dittrich und von dessen Verleger (Georg Schmidt, Inhaber des Verlags Weiske, Dresden) aufgefunden. Beide erklärten darin, daß May nichts mit der Abfassung des Buches zu tun hatte, es aber auch nicht etwa finanzierte, sondern daß es sich hier um eine echte und vom Verleger honorierte Verlagsarbeit handelte, zu der May lediglich auf Ersuchen Dittrichs einige Anhaltspunkte gab.“

IV.

Leserstimmen

Im Avenarius-Kampf wurde ferner die Behauptung aufgestellt: „daß Gebildete Karl May nicht lesen“. Um das Gegenteil zu beweisen, und um zu zeigen, daß Karl May für hoch und niedrig schrieb und ein echter Volksschriftsteller war, stellte ich die „Anlage M“ zusammen. Die Fülle dieser Zuschriften hätte ich allerdings mit leichter Mühe schon damals um gewaltige Mengen vermehren können. Ich gebe die in den Avenarius-Akten aufgezählten Leserstimmen weiter unten mit dem Kennwort „Volkes Stimme ...“ wieder.

[75]

V.

Karl Mays Beichte

Und um nun auch den letzten Rest des Kleinberg-„Nekrologs“ zur Erledigung zu bringen, drucke ich in diesem Jahrbuch noch das Schriftstück „Meine Beichte“ ab, weil selbst dieses in Not und Qual geschriebene Bekenntnis des toten Dichters vom „Kritiker“ in den Staub gezogen wurde.

Es handelt sich hierbei um eine gerichtliche Eingabe Karl Mays, die gar nicht für die Öffentlichkeit bestimmt war. Man kann sie nur als einen kurz gefaßten Vorläufer von des Dichters Bekenntnisschrift „Mein Leben und Streben“ (in Band „Ich“) auffassen, und ich habe nichts weiter hinzuzufügen.

VI.

Die Sammlung Patty Frank

Das heurige Jahrbuch enthält die ersten Angaben über das Karl-May-Museum, das ich schon im vierten Jahrgang (1921, S. 14) flüchtig ankündigte. Durch entsprechenden Ausbau von Karl Mays Wohnstätte in Radebeul sollen die Sammlungen Karl Mays und was sonst aus seinem Nachlaß für Leser, Freunde und Gelehrte von Dauerwert sein kann, zu einem Museum vereinigt werden. Nun war aber Karl May kein planmäßiger Sammler im eigentlichen Sinn, und es handelt sich darum, dem Gedanken eine gewisse Richtschnur zu geben.

Frau Klara May und ich sind seit Jahren befreundet mit Patty Frank, den unsre Leser im Jahrbuch 1926 (S. 32) kennen lernten, wo wir auch einen kurzen Abriß seines Lebens boten. Wie dort erwähnt, hat Patty **[76]** Frank, angeregt durch Karl Mays Schöpfungen, in langen Jahren eine in Deutschland, ja überhaupt in Europa, einzigartige Privatsammlung von indianischen Gegenständen Nordamerikas erworben.

Durch Verträge ist diese Sammlung in unser Eigentum übergegangen und wird im nächsten Jahr nach sorgfältigen Vorarbeiten in Karl Mays Heim aufgestellt, um der Öffentlichkeit zugänglich gemacht zu werden.

Als Gegenleistung wurde dem Sammler u. a. ein lebenslängliches Wohnrecht in einem Wildwestblockhaus eingeräumt, das wir im Park der Villa Shatterhand errichteten. Auch dieses Blockhaus birgt natürlich mancherlei Schätze aus fremden Ländern, ist aber mit dem zukünftigen Karl-May-Museum selber nicht zu verwechseln.

Schon im Jahrbuch 1926 brachten wir einige Gegenstände aus Patty Franks Sammlung, und auch das heurige Jahrbuch bietet eine Bildertafel davon, nebst Erläuterungen von Hermann Dengler (Stuttgart), dem die wissenschaftliche Sichtung und Aufstellung anvertraut ist. Auch dieser ist unsern Lesern bereits bekannt durch sein „Indianerbuch“ (erschieden bei der Franckhschen Verlagshandlung in Stuttgart, besprochen von Dr. Curt Floericke im Jahrbuch 1924, S. 166) Weitere Mitteilungen werden in den nächsten Jahren folgen.

Ueber das romantische Blockhaus und seinen Bewohner sind bereits zahlreiche Aufsätze durch die In- und Auslandspresse gegangen. Eine Auslese daraus sowie einige Abbildungen findet man gleichfalls im vorliegenden Jahrbuch.

Meine Beichte

(28. Mai 1908)

Von Karl May

Ich bin der Sohn blutarmer Webersleute. Man hielt mich für begabt. Man wünschte, ich solle studieren. Aber für Gymnasium und Universität gab es keine Spur von Mittel. Da hungerten und kümmerten meine Eltern und Geschwister jahrelang, um mir durch den Seminarbesuch zu ermöglichen, Lehrer zu werden. Ich ward es, war aber dann so arm, daß ich nicht einmal die allerbilligste Taschenuhr besaß, die Zeit des Unterrichts zu regeln. Ich lehrte an einer Fabriksschule und wohnte mit dem Buchhalter in einem Zimmer und einer Schlafstube zusammen. Er hatte beides vorher allein gehabt und zürnte mir darüber, daß er nun nicht mehr der alleinige Herr seiner Räume und Besuche war. Er war sehr wohlhabend. Er besaß zwei Uhren. Eine neue, gute, und eine alte, sehr billige, die er nicht mehr brauchte. Sie hing unbenutzt an der Wand. Ich bat ihn, mir für die Zeit des Schulunterrichts doch diese alte zu borgen, bis ich mir eine kaufen könne. Er tat es. Ich steckte sie täglich ein, wenn ich zur Schule ging. Ich steckte sie auch einmal ein, als ich zu Weihnachten meine Eltern und Geschwister besuchte, die sich unendlich freuten, nun ausgehungert und ausgekümmert zu haben und in mir die Hoffnung auf eine bessere Zukunft erblicken zu dürfen. Es waren meine ersten Ferien als Lehrer, nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich wahre Weihnachtsferien. Es war mir, [78] als ob ich mich diesen armen, hoffnungsfreudigen Anverwandten als Christgeschenk zu beschern habe. Sie sollten ihre Ehre und Freude an mir erleben und nur Gutes von mir erfahren. Kaum war ich bei ihnen angekommen, so wurde ich von einem mir nachgeschickten Gendarm verhaftet und, weil ich mich in meinem maßlosen Entsetzen wie ein wirklicher Dieb benahm, wegen Diebstahls mit sechs Wochen Gefängnis bestraft.

Dieses Entsetzen hat mich nicht wieder verlassen; es gab mich nicht wieder frei. Es krallte sich in mir fest und fraß mich innerlich mitten auseinander. Der Gedanke an die mir widerfahrene Schande und an das Herzeleid meiner armen Eltern und Geschwister bohrte sich so tief und so vernichtend in meine Seele ein, daß sie schwer und gefährlich erkrankte. Es entwickelte sich eine jähe, seelische (nicht etwa geistige) Niedergeschlagenheit, in deren Tiefe wahnsinnige Erwägungen entstanden. Ich begann nicht mich, sondern andre zu beschuldigen, den hinterlistigen, grausamen Eigentümer der Uhr, den Staatsanwalt, den Untersuchungsrichter und alle andern Personen, die in dieser Sache gegen mich zu tun gehabt hatten. Ich sann auf Rache, und zwar auf eine fürchterliche Rache, auf etwas noch niemals Dagewesenes. Diese Rache sollte darin bestehen, daß ich, der durch die Bestrafung unter die Verbrecher Geworfene, nun wirklich auch Verbrechen beging. Nach meiner Ansicht hatte man mich dann auf dem Gewissen, und am jüngsten Tag war Gott sonach gezwungen, die ganze verruchte Schwefelbande, die mich und die Meinen so elend gemacht hatte, in die Hölle zu schleudern. Der Laie wird diese Gedanken wohl kaum für möglich halten, ich aber weiß, daß es nicht nur möglich, sondern wirklich ist, denn ich habe es erlebt!

[79] In der ersten Zeit sah ich noch ein, daß solche Grübeleien Irrsinn seien. Ich kämpfte gegen sie, in heißer Angst, viele Monate lang, ohne jemand etwas davon zu sagen, doch vergeblich! Vater und Mutter merkten es dennoch. Sie baten mich unter Tränen, mich zu fassen; aber ich hatte nicht die Macht zu widerstehen. Unser Pfarrer hatte mich während der Schuljahre mit Hunderten von „Traktätlein“ gefüttert und überspannt, und auf dem Seminar wurde ich für die damalige, selbstgerechte, starre, salbungsvolle und muckerische Schulmeisterreligiosität dressiert, die meiner Wahnidee das beste Nährfeld bot. Das Phantom setzte sich fester; es wuchs; es gewann an Macht. Es raunte mir immerwährend zu: „Ewige Verdammnis für die Schurken, die dich angeklagt, verurteilt und zum Verbrecher gemacht haben! So sei also einer! Und je zahlreicher und größer nun Deine Verbrechen sind, um so größer ist dann auch die ewige Strafe für sie!“ Das waren die Gedanken, gegen die ich mich in Hunderten von Tagen und Nächten vergeblich wehrte. Ich war noch nicht gefestigt gegen einen solchen Schicksalsschlag; ich war noch zu jung, zu unerfahren, zu schwach, erst 19 Jahre alt! Dazu der Sohn nicht nur der leiblichen, sondern auch der geistigen und seelischen Armut! Der Irrsinn siegte!

Erst nach Jahren kam ich wieder in den Besitz meiner Seele, nicht plötzlich, sondern nach und nach. Sie kehrte auf demselben Weg zurück, auf dem ich sie verloren hatte, auf dem Weg der Religion. Ich, der

Lutheraner, wurde in den letzten Jahren meiner Haftzeit Organist für den katholischen Gottesdienst in der Anstaltskirche. Bei den Klängen der Orgel fand ich mich wieder zu mir zurück. Und die edle, rührende Humanität und **[80]** psychologische Einsicht des katholischen Anstaltskatecheten hielt meine zurückgekehrte Seele fest, aus reiner Menschlichkeit, ohne den geringsten Versuch, sie für den Papismus zu gewinnen. Darum klingt aus den Büchern, die ich nun schreibe, noch heutigen Tages zuweilen ein Orgelton heraus, den man für katholisch hält, obgleich er nur dem natürlichen Register der *vox humana* entstammt. Als ich entlassen wurde, war ich geheilt, vollständig geheilt! Nur durch den Orgelklang und durch die psychologische Einsicht dieses einen, einzigen Menschen!

Seit jener schweren, dunklen Leidenszeit halte ich „die Seele“ fest. Mit ihr beschäftige ich mich am liebsten. Ich studiere sie an mir selbst und an jedem andern Menschen, der mir nahe kommt, mag er sein, wer er will. Ich schreibe Bücher über sie, damit man sie endlich einmal kennen lerne. Ich habe mir die schwere Aufgabe gestellt, der Monograph der „Menschheitsseele“ zu werden. Deshalb durchwandere und beschreibe ich alle ihre Gebiete in Form von sinnbildlichen „Reiseerzählungen“, von denen eine jede irgendeinen bedeutsamen Abschnitt aus dem Reich der „Menschheitsseele“ behandelt. Daß es da Leute gibt, die mich nicht verstehen können oder nicht verstehen wollen, dagegen vermag ich mich nicht zu wehren.

Diejenigen, die mich nicht begreifen wollen, weil ich gegen ihre Vorurteile schreibe, werfen mir vor, daß ich mein „Ich“ vergöttere. Sie nennen mich einen Aufschneider und wohl gar noch anders und schlimmer. Du lieber Gott! Kein Mensch hat so wenig Grund und Lust aufzuschneiden, wie gerade ich! Das „Ich“, in dem ich schreibe, das bin doch nicht ich selbst, sondern das ist die Menschheitsfrage, die ich zu verkörpern **[81]** suche, um sie beantworten zu können. In meinen Büchern mache ich mich wesenseins mit der Menschheit, der es genau ebenso ergeht, wie es damals mir ergangen ist: sie hat ihre Seele verloren; infolgedessen ergeht sich ihr Geist in Irrtümern, die nicht eher behoben werden können, bis ihre Seele sich wieder zurückgefunden hat. Vom Geist spricht jedermann; er gilt heutigen Tages alles, besonders auch in der Literatur. Aber selbst der größte und klarste Geist hat seine Seele so vollständig vergessen, daß er sie nicht einmal mehr zu erläutern vermag und auch nicht mehr zu sagen vermag, wer und was sie eigentlich ist.

Darum braucht die Literatur einen einfach denkenden Menschen, der in seinen Büchern auf alle künstlichen Geisteleien verzichtet und nur allein nach der Seele suchen geht, um sie der Menschheit zurückzugeben. Das will ich! Der Weg, den ich gehe, führt nur durch Herzeleid. Ich bin ihn gegangen. Ich bin tief hinabgestiegen und habe es ausgekostet. Und seit ich nicht mehr drunten bin, habe ich die Menschheitsqual auch hier auf der Höhe kennen gelernt. Denn wenn der Niedrige vom Hohen spricht, so schaut er nicht zu ihm hinauf, sondern er zieht ihn zu sich hinab. Es hat sich aus den Abwehrprozessen, zu denen ich mich gezwungen sah, ein Klüngel herausgebildet, der es sich zur Aufgabe macht, den tieferen Inhalt meiner Werke abzuleugnen, um mich der Lüge und des Schwindels zu bezichtigen. Einige wenige einflußreiche Menschen an der Spitze sind imstand, sogar Einsichtsvolle zu täuschen. Hierzu kommt der Hintergrund, auf dem sich der Inhalt meiner Bücher bewegt. Indem ich meine Leser durch das Reich der Menschheitsseele führe, gebe ich den Provinzen dieses Reichs bekannte geographische **[82]** Namen. Das erleichtert das Verständnis ungemein, gibt aber der Böswilligkeit die Handhabe, mich zu verleumden. Wenn ich z. B. das Reich der Kunst, um es veranschaulichen zu können, nach Indien verlege und das Reich der religiösen Unduldsamkeit nach Belutschistan, so verlangen diese innerlich blinden Menschen flugs von mir, auch wirklich in Indien und Belutschistan gewesen zu sein. Wo nicht, so bin ich ein literarischer Lügner und Schwindler. An diesem Maßstab gemessen, würde Dante der größte aller Schwindler sein, denn er behauptet, nicht nur im Fegefeuer und in der Hölle, sondern sogar auch im Himmel gewesen zu sein!

Wenn ich von gewöhnlichen Menschen in dieser Weise falsch beurteilt werde, so kann mich das nicht niederdrücken. Aber wenn ich aus den „psychologischen“ und „literarischen“ Seitenhieben von Führern des geistigen Deutschlands leide, so beginne ich die eigentlichen Gründe zu ahnen, warum es mir so schwer geworden ist, Vergangenes auszustreichen. Nicht dieses Vergangene an sich ist es, was wie ein Blei mir an den Füßen hängt, sondern in dem Mißverstehen meiner Ideale, meiner Wege und Ziele, meiner vollständig neuen, vielen unbegreiflichen Art und Weise liegt der eigentliche und wirkliche Grund, daß mir selbst da Widersacher erwachsen, wo andre Schutz und Hilfe finden würden. So bleibt mir eben nichts übrig, als auf die Gegenwart zu verzichten und das Verständnis erst jenseits des Todes zu suchen.

Daß ich ein „Vorbester“ bin, werde ich der Welt nicht verschweigen. Ich habe mit ihr abzurechnen, bevor ich sterbe. Es soll mich keine Polizeiaufsicht aus dem zeitlichen Gefängnisse hinüber in die ewige Freiheit begleiten. **[83]** Aber diese Generalbeichte will ich selbst ablegen, offen, ehrlich und ohne Zwang, sonst hat sie keinen Wert. Ich schreibe schon jetzt an meiner eignen Biographie. Ich knie täglich im Beichtstuhl. Dagegen aber, daß Neider und Widersacher dieser meiner Beichte mit ihren Lügen und Gehässigkeiten vorgreifen, um das ernste, literarische Bild, das ich hinterlassen möchte, zum Zerrbild zu fälschen, dagegen verwahre ich mich!

Volkes Stimme

Die nachfolgenden Aeußerungen bildeten die Anlage M zu meiner „Lanze für Karl May“, über die ich oben unter Ziffer IV der „Bausteine“ spreche. Ich bringe sie nur, um den Forschern nichts aus jenem Abwehrkampf gegen Ferdinand Avenarius vorzuenthalten, verhehle mir aber nicht, daß diese Leserstimmen, die sämtlich schon fast 10 Jahre zurückliegen, größtenteils überholt sind. Die Zuschriften hatte ich damals aus Tausenden ähnlicher zusammenstellen lassen, und dabei die Herkunft selbstverständlich nur dann erwähnt, so weit ich durch Rückfragen oder aus andern Umständen dazu berechtigt war. Zugleich aber hatte ich den Gegnern anheim gestellt, durch Einsichtnahme in die Urbriefe Stichproben zu veranstalten. Dr. E. A. Schmid.

Leihbücherei des Armee-Oberkommandos 5.

A. H. Qu., den 15. April 1917.

In Montmedy habe ich im Auftrag des A.O.K. eine Leihbücherei eingerichtet für die Truppen unserer Armee. Erst seit einigen Tagen ist die Bücherei eröffnet. Gleich vom ersten Tag an war das am meisten Verlangte die Werke Karl Mays. Und so blieb es

Dr. R., Leutnant beim A.O.K. 5.

Der Vorsitzende des Kuratoriums des Wilhelmstifts.

Potsdam, den 9. Juni 1917.

..... Unter den Büchern, die vorzugsweise gelesen worden sind und nach denen Nachfrage bleibt, stehen Karl Mays Gesammelte Werke mit an erster Stelle. Ihren Ersatz und ihre Neubeschaffung lasse ich mir daher angelegen sein ...

(gez.) Der Vorsitzende (Unterschrift).

I. Ers.-Batl. I.-R. 136 Heimatdienst.

Den 25. Aug. 1917.

..... Gerade nach den Werken des großen Volksschriftstellers Karl May fragen unsere Leute immer wieder. Der **[85]** Obmann, der die Schriften von Karl May für außerordentlich geeignet hält für derartige Soldatenbüchereien, wendet sich deshalb ... usw.

Dr. phil. Paul H.

Pasewalk, 31. Juli 1917.

Im Anschluß an Ihr heute hier eingegangenes Schreiben vom 26. ds. Mts. bestelle ich hierdurch von der Sammlung Karl May, Ges. Werke, auch noch die Bände 13 bis 41, sodaß ich dann die vollständige Sammlung habe. Ich bitte Sie, wenn irgend möglich, mir noch alle Bände zu liefern. Dieselben sind für das hiesige Soldatenheim bestimmt, denn die Mayschen Schriften werden gerade von unseren Feldgrauen ja so besonders gern gelesen, und immer ist Nachfrage danach.

In Anbetracht dieses guten Zweckes bitte ich Sie um vollständige Lieferung aller Bände, da nicht nur ich, sondern vor allem die feldgrauen Leser Wert darauf legen und alle Mayschen Schriften kennen lernen möchten.

Graf von Sch., Rittmeister.

Hamburg, 7. Juli 1917.

..... nach meinen Erfahrungen sind die Karl Mayschen Schriften als Lesestoff für die Jugend unersetzlich

L. M., Vikar und Oberlehrer.

Coblenz, den 5. Mai 1917.

Es drängt mich, Ihnen meinen Dank für den neuesten Band von Karl May, „Ich“, auszusprechen. Ich habe ihn mit steigendem Interesse gelesen. So viel ich dazu beitragen kann, suche ich ein gerechtes Urteil über diesen seltenen Mann herzustellen, indem ich seine Bücher, die ich vollzählig besitze, verleihe und auch sonst über ihn rede. Das kann ich versichern, ich habe schon manchen Urteilsfähigen für Karl May gewonnen und begeistert. Ich selber beabsichtige, einen Artikel über die wunderbare, tiefe Lebens- und Weltanschauung Karl Mays zu veröffentlichen.

P.[Paul] S.[Selmke], Pfarrer.

Lemberg (Galizien), 16. 4. 1917.

Als Professor der k. k. II. Oberrealschule in Lemberg erlaube ich mir an Euer Wohlgeboren nachstehende Bitte vorzulegen.

Da verhältnismäßig nur eine geringe Anzahl polnischer Schüler dermaßen die deutsche Sprache beherrscht, um die Original-Ausgabe der Karl-May-Erzählungen lesen zu können, **[86]** möchte ich einige Bände seiner Werke ins polnische übersetzen. Meiner Ansicht nach dürfte dieser Umstand in ihnen Interesse erwecken, und sie bewegen, auch andere Werke desselben Verfassers in deutscher Sprache zu lesen.....

Prof. Adam C.

Wien, den 24. März 1917.

Ich habe in Erfahrung gebracht, daß einige Werke des berühmten Jugendschriftstellers nicht in die ungarische Sprache übersetzt worden sind, z. B. Satan und Ischariot usw. Da die ungarische Jugend ungeduldig auf neue May-Bücher wartet, richte ich die höfliche Bitte an Sie, die Liste der noch nicht übersetzten Werke mir mitteilen und das Recht der Uebersetzung übertragen zu wollen...

Dr. Arthur v. Hegedus.

F. B. J. Gips,
Stadhouderslaan 126.

Den Haag, 3. September 1916.

Mit tiefer Rührung habe ich die verschiedenen Werke Karl Mays gelesen. Ich begreife so gut, wohin er wollte und daß seine Bücher keine Räubergeschichten bilden; den tiefen Sinn seiner Bücher, der so oft nicht verstanden worden ist. So ist es auch in Holland; seine Bücher sind ja oft trefflich übersetzt worden, aber es fehlt am Zusammenhang, oft haben die Geschichten eine ganze Aenderung erfahren. Viele Fehler sind gemacht, zum Beispiel der Tod Winnetous ist in verschiedener Weise erzählt worden.

Nun möchte ich so gerne alle die Bücher, gleich wie in Deutschland, in einer Serie ausgeben lassen, denn viele Bücher sind noch nicht übersetzt worden, z. B. usw.

Frans B. J. Gips.

Cassel, 17. März 1917.

Ich habe ein reges Interesse für diesen herrlichen Schriftsteller. Dies ist schon der 23. Band, den ich meiner May-Sammlung beifüge.

V. C., Major.

Kljuc (Bosnien), 3. Juli 1917.

Ich kaufte mir vor kurzem, einem bereits viele Jahre alten Wunsche nachgebend, alle Karl-May-Bände. Der Grund liegt in der alten Freundschaft, die ich für diesen Schriftsteller hege, begründet darauf, daß ich seine Werke mit Ausnahme der Erscheinungen der allerletzten Jahre, ich weiß selbst nicht wie oft, gelesen habe. Der festen Ueberzeugung huldigend, daß **[87]** ich ihm und seinen Werken so Manches in meiner Charakterbildung danke, wollte ich seine Werke schon lange erwerben, um sie meinen Kindern, sobald sie in die Jahre kommen, zum Lesen zu geben. Denn ich messe seinen Schriften nach wie vor einen sehr hohen erzieherischen Wert bei. Nebenbei sei erwähnt, daß seine Werke mich auch jetzt wieder mit der alten oft erprobten Macht packten, wenn ich sie auch heute mit anderen Augen lese, als in meinen Knaben- und Jünglingsjahren.

V. N., Bezirksarzt und Spitalsleiter.

Wien, den 8. Dez. 1917.

Frau

Klara May,

Radebeul.

Euer Wohlgeboren!

Ich bin so frei, Ihnen meine innigsten Segenswünsche zum Weihnachtsfest zu entbieten, möge es für Sie in Gesundheit vorüberziehen. Ich denke immer an meinen Kara Ben Nemsí und Hadschi Halef Omar, nur schmerzlich wird es mir, wenn ich mit Menschen zusammenkomme, die seiner Bücher spotten und den klaren Sinn nicht verstehen. Ich habe für ihn sehr oft gebetet und bete noch immer. Hätte ich nur seinen Kopf, ich würde der Menschheit auch ein solcher Prediger werden. Ich lebe mit meiner Familie sehr glücklich, bin aber von meinem Schicksalsschlage auch verfolgt, aber ich verzage nicht, denn ich habe meinen Gott und den festen Glauben, daß alles glücklich enden wird. In schweren Stunden nehme ich eine May-Erzählung in die Hand und der Friede zieht wieder bei mir ein.

Zum Schlusse ein „herzliches Prosit 1918“ und „Friede auf Erden“.

In aller Hochachtung

mit Handkuß

F. M.

Hannover, o. D. 1917.

Ich erinnere mich stets mit Vergnügen der Stunden, da ich vor zirka 25 Jahren im „Guten Kameraden“ die Erzählung „Der Schatz im Silbersee“ las. Unterdessen war ich 12 Jahre in Südamerika, wohin ich mir zirka 20 Bände von Mays Werken nachkommen ließ (durch G. A. v. Halem Bremen) und heute lese ich diese Erzählung doppelt gern, **[88]** denn ich kann jetzt aus eigener Erfahrung die darin enthaltenen prächtigen Naturschilderungen und das enorme Wissen ihres Verfassers schätzen.

Fritz F., Kaufmann.

Bendorf, 19. Juni 1917.

Ich habe als alter Verehrer des Dichters dessen Werke nicht nur gelesen, sondern auch gekauft, weil meine Kinder Karl May auch kennen lernen sollen. Die früher bei der Union erschienenen Bände sind die schönsten für die Jugend, die je am Büchermarkt waren.
K., Oberapotheker beim Sammelsanitätsdepot.

Paderborn, 16. März 1917.

Ich habe May zuerst im Jahr 1900 in der Bücherei des K.K.V. in Dortmund gelesen, und da die einzelnen Bücher nicht allein mir, sondern auch meinem Mann und meinen Kindern wegen ihres fesselnden, moralisch guten Inhalts gefielen, hat mein Mann alle bisher erschienenen Bände gekauft, und nun auch die letzten. Wir lesen sie immer wieder, und sie haben uns allen über manche trübe Stunden hinweggeholfen. Was wir bedauern ist, daß ein Schriftsteller so schwer hat unter den vielen Anfeindungen und Beleidigungen leiden müssen. Das Wort unseres Heilands haben die sicher nicht bedacht: Wer ohne Sünde und Fehler ist, werfe den ersten Stein auf ihn. Frau L. R., Ober.-Masch.-Vorsteher.

Essen, den 4. Oktober 1917.

Da die Werke von Karl May bei unseren verwundeten Kriegern eine sehr und viel begehrte Lektüre sind, möchte ich gern, um den vielfachen Wünschen auch gerecht werden zu können, mir für unser Lazarett die ersten 30 Bände zulegen, und bitte Sie mir mitzuteilen, zu welchem Preis Sie mir die Bücher lassen können.

Schwester Berta F., HuysSENS-Stift.

Frankfurt a. M., 20. Juli 1917.

Anbei erhalten Sie den noch zu zahlenden Restbetrag von Mk. 12,- für die Bücher. Dieselben haben meinem verstorbenen Vater noch die letzten Tage und Stunden seines Lebens verschönt.
Sophie B.

Essen, 5. Febr. 1917.

Ich habe den May-Band gekauft, weil ich schon einige andere davon gelesen, und sie mir sehr gut gefallen haben, nicht nur der romantischen, sondern auch der seelischen und **[89]** geistigen Nahrung wegen, die unbedingt zur Erhaltung des Menschen notwendig sind.

Ich werde mir nach und nach alle Bände dieses berühmten Schriftstellers zulegen.

Bitte die schlechte Schrift zu entschuldigen, da ich vor kurzem als Krüppel aus dem Felde zurückgekehrt bin.

Peter Barremeier, Schuhmachermeister.

H. O. Sperling,
Hofbuchhändler.

Stuttgart, 28. Dezember 1916.
Johannesstr. 58.

Sehr geehrter Herr Doktor!

„Ich gedenke einen langen Schlaf zu tun, denn dieser letzten Tage Qual war das Weihnachtsgeschäft, war vor allem auch das Geschäft mit Karl May“ – so ungefähr sagte ich am 24. abends. Daß es auch angenehme Qualen gibt, wissen Sie ja. Mit dem langen Schlaf kam es aber anders. Ich wollte die Feiertage doch auch zugleich dazu benützen, die nähere Bekanntschaft mit Karl May zu machen, den ich vor Jahren durch das gelegentliche Lesen einiger Seiten in den Winnetou-Geschichten meiner Kinder, aus seinen Geographischen Predigten und aus den Urteilen Roseggers, Gurlitts usw. kannte. Das wurde mir zum Verhängnis! Der lange Schlaf wurde kürzer als je, denn die Erzählung „Weihnacht“, die ich mit nach Hause genommen hatte, fesselte mich so, daß ich sie in zwei Tagen zu Ende las, schier alles, sogar Essen, Trinken, Luftschnappen und Schlafen vergessend. Welch reiche Phantasie, welche Erzählerkunst! Meine Leute atmeten auf, als ich ihnen gestern morgen verkündete, die May-Kur sei überstanden. Sie atmeten zu früh. Nach seinen Werken wollte, mußte ich auch den Menschen näher kennen lernen und setzte mich gestern Abend hin, sein „Leben und Streben“ zu lesen. Ich las und las ohne aufzuhören und aufzublicken, bis ich es in einem Satz ausgelesen hatte. Welch seltsamer Mensch! Ein Kämpfer, einer von den Armen, den die dunklen Mächte ins Leben einführten, schuldig werden und seiner Pein überließen, wie nur einen, ein Kämpfer, aber schließlich doch ein tüchtiger Mensch, ein Held und ein Schriftsteller, wie wir nicht viele besitzen und nicht genug haben könnten. Ich freue mich, daß ich durch meine Vertriebstätigkeit dazu beitragen konnte und hoffentlich noch weit mehr dazu beitragen kann, seinen Schriften immer größere Verbreitung zu verschaffen. Mir **[90]** wird aber zugleich schier bange, wenn ich daran denke, welche Wirkungen diese meine Arbeit allein in diesen Weihnachtsfeiertagen, an mir gemessen, gehabt haben dürfte, 6000 Bände verkaufte ich etwa, 6000 Menschen lasen vielleicht gleich mir, hörten, aßen, tranken und schliefen in diesen

Tagen nicht, jeder wird mindestens 10 weitere Menschen für May in gleicher Weise begeistern, macht 60 000! Und wenn ich erst daran denke, wieviele von diesen alsdann danach trachten werden, baldigst die Sierrren Nordamerikas, oder das Land der Skipetaren oder sonstwelche Länder, Gebirge und Schluchten aufzusuchen und auf Abenteuer auszugehen, wie Karl Mays Helden! Aber Scherz beiseite – jetzt freue ich mich tatsächlich noch mehr meiner Arbeit und werde mit noch mehr Freude darin fortfahren, denn es steht für mich fest, daß wir in unserer Zeit solche Bücher notwendig brauchen, daß sie durchaus geeignet sind, großen Segen zu stiften, Erwachsenen Stunden des Vergessens der schweren Zeit zu schaffen, die Jugend aber zu erziehen zu Tatendrang, Mannhaftigkeit und allem edlen Streben.

Für heute die besten Grüße Ihres ergebenen aber müden H. O. Sperling.

Nachschrift: Was meinen Sie, wie wohl die Türken eine Uebersetzung eines Teils der Karl Mayschen Werke aufnehmen würden? Ich neige zu der Ansicht, daß die Fabulierkunst Karl Mays, seine Freude am Heldentum, an edlen Taten und Abenteuern, seine Geschichten, in denen die Tugend, das Gute wohl immer siegt und das Schlechte unterliegt, doch so eigentlich den Türken willkommen sein müßten. Schließlich ist ja auch unser Freund so eine Art männlicher Scheherezade und seine bisher 41 Bände langen wohl auch an 1001 Nacht. D. O.

Gustavo Gili, Editor

Barcelona, 11 de Avril de 1914.

Monsieur,

C'est avec un plaisir extreme que je viens de lire dans "La Collection Pour Tous" des editions "Mame" (Tours, France) vos narrations de voyages intitulées:

Les Pirates de la mer Rouge

Und Visite au pays du diable

[91] *La Caravane de la mort*

Une Maison mystérieuse à Stamboul.

Ces narrations sont sans doute fort dramatiques, instructives et morales, et leur lecture ferait certainement du bien au public espagnol, notamment à nos jeunes gens qui ont toujours besoin de lectures courageuses et chrétiennes.

Je vous prie donc de me faire connaître toutes vos narrations et romans de voyage, et de me dire dans quelles conditions vous seriez dieposé à m'accorder le droit exclusive de propriété et de publication en langue espagnole de chaque roman.

Dans l'attente du plaisir de vous lire, veuillez agréer Messieurs, l'assurance de ma considération la plus parfaite.

Gustavo Gili.

Anmerkung des Karl-May Verlags: Im Anschluß an diesen seinen Brief hat Gili damals die sämtlichen spanischen Uebersetzungsrechte an den May-Bänden erworben.

Die von ihm erwähnten vier französischen Titel entsprechen Band 1–3 der deutschen Ausgabe. Ueber diese und andre französischen Uebersetzungen schreibt neuerdings der „Dresdner Anzeiger“:

Karl May in Frankreich. Im Buchhändlerbörsenblatt lesen wir: Von Karl Mays Schriften ist schon in den achtziger Jahren eine Reihe in französischer Sprache erschienen. Nach dem Krieg hat nun der große Verlag Mame & Fils in Tours weitere Bände herausgebracht, die schon seit längerer Zeit in französischen Privatschulen als Prämien zur Verteilung gelangen. Einer mit den Titel „*Au gré de la Tourmente*“, dessen Inhalt dem Band „Am stillen Ozean“ der Gesammelten Werke entnommen ist, wurde, wie ein französischer Buchhändler einem Leipziger Geschäftsfreund bestätigt, auch auf die vom Unterrichtsministerium herausgegebene Liste derjenigen Prämien gesetzt, die in französischen Staatsschulen als Preise verteilt werden.

Was bedeutet Karl May für die Erziehung der deutschen Jugend?

Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt

Wir haben Rembrandt als Erzieher, Bismarck als Erzieher und noch andere führende Geister mehr empfohlen bekommen, aber über Karl May als Erzieher ist meines Wissens noch keine besondere Abhandlung erschienen. Und doch hat er ein starkes Anrecht darauf.

Er selbst fühlte sich zum Erzieheramt bestimmt und hat in diesem Sinne und Geiste sein ganzes Leben lang gewirkt. Aber zu seinem Schmerz hat man ihn als Erzieher nicht anerkennen wollen. Es gibt bekanntlich auch heute noch Leute von Einfluß, die ihn als Erzieher schroff ablehnen und es für ihre Pflicht halten, die Jugend vor seinem Schrifttum zu behüten. Freilich ist deren Zahl und Wirkung schon stark im Rückgang. Man erkennt bereits in immer weiteren Kreisen, daß man in der soeben überlebten deutschen literarischen Periode zu May eine verständnislose Haltung eingenommen hat: man wertete alle Literatur ausschließlich nach ihrem künstlerischen Gehalt und vermißte bei ihm die Abgewogenheit und Ausgeglichenheit reiner Kunstwerke. Man beachtete nicht, daß ein Roman-Schriftsteller auch andere Ziele verfolgen könne, als die rein künstlerischen. Tatsächlich hat May diese Seite des Schaffens nicht besonders pflegen wollen: er wollte erziehen, wollte so wenig ewige Kunstwerke schaffen wie bloße Unterhaltung [93] bieten. Er war ja Erzieher von Beruf und, wie sich herausgestellt hat, auch von Berufung. Er mußte mit den beamteten Erziehern seiner Zeit in Widerspruch geraten, weil diese für seine erzieherischen Ziele noch kein Verständnis hatten, wie er selbst für die ihrigen aus schmerzlicher eigener Erfahrung kaum mehr als Verachtung empfand. Damals war es für die meisten, die in den Streit einen Einblick gewannen, schwer, eine Entscheidung zu finden. Auf der einen Seite stand die altgeheiligte Macht der Schule, an deren Gediegenheit kein Zweifel rühren wollte, auf der anderen ein „gescheiterter Lehrer“, der unter die Schriftsteller gegangen war und auch von seinen neuen Berufsgenossen als minderwertig abgelehnt, totgeschwiegen oder verspottet und beschimpft wurde, den aber eine stets wachsende stille Gemeinde von Lesern mit wahrer Hingabe und Begeisterung las und immer wieder las.

Aber diese schämten sich fast ihrer Liebe für May, wagten sich mit ihrem Bekenntnis kaum hervor, weil alle Mächte, die für „zuständig“ galten, die Herren der Presse, die Herren Lehrer und – den Knaben und Mädchen gegenüber – auch die Eltern vor diesem „Schund- und Schwindelschriftsteller“ warnten und bestenfalls ein spöttisches Lächeln für eine solche „Geschmacksverirrung“ übrig hatten. Die Berater der Eltern also warnten, die Väter verboten das Lesen von Mays Schriften, rissen sie den Söhnen aus den Händen, warfen sie wütend an die Wand und empfahlen dafür ein gründliches Lernen aus der Grammatik von [Friedrich] Ellendt-[Moritz Ludwig] Sei[y]ffert und aus dem lateinischen Lesebuche von [Julius] Lat[t]mann. Die Jungen aber versorgten sich mit Stearinkerzen und lasen in der [94] Nacht ihren May oder schlichen sich auf den Boden und suchten sich einen Lichtspalt im Dache, um mit Old Shatterhand und Winnetou beglückte Stunden zu verleben. Blieben sie dann in der Klasse sitzen, oder brannten sie durch, so stellte man mit trauriger Miene fest, daß sie Leser der Karl-May-Romane waren: da dürfte man sich ja nicht wundern! Die Wortverbindung: „Kino und May“ wurde beinah zum geflügelten Wort: vor beiden sollten sich die Erzieher warnen lassen, denn sie führten beide auf die Bahn des Lasters.

Man kann sich leicht vorstellen, wie schwer der alternde May unter diesem Kampfe leiden mußte, er, der sich grade zur Lebensaufgabe gemacht hatte, sein Volk von der sittlichen Verwahrlosung zu erretten und ihm hohe Gedanken ins Herz zu pflanzen. Aber wer ließ das gelten? Wenn er oder sonst jemand sich gegen das verdammende Zeugnis auflehnte, so wurde er mit den großen Namen der „führenden“ Männer niedergeschlagen: Avenarius schreibt im Kunstwart ...: Wer wagt da noch zu mucksen? Die Jugendschriftenwarten, bedient von einem Stamm anerkannt tüchtiger und schriftstellerisch gut unterrichteter Kräfte beiderlei Geschlechtes, werden nicht müde, May als Jugendverführer und schweren Schädling zu verfolgen und mundtot zu machen –: Wollen Sie, junger Mann, es vielleicht besser verstehen als diese „pädagogischen Autoritäten“?

Ich selber wurde von mir Nahestehenden in ehrlicher Besorgnis gewarnt, mir doch durch ein Eintreten für May meinen Namen nicht verächtlich zu machen. Ob ich denn ein so starkes Verlangen hätte, mich öffentlich bloßzustellen? Noch hätte sich kein Name von irgendwelchem Klange für diesen „Schwindler“ [95] verwandt: ich sollte also die Finger davon lassen! Tatsächlich fand sich im weiten deutschen

Sprachgebiet kaum ein Mensch, der die Verteidigung des Schriftstellers May öffentlich wagen wollte. So stark war die Macht seiner Feinde, so eingeschüchtert die Masse seiner Freunde! Ohne Widerspruch durften seine Schriften aus den Schülerbüchereien und aus öffentlichen Lesehallen entfernt werden. Mays Name lag in Acht und Bann: jeder Rechtschaffene glaubte sich selbst zu ehren, wenn er mit einstimmte in den wüsten Lärm, den die „Gerechten“ gegen ihn anstimmten.

Da gehörte wirklich etwas Mut dazu, sich diesem lauten Chor entgegenzustellen und seine e i n e Stimme gegen die der Massen zu erheben. Ich freue mich, daß ich es (1912) gewagt habe und habe es noch keine Minute zu bereuen gehabt. Mit einem Gemisch von Vergnügen und Beschämung sah ich, wie mit einem Schlag die Hetzerpresse stutzig wurde und verstummte. Während ihm vorher, wie mir May schrieb, täglich 40 bis – im Höchstfall – 70 Schmähauflätze auf seinen Schreibtisch gelegt wurden, Aufsätze unter den Überschriften: „Karl May als Zuchthäusler, K. M. als Brandstifter, K. M. als Pferdedieb, K. M. und das Schundkino“ usw., blieben auf einmal alle diese Schandaufsätze aus, wie wenn ein Orchester bei dem Taktschlag des Kapellmeisters verstummt. So also sah die Überzeugung dieser wackeren May-Gegner aus! So locker saß ihre Entrüstung! So wenig hatten sie Neigung, für ihre erzieherischen Grundsätze einzustehen? Statt der vierzig täglichen Schmähartikel innerhalb zweier Jahre nur noch zwei, sage und schreibe zwei! Der eine von Hans von Weber [96] in seinem „Zwiebelfisch“. Ich stellte ihn deshalb brieflich zur Rede, und das wurde die Einleitung zu einem freundschaftlichen Verkehr. Ich fragte ihn, ob er mehr für die sittliche Bildung der Jugend geleistet habe als der von ihm verspottete May. Er antwortete sehr höflich etwa so: „Wenn Sie als erfahrener Erzieher für ihn eintreten, so habe ich zu verstummen, und werde also nicht wieder gegen May schreiben. Das verspreche ich Ihnen!“ Und er hat natürlich auch Wort gehalten.

Der zweite Artikel war aus der Feder des Leiters der Jugendschriften-Warte in Hamburg, der jetzt auch still geworden ist. Wir dürfen zusammenfassend sagen: Die Karl-May-Hetze ist abgeschlossen, und wir können unsere Aufgabe darauf beschränken, seine Bedeutung immer klarer zu erkennen und seinem Einfluß auf unser Volk immer weiteres Feld zu bereiten.

Karl May hat die Aufgabe der Erziehung richtig erkannt: Es gilt vor allem, den Willen zu bilden. Unsere öffentliche Schulerziehung hatte nach dieser Richtung hin, wie jetzt allgemein zugestanden wird, arg versagt. Sie war vorwiegend eine auf Verstandesbildung gerichtete und schätzte das Wissen zu hoch ein.

Ein Knabe mit frischen Wangen, hellem, freiem Blick, starken Muskeln und keckem Wagemut steht uns heute, auch bei schwachen Schulleistungen, doch höher, als ein bleicher, scheuer, zaghafter Musterschüler mit fehlerlosen Klassenarbeiten in allen Sprachen. Wir mußten durch die bittersten Schicksalschläge erst über die wahren Aufgaben aller Erziehung aufgeklärt werden: Der Mensch soll vor allem zu einer gefestigten, zu einer edlen harmonischen Persönlichkeit [97] werden. Durch bloßen Gehorsam erreicht er das nicht. Alle Tugenden wachsen allein durch den Gebrauch. Lehre wirkt wenig. Vorbild und Übung alles. Wir unterschätzen nicht die in Deutschland durch Jahrhunderte gepflegte Erziehung zum Gehorsam, zur Pünktlichkeit, zur Sauberkeit, zur Pflichterfüllung. Das tut man gewiß dann nicht, wenn man im Ausland beobachtet, wie sehr es manchen Völkern an diesen so wertvollen Tugenden gebricht. Aber allein mit dieser Herrichtung zum praktischen Leben innerhalb der menschlichen Gesellschaft ist es nicht getan: Sie genügt nicht, ja, sie wirkt in ihrer Einseitigkeit und Übertreibung sogar herabdrückend und erniedrigend. Der wachsende Mensch muß so bald wie nur möglich zur Selbstverantwortung und damit zur Selbständigkeit gebracht werden.

May, den die heimatliche Erziehung gebrochen hatte, lernte draußen im Kampf um sein Leben, welche Eigenschaften Wert und Bestand haben. Amerika war ihm die beste Schule. Eine andere Schule wurde ihm die Haft in deutschen Gefängnissen. Da lernte er etwas, wozu der heutige Mensch in dem Trubel des ganzen öffentlichen Lebens so selten kommt: Selbstbesinnung und das Fragen nach den letzten und tiefsten Dingen des Lebens. Man hat mich gefragt, wie ich als Freidenker dazu käme, für den christenfrommen May einzutreten, und hat es mir als eine geistige Flatterhaftigkeit und Unzuverlässigkeit übel angerechnet. Die Sache ist aber sehr einfach: Sobald mir jemand die letzten Lebensfragen restlos löst, folge ich ihm sofort. Solange aber noch nie und nirgends eine letzte Frage ihre Beantwortung gefunden hat, kann ich es niemandem verargen, [98] wenn er sich seine Lösungen selbst nach seinen innerlichsten Bedürfnissen sucht, kann es also auch niemandem verwehren, sich an Mays Frömmigkeit zu erwärmen. Was wir Freigeistigen bekämpfen, das ist der Glaubens- und Gewissenszwang. Was wir aber nicht weniger bekämpfen sollten, das ist die Unduldsamkeit. Bildet sich das österreichische jetzige Unterrichtsministerium

ernstlich ein, daß es mit Hilfe der Schule die Macht des christlichen Glaubens in seinem Volke brechen könne? Daß es das Recht dazu habe? Daß es ein gutes Werk damit tue, wenn es aus religiöser Abneigung alle die Schriften aus den Schülerbüchereien verbannt, in denen von Gott die Rede ist?

In Rußland sind seit der Revolution gegen 8000 christliche Priester gemordet worden, aber das Volk wallfahrtet zu den Kirchen und sieht seine Dächer in hellem Schein wunderbar erglühen. Was geht da vor? Die russische Regierung forscht wissenschaftlich diesem „Wunder“ nach. Die Christenverfolgungen des Altertums haben die Märtyrer und damit die stärksten Zeugnisse für deren Kirche geschaffen. Mit Gewalt tötet man Menschen, aber nicht Ideen.

Ich habe soeben das große Werk von Giovanni Papini „*Storia di Christo*“ gelesen. Ein ganz modernes Buch, schon in alle Kultursprachen übersetzt, und, wie ich gestehen muß, von erschütternder Macht. Papini ist einer der stärksten Geister des heutigen Italien. Ich habe auch mehrere seiner anderen Bücher gelesen: so das zusammen mit Domenico Giuliotti herausgegebene „*Dizionario dell' Omo salvatico*“, das freilich über den [99] Buchstaben B nicht hinausgekommen ist, sehr kirchengläubig und voll bitteren Spottes gegen die Philosophen, „Pharisäer und Schriftgelehrten“ der Neuzeit, besonders gegen die Ungläubigen. Papini, ein stärkerer Geist als May, würde dessen Schriftstellerei doch über alles stellen, was gleichzeitig in Deutschland erschienen ist, weil sie sittlichen Ernst und Tiefe hat. Und das ist es, was auch wir für die Erziehung brauchen. Das ist übrigens keine neue Forderung, ist die alte schon von Goethe aufgestellte: Erziehung zur Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, vor dem, was unter uns ist, vor dem, was in uns ist. Das bedeutet den Kampf gegen das vorlaute Absprechen, gegen das frivole Spotten, gegen das gedankenlose Hinleben. Ich könnte herrliche Stellen aus Papinis Schriften anführen, die – ganz im Geiste Mays – gegen diese Sünden der heutigen sogenannten zivilisierten Gesellschaft und deren Nachkommenschaft zu Felde ziehen.

Gerhart Hauptmann sagt: „Kunst, die moralisiert, ist keine Kunst. Geschichte, die moralisiert, keine Wissenschaft. Literaturhistorie, die moralisiert, ist eine Erbärmlichkeit: das sind alles Reste einer Tyrannei der Theologie.“ Zugegeben! Aber Pädagogik, die moralisiert, ist in ihrem Rechte. Und schließlich moralisiert doch alle Kunst und Wissenschaft, selbst gegen ihren Willen, indem sie die unausbleiblichen Wertungen von gut und böse, schön und häßlich sprechen läßt. Wenn derselbe Hauptmann wenige Zeilen darauf schreibt: „*Le style c'est l'homme*; dieser Satz Buffons gilt in Malerei und Musik ebenso wie in der Dichtkunst. Er gilt in einem Umfang, der alle sittlichen Spielereien ausschließt“, so [100] ist das auch richtig, beweist aber wieder, wie sehr wir gewöhnt und verpflichtet sind zu werten, und wie wir gleich geneigt sind, einen Verstoß gegen die Sachlichkeit als unmoralisch zu empfinden. Grade von seiten des Stiles her wollte Ferdinand Avenarius die Werke Mays widerlegen. Stets sprechen bewußt oder unbewußt bei all unserem Denken und Tun die Lust- und Unlust-Empfindungen das erste Wort. Und so sind doch alle Kunstwerke in gewissem Sinne moralisierend. Darauf hat schon Nietzsche hingewiesen, und es wäre leicht aus den besten Kunstwerken zu erweisen.

Ich finde es erschütternd und für die Jugend wunderbar bildend, wenn in der Wüste, den Prärien unter leuchtendem Sternenhimmel die Frage auftaucht, ja, sich aufdrängt: „Glaubst du an Gott?“ Mir gefällt an May auch, daß er sich dogmenfrei hält und alle Geister verehrt, die sich, wie er, um die Beantwortung der „letzten Fragen“ ehrlich bemüht und die bei dem Staunen und – Lieben geendet haben. Wieviel stärker sind solche aus den lebendigsten Erlebnissen herausgegriffenen seelischen und religiösen Betrachtungen, als die pflichtmäßig in strenger Pensenzuteilung verabreichten Religionsbelehrungen! Diese können m. E. mehr wahre Religiosität erschlagen als erwecken. Jetzt lernen wir aus den tiefgreifenden Schriften von Rudolf Otto, zumal aus seinem aufklärenden Buche „Das Heilige“, daß alles Religiöse auf seelische Ergriffenheit zurückzuführen ist. In der Schule habe ich aber in den Religionsstunden von seelischer Ergriffenheit so gut wie nichts erlebt. Und so ist es nach tausendfachen Geständnissen den meisten Schülern ergangen. Ich wage die Behauptung, daß [101] auch auf diesem Gebiete May die Berufserzieher alle übertroffen hat, daß mehr Menschen ihm als der Schule ihre Frömmigkeit oder doch ihren Ernst den Lebensaufgaben gegenüber verdanken.

Dazu ein weiteres, das sich aus der Bildung der Persönlichkeit und des ernststen Erfassens der Lebensaufgaben wie von selbst ergibt: der Wille und die Kraft, sich erotisch frei und rein zu halten. Auch da hatte die Schule kläglich versagt, Karl May aber Wunder gewirkt: Sein Mittel ist das der Ablenkung, und das ist auch das richtige. Ich kann das hier nicht ausführlich behandeln, aber auch dafür

auf ein Buch verweisen, das ich soeben mit lebhafter Zustimmung gelesen habe und den Erziehern zum Studium empfehlen möchte. Es heißt: „Platonische Liebe“ und hat zum Verfasser Rolf Langenborg, Dozent für Philosophie an der Universität zu Helsingfors (Verlag von Felix Meiner, Leipzig 1926). Ich führe nur sein Schlußwort an, das über den Geist und die Ziele dieses gelehrten und zugleich ganz modernen – wie man sagt: „aktuellen“ – Buches Aufschluß gibt. Es lautet: „Plato hat gewiß mit Recht den Weg der erhabenen Liebe angezeigt, der uns trotz dem Staube des Irdischen die Fernsicht über alles Vergängliche hinaus eröffnet und, uns auf das Ewige hinweisend, von öder Genußsucht ablenkt, als einen besonders der edleren Jugend angemessenen Weg zur Entwicklung. Und nicht nur zur Entwicklung, auch zur Erlösung und sogar zur Entrückung vom Erdendasein: indem dieser Aufschwung des Liebesgefühls uns, gleich einer Offenbarung, ein Lebenshöchstes erschließt, das alle, denen es zuteil wird, als das Größte der Welt verkündet.“

[102] Der Verfasser gibt auch dem italienischen Schriftsteller Marsilio Ficino recht, daß die Platonische Eros-Ergriffenheit, die den Menschen über seine Natur hinaus erhebt und in „einen Gott verwandelt“, vorerst die Sache der schwärmerisch und ekstatisch-enthusiastisch Veranlagten sei, daß jedoch diese Gottbesessenheit mit ihren metaphysischen Ausblicken und ihrer ethisch-religiösen Selbsthingabe auch den gefühlsärmeren, schwer zu begeisternden und sogar den Zyniker hinreißen kann. Er meint, das dürften ihm die „geistigen Wonnen, das Seraphische, das Transzendente seiner ersten Liebe beweisen“.

In Mays Schriften klingen solche Gedanken nur leise an, liegen gleichsam im Unterbewußtsein, aber schon die Tatsache, daß es ihm gelingt, unser an erotische Bücher gewöhntes Volk an seine religiösen und sexuell neutralen Schriften so stark zu fesseln, ist ebenso ehrend für unser Volk wie für ihn, den Erzieher. Er hat Unzählige aus ihren sexuellen Nöten dadurch erlöst, daß er sie in freiere Luft und auf weitere Felder führte.

In jenem, oben schon genannten, sehr wertvollen Buche, das nicht viele Deutsche kennen werden, dem „*Dizionario dell' Omo salvatico*“ von den beiden bedeutenden italienischen Schriftstellern Giovanni Papini und Domenico Giuliotti (1923), wenden sie sich auch an das weibliche Geschlecht und rühmen sich, daß „in so vielen hundert Seiten (es sind 521) nicht eine, nicht eine einzige sich finden werde, die den Zweck hätte, sich dem üblichen Herkommen zu beugen, die Schönheit einer Verblühten, die Ehrbarkeit einer Messalina, die Allgewalt, die sinnenfällige, der weiblichen Seele, das ewig Weibliche in seiner Herrschgewalt **[103]** und die weitreichende Macht des ‚schwachen Geschlechtes‘ preisen zu wollen.“ Karl May hat in noch viel höherem Maße, in mehr als 40 Bänden, die Leser vergessen lassen, daß das Weib die Sinne und das Handeln der Männer beherrsche. Auf die Frage: „Wo steckt das Weib?“, findet man bei ihm keine Antwort. Seine Schriften sind im besten Sinne männlich, ohne deshalb weiberfeindlich zu sein. Sie lehnen aber die Oberflächenkultur der „Mondänen“ ab, gegen die sich auch das genannte *Dizionario* wendet (S. 23). „Für euch, die ihr gekleidet seid nach der Mode, angefüllt von fettem und lüsternelem Fleisch, für euch, ihr aufrecht gehenden Schweine, geputzt durch Manicuren, Pedicuren, Friseure und Schneider, ist es ja viel wichtiger, den letzten Skandal eurer kleinen ‚großen‘ Welt zu erfahren, welche Farbe jetzt von den Londoner Gecken für die Krawatten bevorzugt wird, welches die letzte Parfümmarke der *Rue de la Paix* ist, welche die ‚chikste‘ Marke der Automobile und der Tabakartikel, welches das neueste Stück von Bernhard Shaw oder die letzte Offenbarung des Dada, welche die letzte elegante Ausgehaltene auf dem Markte, wie teuer sie ist und was für Edelsteine sie trägt: für euch Dilettanten ohne Neigung, Skeptiker ohne Qualen, Lebemänner ohne Leben, Kavaliere ohne Vornehmheit, ist es wichtig, diese Dinge kennen zu lernen und nicht die anderen, die Neuigkeiten der vorletzten Stunde zu erfahren, aber nicht die Wahrheit der letzten Stunde, die eines Tages auch für euch schlagen wird. Was können wir tun, wir armen Verfasser, die wir plump sind und schlecht gekleidet, kein Geld und keine Eleganz haben, außer den schmerzreichen Gott, an den wir glauben, **[104]** zu bitten, daß er Erbarmen habe, sogleich oder später, mit eurem Elend.“

Es ist noch nie stark genug betont worden, daß auch Karl May nie für diese elegante und dabei so nichtige Gesellschaft geschrieben, auch bei diesen nie Verständnis gefunden hat, dafür aber bei unseren schwer arbeitenden Massen und bei dem gesunden und aufstrebenden Teil der Jugend.

Ich behaupte anschließend, daß kein zweiter in Deutschland auf die Erziehung unseres Volkes einen so starken und entscheidenden Einfluß gewonnen hat. Wer dem widerspricht, dem fällt die Pflicht zu, einen besseren Namen zu nennen, einen Namen, der in unserem Volke als Erzieher einen besseren Klang hat.

Ich habe selbst vergebens nach einem solchen gesucht: Soll ich etwa Adolf Matthias nennen mit seiner Alt-Tanten-Pädagogik in dem Buche: „Wie erziehe ich meinen Sohn Benjamin?“ Er war Vortragender Rat im preußischen Unterrichtsministerium, aber was weiß unser Volk von ihm? Und hat schon jemand einen Menschen kennen gelernt, der sich mit Stolz als Schüler des Matthias bekannt hätte? Es gibt gewiß viele Lehrer, die diesem oder jenem Schüler den Weg ins Leben gut und sicher gewiesen haben, aber einen Erzieher, der wie Karl May auf so weite Kreise, weit über irgendeinen einzelnen Schulbezirk hinaus, auf die Willensbildung unseres Volkes, zumal unserer Jugend, über ein halbes Jahrhundert hin so segensreich gewirkt hätte, kenne ich nicht und er wird auch nicht zu finden sein. Etwa Friedrich Paulsen, der berühmte Professor für Pädagogik an der Universität in Berlin? Sein eigener Sohn Rudolf, namhafter pädagogischer [105] Schriftsteller und Dichter, klagt anlässlich des zehnjährigen Todestages seines Vaters, daß seine pädagogischen Verdienste schon in Vergessenheit zu geraten scheinen. Aber Mays Verdienste werden mit jedem Tag mehr und mehr erkannt und gewürdigt.

Ja, es bleibt schon dabei: May ist der größte Erzieher des deutschen Volkes seit der Mitte etwa des vorigen Jahrhunderts. Er hat geleistet, was keinem von uns Berufserziehern gelungen ist, den Weg zu finden zum Herzen unseres Volkes. Er ist Unzähligen Führer in und durch das Leben geworden, wofür die zahlreichsten Zeugnisse vorliegen. Und die Wege, die er gewiesen hat als Versöhner der Völker, als Friedensprediger, als Kräftiger des Willens und als Erweiterer des Blickes bis in die letzten Fernen der Erde und des Weltalls, diese Wege werden jetzt von unseren Volksführern als notwendig, verheißungsvoll und errettend anerkannt. Man kann ohne Übertreibung sagen, die ganze heutige Pädagogik bewegt sich in den von Karl May gewiesenen Bahnen. Ich erwarte, daß seine dankbaren Schüler ihm, dem „Schundschriftsteller und Jugendverführer“, noch ein Ehrendenkmal errichten werden. Verdient hat er es!

Im Blockhaus Old Shatterhands

Von Dr. Georg Fröschel¹⁵

©

¹⁵ Der bekannte Romanschriftsteller hatte uns im Auftrag des Ullstein-Hauses besucht und seine Eindrücke in der „B.Z. am Mittag“ vom 5. Febr. 1927, sowie in zahlreichen andern Blätter wiedergegeben. Auf Wunsch vieler Leser erwarben wir den Aufsatz zum Abdruck.
Die Herausgeber.

[[112]]

Peter Rosegger an Robert Hamerling

(12. Juli 1877)

... Vor kurzem erhielt ich von einem Herrn Karl May, Redakteur in Dresden, für meinen „Heimgarten“ eine Erzählung: „Die Rose von Kahira, ein Abenteuer aus Aegypten“. Diese Geschichte ist so geistvoll und spannend geschrieben, daß ich mir gratuliere. Hätten Sie, Herr Professor, vielleicht zufällig den Namen Karl May schon gehört, oder wüßten, welches Blatt er redigiert? Seiner ganzen Schreibweise nach halte ich den Verfasser für einen vielerfahrenen Mann, der lange Zeit im Orient gelebt haben muß ...

* * *

Anmerkung des Karl-May-Verlags: Dr. Hans Ludwig Rosegger, der Sohn des Dichters Peter Rosegger, stellt uns die Abschrift dieses Briefes, den sein Vater schon im „Heimgarten 1902“ abgedruckt hatte, zur Verfügung. Die darin erwähnte Erzählung „Die Rose von Kahira“ enthält die gleiche Handlung, die Karl May – mit verschiedenen Verbesserungen – in dem Buch „Durch die Wüste“, Kapitel 1 – 4, wiedergibt.

[[113]]

Karl May im Orient

Von Dr. Wolfgang von Weisl¹⁶

©

¹⁶ Der in Kairo lebende Verfasser, Berichterstatter des Ullstein-Hauses, hatte Dr. Fröschels vorstehende Schilderung in der „B.Z. am Mittag“ gelesen und darin Anlaß zu seinen nachfolgenden Ausführungen gefunden, die ebenfalls ihren Weg durch einen großen Teil der Presse nahmen. Auf unsre Bitte stellte er uns den kleinen Beitrag fürs Jahrbuch zur Verfügung. Die Herausgeber.

Zwei seltene Prachtstücke der Sammlung Patty Frank¹⁷

Von Hermann Dengler

I.

Von vielen Indianerstämmen Nordamerikas wurden die weißen Eindringlinge „Langmesser“ genannt, wegen der Degen und Säbel, die ihre Soldaten trugen. Beides waren den Indianern ungewohnte Waffen, mit denen sie sich im allgemeinen nicht befreundeten. Jedoch die Behauptung, daß die Indianer selbst niemals Säbel betragen hätten, ist irrig. Jedenfalls haben wir aus älterer und jüngerer Zeit schriftliche und Bildnachweise, daß Indianer Säbel mindestens als Prunkstücke trugen. Bei Gelegenheit werden sie diese Waffe wohl auch benützt haben. Gerade Degenklingen und gestreckte Säbelklingen wurden gern als Lanzenspitzen verwendet.¹⁸

Eine gewisse Vorliebe für Säbel scheinen die Apsároká¹⁹ gehabt zu haben. Sie fertigten sich dazu **[116]** selbst prachtvoll verzierte Scheiden nach ihrem Geschmack. Drei solcher Stücke sind von ihnen bekannt. Der Privatsammler und Händler [William] Lenders in Philadelphia besitzt eine solche Scheide ohne Säbel; der Maler [Charles] Schreyvogel besaß zwei, eine ohne und eine mit Säbel, letztere ging durch Tausch in die Sammlung Patty Frank über.

Es ist ein Prachtstück. Die Scheide besteht aus steifgegerbter Bisonhaut mit eingeschnittenen Verzierungen, ist mit blauem und rotem Tuch gesäumt und mit Lederriemen genäht. Sie hat unten einen länglich dreieckigen, großen „Schuh“, dessen Vorderseite mit einem entsprechend zugeschnittenen Stück Bisonleder besetzt ist. Dieses ist vollständig mit Perlen in verschiedenen Tönen von Rot, Blau, Gelb und Grün bestickt. Die beiden langen Seiten des Dreiecks sind mit langen Lederfransen verziert, die an ihrer Wurzel mit gelbgefärbten Stachelschweinborsten umwickelt sind; dazwischen sind blaue Glasperlen und kleine Messingglöckchen (Falkenschellen) eingezogen. An einem dünnen Riemen hängt eine stark von Motten zerfressene Adlerfeder. An der beim Tragen nach unten gerichteten Seite sind zwei rechteckige Anhänger aus Leder und rotem Tuch, reich mit Perlen besät, angebracht. In der Scheide selbst steckt lose ein Streifen Tannenholz zur Versteifung, ähnlich wie in vielen, aus weichem Leder gefertigten Messerhülsen. Nahe dem oberen Ende der Scheide befindet sich eine lange Lederschlinge zum Anhängen.

Der Säbel ist vermutlich eine alte Kavalleriewaffe, **[117]** von Tiffany and Co., New York. Der Lederbesatz des Griffes fehlt, zwei Korbspannen sind entfernt. Die ursprünglich gebogene Klinge ist durch kaltes Hämmern des Rückens gerade gestreckt. Die ganze Aufmachung zeigt, daß dieser Säbel ein Prunkstück war.

Im Jahre 1887 spielte ein Säbel eine gewisse traurige Rolle bei den Apsároká. Ein junger, hochfahrender Indianer namens Tschis-ta-pa-esh (wörtlich: Er umwickelt den Schwanz des Pferdes. Die Indianer flochten häufig die Schwänze ihrer Pferde in Zöpfe und umbanden diese mit roten oder sonst grellfarbenen Tuchstreifen) gab sich als großen Mediziner aus. Er besaß einen rotbemalten Säbel, den er von den Cheyenne für besonders tapferes Verhalten bei der Sonnentanzmarter erhalten hatte. Nach einer anderen, weniger wahrscheinlichen Angabe wurde ihm die Waffe von einem schlauen Händler als „große Medizin“ in



¹⁷ Künftig: Karl-May-Museum. Vgl. oben S. 9, 75, 109.

¹⁸ Als Quellen sind u. a. folgende zu nennen: McKenney and Hall: History of the Indian tribes of North-America. Philadelphia 1836. I, Taf. 1 u. 34; Maximilian, Prinz zu Wied: Reise in das innere Nord-America in den Jahren 1832 – 1834. Coblenz 1839 und 1841. Vignette X, Taf. 48; Balduin Möllhausen: Reise in die Felsengebirge Nordamerikas. Leipzig 1861. I, S. 230.

¹⁹ „Vogelvolk.“ Meist Upsaroka geschrieben. Gewöhnlich werden sie Crow = Krähenindianer genannt; sie sind ein zur Hidatsa-Gruppe gehöriger Siouxstamm, die Erbfeinde der ebenfalls zu den Sioux gehörenden Dakota.

die Hände gespielt. Wegen dieses Säbels wurde Tschis-ta-pa-esh von den Weißen gewöhnlich „Sword Bearer“ (Schwertträger) genannt.

Tschis-ta-pa-esh behauptete, übernatürliche Kräfte zu besitzen; er gab an, kaltes Wasser kochen lassen und nach seinem Belieben Regen machen zu können. Den ersten Trick erzielte er wahrscheinlich durch Brausepulver. Mit der Zeit wurde sein Benehmen immer toller, er benützte schlaue eine unzufriedene Stimmung unter den jungen Leuten des Stammes und die Sache wurde allmählich bedenklich. Er verübte allerlei Unfug mit seiner Bande und setzte am 30. Sept. 1887 auf der Agentur eine bewaffnete Kundgebung in Szene. Die alten, verständigen Häuptlinge mahnten vergeblich zur Ruhe. Der Kommandant von Fort Custer (am Little Bighorn, unterhalb des Schlachtfeldes vom 25. Juni [118] 1876²⁰) sandte schließlich Soldaten, um den Unruhestifter zu verhaften. Tschis-ta-pa-esh hatte inzwischen seinen Anhängern eingeredet, er sei kugelfest und könne auch sie mit Kugelfestigkeit ausstatten, dagegen vermöge er die Herzen der Soldaten durch Regen mutlos und weich wie Wasser zu machen.



Am 5. November 1887 kam es zu einem Zusammenstoß. Die Indianer waren zu Pferd auf einem Hügel versammelt und als die Truppen anhielten, um zu unterhandeln, ritt Tschis-ta-pa-esh im Galopp vor, umkreiste die Truppen singend und seinen Säbel schwingend zweimal und sprengte dann zu seinen Anhängern zurück. Gleich darauf ging ein Wolkenbruch nieder, der Grund wurde durchweicht, fast ungangbar und die Soldaten erhielten Befehl, ins Lager zurückzukehren. Tschis-ta-pa-esh schrieb diesen „Erfolg“ seinen Beschwörungsgesängen zu und seine Anhänger waren von seiner Macht überzeugt. Als der Boden einigermaßen aufgetrocknet war, rückten die Soldaten wieder an. Tschis-ta-pa-esh ritt abermals singend vor, einer seiner jungen Anhänger, die ihm nun folgten, konnte seine Erregung nicht mehr bemeistern und schoß. Jetzt gaben die Truppen eine Salve ab und drangen vor. Das Gefecht dauerte knapp zwei Minuten, Tschis-ta-pa-esh fiel, seine Anhänger wurden von panischem Schrecken ergriffen und zerstreuten sich in alle Winde²¹.

Dies war das klägliche Ende des einzigen bewaffneten [119] Aufstandes, den die Krähenindianer gegen die Regierung der Vereinigten Staaten unternommen hatte.

II.

Zur Sammlung Patty Frank gehört ein Schädel ohne Unterkiefer mit der offenbar dazugehörigen Kopf- und Gesichtshaut, die sich wie eine Schale vom Schädel abheben läßt. Das Stück, das sich schon seit vielen Jahrzehnten in Deutschland befindet, rührt her vom Kap Mendocino, nördlich von San Franzisko, Kalifornien. Der Schädel stammt von einem älteren, kräftigen Mann; sämtliche sechzehn Oberkieferzähne sind vorhanden, aber stark abgekaut, der Schmelz ist zum Teil abgesplittert, eine Folge der Austrocknung. Der Kopf zeigt keine Verletzungen. In der Hirnhöhle sind einzelne, an das Schädeldach angetrocknete Haare zu finden, ein Zeichen, daß das Gehirn künstlich entfernt wurde, und zwar durch das Hinterhauptloch.

Die dabei befindliche getrocknete Hautschale zeigt die ganze Gesichts- und Kehlhaut, sowie die größere Hälfte der behaarten Schädelhaut (Skalp) mit dem linken Ohr. Im Ohrläppchen ist eine Durchbohrung zu sehen. Ein ziemlich großes Stück der rechten Hälfte der Kopfhaut mit dem Ohr und die Nackenhaut fehlen. Einzelne Muskelfetzen und Drüsen, Lippen und linkes Auge sind vorhanden. Auch die Innenseite dieser Hautschale zeigt viele angetrocknete Haare. Kopf- und Gesichtshaare (Augenbrauen, Wimpern, Wangenhaare) sind zum Teil gut, in ganzen Büscheln, erhalten. Die Haarfarbe ist schwarzbraun, die Haare mittelfein, straff, glänzend. Die Haut ist zum größten Teil, auch auf der Innenseite, von einer schwärzlichen Schicht (getrocknetes [120] Blut?) bedeckt, an den freien Stellen der Außenseite ist die Farbe hell ockergelb.

Von nachträglichen Zerstörungen weist die Haut einige Risse durch nachlässige Behandlung, sowie Spuren von Insektenfraß (rundliche Löcher und Puppenreste) auf.

²⁰ Vgl. Patty Franks Aufsatz „Die Indianerschlacht am Little Bighorn“ im Jahrbuch 1926, S. 32.

²¹ James Mooney: *The ghost dance religion (14th annual report of the Bureau of American ethnology, part II, 1892/93)*. Washington 1896.

Die Beschaffenheit der beiden Stücke zeigt deutlich, daß die Haut in frischem Zustand auf ziemlich rohe Weise vom Schädel getrennt wurde und später halbtrocknet wieder darüber gestülpt worden war. Eingehendere schriftliche Angaben zu dem merkwürdigen Stück fehlen.

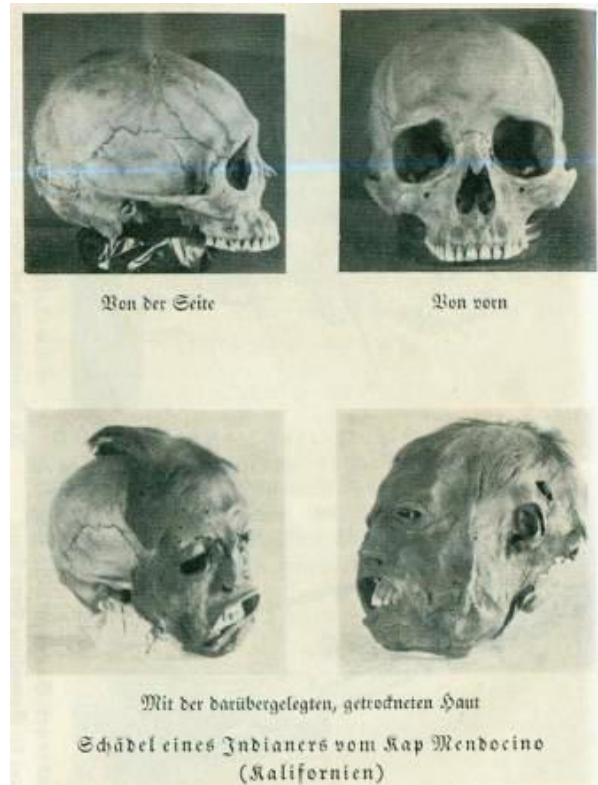
In Indianergeschichten liest man immer nur von Skalpen als heißbegehrten Trophäen. Selbst bei Gebildeten ist der Begriff Skalp, skalpieren so innig mit dem Wort Indianer verbunden, daß man ungläubigem Staunen begegnet, wenn man von kopfjagenden Indianern spricht oder gar behauptet, daß es für das Wort skalpieren einen klassischen, griechischen Ausdruck gibt (ἀποσχυθίζειν = „abskythen“, d. h. die Haut nach skythischer Sitte abziehen). Die Indianer hatten also durchaus nicht das Vorrecht auf diese Sitte. Im Altertum haben die Skythen nach Herodots Beschreibung ganz genau wie die Indianer skalpiert; aber auch andere europäische Völker, die Vandalen, Westgoten, Franken, Kimbern und Teutonen scheinen zum Teil diesem Brauch gehuldigt zu haben²².

Friederici hat nachgewiesen, daß das Skalpieren in Nordamerika ursprünglich nur in wenigen Gegenden [121] geübt wurde, daß diese Sitte sich erst nach Ankunft der Europäer so stark ausbreitete, und zwar naturgemäß von Ost nach West.

In Südamerika hat das Skalpieren weit geringere Verbreitung, aber anscheinend doch eine größere als Friederici annimmt. Es gibt viele noch heute völlig unbeeinflusste Indianerstämme, besonders in Brasilien, und manch Merkwürdiges harrt dort noch der Aufklärung durch gewissenhafte Forschung. Im allgemeinen ist Südamerika ein Kopftrophäengebiet und auch bei den von Friederici naturgemäß nicht erwähnten Gebieten des Amazonastales, in denen erst in jüngster Zeit Skalpe festgestellt wurden, bleibt der blanke, entfleischte Schädel die Haupttrophäe²³.

Einzelne Gebiete sind auch in Nordamerika der ursprünglicheren Schädel-trophäe verblieben, im Nordwesten, Niederkalifornien, an der Westküste und im Felsengebirge.

Kalifornien war ein Mischgebiet. Die rasch vordringenden „Kulturpioniere“ hatten auch dorthin das [122] Skalpieren gebracht. Jeder Art von Trophäe setzte jedoch das ungemein schnelle Dahinschwinden der Urbevölkerung ein Ziel. Solche Stücke aus dieser Gegend zählen daher zu den größten Seltenheiten.



²² Vgl. darüber besonders: Georg Friederici: Skalpieren und ähnliche Kriegsbräuche in Amerika. Braunschweig 1906.

²³ Als ich 1924 den leider zu früh verstorbenen Ethnologen Prof. Th. Koch-Grünberg auf seiner letzten Reise begleitete, trafen wir im Juli in Pará mit Curt Nimuëndajú zusammen, einem früheren Beamten des brasilianischen Indianerschutzdienstes. Dieser erzählte, daß die karäibischen Arára (in der Gegend des mittleren Rio Madeira) im Frühjahr 1924, aufgestachelt von Gummisuchern und von ihnen mit Feuerwaffen versorgt, einen Ueberfall auf die ihnen benachbarten Yuma (nicht zu verwechseln mit den sonorerischen Yuma in Nordamerika!) gemacht hatten, wobei sie zwei Köpfe erbeuteten. Von jedem Kopf wurden folgende Trophäen hergestellt: ein Skalp, auf Holzreifen gespannt, genau wie bei den Indianern Nordamerikas und des Gran Chaco; eine Gesichtshaut, ähnlich den Hautköpfen der Jivaro in Ecuador; ein Zahnhalband und endlich die Haupttrophäe, der Schädel.

Eine Menge kleiner, unter sich zersplitterter und scheinbar voneinander unabhängiger Stämme bevölkerte das Gebiet von Washington, Oregon und Kalifornien. In diesen Wirrwarr hat jüngst der verdienstvolle amerikanische Gelehrte, Dr. A. L. [Alfred Louis] Kroeber, Ordnung gebracht, soweit dies nach den kümmerlichen Resten und Aufzeichnungen möglich ist²⁴.

Um das Kap Mendocino, woher der Schädel in Patty Franks Sammlung stammt, saßen die athapaskischen Mattole, Sinkyone, Kato, Lassik und Wailaki, Sprachverwandte der Apatschen und Návaho²⁵. Nördliche Nachbarn der Mattole sind die algonkischen Wiyot, südlich von den Kato wohnen Yukistämme.

Die meisten Kalifornier standen auf sehr niederer, oft niederster Kulturstufe und fristeten als Jäger ein für unsre überfeinerten Begriffe kümmerliches Dasein. Auch über ihre Kriegssitten sind wir nur mangelhaft unterrichtet. Zusammenstöße mit den rohen Goldsucherbanden endeten gewöhnlich mit der Vernichtung der Indianer.

Die eingehendsten Aufzeichnungen über die Behandlung und Bedeutung des dem Feind abgeschnittenen Kopfes haben wir von den Kato, den südlichen Nachbarn **[123]** der Mattole: sie erscheinen als die eifrigsten Kopfabstecher.

Gewöhnlich nahmen die Sieger vom Schlachtfeld nur einen Schädel mit, um mit diesem im Festhaus zu singen und zu tanzen. Oft erhielten junge Frauen und Mädchen den Kopf, den sie dann spottend als Gemahl anredeten, mit den Zähnen faßten und trugen und dazu: pi, pi, pi zirpten. Häufig wurde die ganze Haut mit dem Gesicht mit Hilfe der Zähne vom Schädel gerissen, dann wurde mit beiden Teilen getanzt. War im Lauf der Zeit der natürliche Zersetzungsprozeß weit **[124]** fortgeschritten, so wurde der Kopf weggeworfen, mit Steinen bedeckt und seinem Schicksal überlassen. Die meisten Schädel zerfielen naturgemäß mit der Zeit.

Der abgeschnittene Feindeskopf war also bei diesen Stämmen keine Trophäe im eigentlichen Sinn dieses Wortes, sondern der Vertreter der geschlagenen Feinde, mit dem man in barbarischem Siegerübermut Spott und Hohn trieb.

²⁴ Alfred L. Kroeber: Handbook of the Indians of California (Bureau of American Ethnologia Bulletin 78). Washington D. C. 1925.

²⁵ Karl May verwendet die spanische Schreibart: Navajo.

Im Urwald der Windriver-Berge

Von Karl B u d d e , U.S.A.²⁶

Kalte Füße rissen mich aus dem Schlaf. Ich hatte sie mit Tannenzweigen bedeckt gehabt, aber da das Feuer allmählich heruntergebrannt war und die „Wärmflasche“ daher erkalten mußte, so boten die Zweige allein keinen Schutz mehr gegen die Kälte. Eiligst sprang ich auf, warf wieder Holz in den Turmofen, und bald verbreitete eine hochaufschlagende Flamme eine angenehme Wärme. Meine Uhr zeigte auf vier, und es war noch dunkel, doch schon nahmen die Sterne im Osten einen blassen Schein an; ein neuer Tag kam herauf! Als ich mein Frühstück bereitet und eingenommen hatte, war es bereits hell geworden. Aber die Sonne ging erst später auf. Ich löschte das Feuer, hängte meinen Rucksack über, und ging wieder auf die andre Seite des Bachs, an dessen Ufern es einige Wassertümpel gab, die mit Eis überzogen waren. Auch das Gras war stark mit Reif bedeckt.

Der Weg hatte gestern erst westlich und dann etwas südwestlich geführt. Meine Richtung, die ich vorläufig innehalten wollte, war genau West; einstweilen mußte ich indes ein Seitental hinaufklettern, was nordwestlich verlief. Ich war noch gar nicht weit vom Holzweg **[126]** ab, als ich auf einen schmalen Pfad stieß, der die von mir eingeschlagene Richtung verfolgte. Ich beschritt ihn. Zuerst führte er mich über eine baumfreie Anhöhe, bog aber dann in den nahen Wald hinein, wo er gar nicht weit von einer Stelle, auf der viele gefälltte Bäume lagen, vollständig aufhörte. Fast glaubte ich schon, den Shoshone Indian Trail gefunden zu haben! Ich beschloß daher, auf eine Berghöhe, die eine Felsklippe aufwies und genau westlich lag, zu klettern. Von dort bot sich wahrscheinlich ein weiter Rundblick.

Kaum hatte ich den von Bäumen gesäuberten Platz hinter mir, als ich mich auch schon mitten im amerikanischen Urwald befand. Je weiter ich vorwärts drang, desto hinderlicher wurde das Dickicht. Ich hatte schon oft Wälder in andern Staaten der Union durchstreift, sie aber meistens ziemlich offen gefunden, so daß man mit wenig Anstrengung hatte hindurch kommen können. Hier war es anders! Unzählige Bäume, die neuem Nachwuchs hatten Platz machen müssen, lagen in einem wüsten Durcheinander, teils im verfaulenden Zustand, am Boden, und verhinderten stellenweise mit ihrem vielen Geäst jedes Vorwärtsdringen. Gehen konnte ich schon gar nicht mehr. Bald mußte ich über Stämme hinwegklettern, bald unter ihnen hindurchkriechen. Oft konnte ich keins von beiden, sondern war gezwungen, von der Richtung abzuweichen und mich von einer andern Stelle aus wieder nach Westen vorwärts zu arbeiten. Es war wirklich ein Arbeiten, und zwar ein sehr ermüdendes, weil ich Arme und Beine zugleich kräftig gebrauchen mußte. Nach einer halben Stunde schon hielt ich an, um zu „verschnaufen“. Selbstverständlich war ich nur **[127]** sehr langsam vorgedrungen, aber mein Vorhaben, die Bergkette zu übersteigen, wollte ich deshalb doch nicht aufgeben. Auch wußte ich, daß es nicht überall so schwer sein würde, durchzukommen, wie gerade hier. Diese Seite der Berghöhe war nämlich dem Osten zugewendet, tagsüber also nicht viel von der Sonne beschienen. Dadurch kann der im Winter gefallene Schnee erst spät wegschmelzen, und aus diesem Grund werden auch der Boden und die auf ihm liegenden verfaulenden Baumstämme noch für lange Zeit in einem feuchten Zustand gehalten, was natürlich einen üppigen Pflanzenwuchs fördert. Dies aber ist ein weiterer Grund, weshalb Waldbrände, die oft durch Blitzschläge entstehen, hier nicht so leicht aufkommen. Daher weisen alle bewaldeten Bergabhänge,



Zur Urwald der Windriverberge
Aufgenommen von Karl Budde, U.S.A.

²⁶ Der Verfasser fährt hier mit der Schilderung seiner Reise ins nordamerikanische Felsengebirge fort. Vgl. Jahrbuch 1923, S. 367, Jahrbuch 1924, S. 303, Jahrbuch 1925, S. 128 und Jahrbuch 1926, S. 394. Der Herausgeber.

die möglichst der Sonne abgewendet sein, stets dichten Wald auf; die Bäume erreichen an solchen Stellen ein erhebliches Alter und wachsen oft erstaunlich hoch.

Während ich, auf einem Baumstamm sitzend, mir den Schweiß von der Stirn trocknete, wanderten meine Gedanken weit zurück in die Tage meiner Jugendzeit, ich dachte an Old Shatterhand und daran, daß ich gerade jetzt nicht allzu weit von der Gegend rastete, durch die er mit seinen Freunden auf der Suche nach dem Finding Hole geritten war. Nur die Kette der Windriverberge trennte mich von dem Seengebiet des Green River, durch das er gezogen war²⁷, freilich nicht unter solchen Mühsalen, wie die waren, die mir jetzt den Schweiß aus allen Poren trieben.

[128] Ich raffte mich auf und arbeitete mich wieder vorwärts. Zuweilen turnte ich auf den gefallen Baumstämmen entlang, wobei ein langer Knüppel mich im Gleichgewicht halten mußte. Der Rucksack war mir oft im Weg, besonders wenn ich irgendwo hindurchzukriechen hatte. Eine Zeitlang wies der Wald keine Veränderung auf, wurde aber dann nach der Höhe zu etwas lichter. Ich war schon gespannt, was für einen Blick ich von dort oben aus nach Westen zu haben würde. Als ich schließlich auf der Berghöhe anlangte und die alleinstehende Felsenklippe erklomm, so daß ich nun über die Baumwipfel frei hinwegsehen konnte, bot sich mir eine entzückende Aussicht. Nach Norden und Süden hin konnte das Auge über ausgedehnte Tannenwälder hinwegschweifen; sie zogen sich nach Westen zu bis an eine unbewaldete, hohe Bergkette hinan, die wie eine gewaltige Mauer aussah. Es konnte jedoch nicht die Hauptkette sein. Diese mußte weiter zurückliegen und war daher noch immer nicht sichtbar.

Von hier bis nach der vor mir liegenden Mauer schien es noch ziemlich weit zu sein. Würde es mir gelingen, sie zu ersteigen? Zwischen ihr und meinem Standort lagen mächtige Schluchten, die mit ihr offenbar in gleicher Richtung verliefen. Das bedeutete von nun an vieles Bergauf- und Bergabsteigen, und somit auch mehr Zeitverlust und größere Anstrengungen. Wenn ich nur erst am Fuß der Hauptkette angelangt wäre! Ich wollte dann schon geduldig aufwärts klettern.

Zunächst hieß es aber: hinab! Wie ich vermutet hatte, stand der Wald an dieser Seite tatsächlich nicht so dicht, und ich langte daher verhältnismäßig **[129]** schnell auf der Talsohle an. Diese war frei von Bäumen, bestand aber aus einem Morast. Ohne viel Zaudern schritt ich drauf los. Es war mir dabei, als ob ich auf lauter Schwämmen ging. Jedoch kam ich drüben an, ohne einmal tief eingesunken zu sein. Ich klomm nun wieder bergan und abermals durch ein Drunter und Drüber von Baumstämmen. Als ich schließlich auch diese Höhe erreicht hatte, stand ich unmittelbar am Rand eines Abgrundes, der die eine Seite eines kleinen Cañons bildete. Hier gab es keinen Abstieg. Ich ging daher eine Strecke am Rand entlang, bis ich an ein Geröll von dicken Felsblöcken kam, das schon vor Zeiten von der steilen Wand abgebröckelt war. An dieser Stelle war ein Abstieg möglich, und als ich jetzt einen Blick nach Norden warf, sah ich den Spiegel eines kleinen Waldsees durch die dunklen Tannen schimmern. Auf ihm tummelte sich vergnügt eine ganze Schar wilder Enten, die hier in dieser Einsamkeit gewiß ein ungestörtes Dasein führten.

Nachdem ich über das Geröll hinweg unten angekommen war, mußte ich dem Cañon in südwestlicher Richtung aufwärts folgen, weil die gegenüberliegende Felswand zum Erklettern zu steil war. Da ich bald an einer Quelle vorbeikam, die unter einigen Felsblöcken hervorrieselte, konnte ich meinen Durst löschen. Dieser kleine Cañon kam mir nicht ganz geheuer vor, da er auf mich den Eindruck machte, als könne er einen guten Aufenthaltsort für Bären abgeben. Ich verspürte wenig Lust, solchen Gesellen zu begegnen, weil ich von meiner Ausrüstung nur das Jagdmesser mithatte. So suchte ich mir einen Aufstieg am oberen Ende dieser kleinen Schlucht. Von oben aus war jene **[130]** „Mauer“ wieder zu sehen, wenn auch nicht in ihrer ganzen Länge. Ich war ihr schon etwas näher gekommen; sie jedoch in genau westlicher Richtung zu übersteigen, schien mir von dieser Stelle aus beinahe unmöglich, und im Norden machte sie eine Biegung nach Westen. Dagegen sah es weiter südlich gar nicht so schlimm aus. Es gab da sogar einen Punkt, der wie ein Einschnitt erschien. Vielleicht würde ein Aufstieg von dort ziemlich leicht zu ermöglichen sein. Also auf den Einschnitt im Südwest zu!

Ich folgte daher der Lehne einer langen Schlucht, die gleichfalls südwestlich verlief. Der Wald stand hier wieder ziemlich dicht. Einmal kam ich an zwei nah beieinander liegenden Waldseen vorbei, die wie versteckt in einer kesselartigen Bodenvertiefung träumten und weder Zufluß noch Abfluß hatten. In der Mitte des einen

²⁷ Siehe Karl May, „Weihnacht“, Ges. Werke, Bd. 24, 5. Kapitel.

gab es eine kleine Insel, und da sie beide von dunklen Tannen eng eingefaßt waren, so bot das Ganze inmitten dieser Urwaldstille einen märchenhaften Anblick.

Die Nadelhölzer hier setzen sich aus *spruce* [Picea var. spezieis], *balsam* [Abies balsamea] und *pine* [Pinus var. species] zusammen. Welcher von den beiden erstgenannten Bäumen mir eigentlich der liebste ist, darüber habe ich mich noch immer nicht entscheiden können. Der erste gefällt mir besonders seiner fast gerade nach den Seiten wachsenden, dunkelfarbigem Zweige und seiner stolzen, gewaltigen Größe wegen. In den Windriverbergen ist der *spruce* wohl der König unter den Tannen. Den *balsam*, obgleich nicht von ganz so stattlicher Höhe wie jener, habe ich aber wegen seines schlanken Wuchses gern. Aehnlich wie die von einem Gärtner gezogene Edeltanne, folgen seine etwas schräg aufwärts wachsenden Zweige in [131] gleichen Abständen aufeinander, bis hoch in die dünn zulaufende – ich möchte sagen – kirchturmartige Spitze. Zuweilen konnte ich nicht umhin, einen jungen und besonders schönen *balsam* zu betrachten. Dann hielt ich an, um mir einen seiner Zweige vom Stamm nach den Enden zu wie streichelnd durch die Hand gleiten zu lassen. Die Nadeln stechen so nicht und fühlen sich weich und glatt an! Leider jedoch stehen die *balsams* nicht selten in dichten Gruppen, so daß sie sich ihrer Schönheit selbst „berauben“.

Der oben an dritter Stelle erwähnte Baum – *pine* – ist eine Art Fichte. Er wird auch *yellow pine* und auch *western pine* genannt. Hier in den Windriverbergen wächst er fast überall, wohingegen die beiden erwähnten Tannen in der Wahl ihres Bodens wählerischer sind. Ein anderer Nadelbaum – der *pinion* [Pinyon-Pine] – (vielleicht vom spanischen *piñon* abgeleitet) wächst meist da, wo die drei soeben genannten kaum einen Lebensunterhalt finden dürften, nämlich auf steinigem Boden, der wenig mit Erde bedeckt ist. Aehnlich wie eine Zeder, so ist auch dieser Baum zäh und widerstandsfähig, zeigt aber auf besonders unwirtlichem Boden ein meist krüppelhaftes Aussehen. Gerade hier herum wuchs er nicht, aus leicht erratbarem Grund. Der *asp*, auch oft *aspen* [Populus tremuloides] gesprochen, ist der einzig auftretende Laubbaum. Seiner Blätter wegen, die fast ständig zittern und das bei kaum merklichem Windhauch schon, führt er auch den Namen *quaker*. Jedesmal, wenn der Sommer zur Neige geht, werde ich nicht müde, meinen Blick immer wieder an solchen Bergabhängen entlang gleiten zu lassen, wo „*aspen*“ wachsen. Dann hat ihr Laub nämlich eine weithin leuchtende Apfelsinenfarbe [132] angenommen, und besonders da, wo diese Bäume in geschlossenen Zügen oder wie breite, lange, gelbe Bänder sich durch dunklen Tannenwald hinziehen, wirkt der Gegensatz der Farben unbeschreiblich schön.



In den vorgelagerten Bergen der Windriverfette
Aufgenommen von Karl Pubbe, U.S.A.

Allmählich wurde der Wald wieder offener, so daß ich schneller vorwärts kommen konnte.

Leider stellte sich aber bald darauf mehr und mehr Unterholz ein. Es wurde schließlich so dicht, daß ich mein Jagdmesser herausziehen mußte, um mir damit einen Durchgang zu öffnen. Gleichzeitig patschte ich dabei über sumpfigen Waldboden, der den Quellsitz eines Baches bildete. Es hätte mir hier wie jenem stolzen Römer im Teutoburger Wald ergehen können, der in einer ähnlichen Lage bekanntlich zwei Stiefel und einen Strumpf verlor. Ich als Barbar wußte aber derartiges zu vermeiden, indem ich nämlich die abgeschnittenen Zweige stets vor mich hinlegte, wodurch ich einen etwas festeren Halt unter den Füßen erhielt. Verhindern konnte ich dabei aber doch nicht, daß ich mehrmals derart tief einsank, daß mir das sumpfige Wasser von oben in die Stiefel lief. Als ich den Sumpf glücklich hinter mir hatte, kam ich nach einer Weile auf einem kleinen baumfreien Platz an, der eine, wenn auch nur beschränkte Aussicht gestattete. Ich sah nun, daß diese Schlucht in eine andre, bedeutend größere auslief, die von einem ziemlich breiten Gebirgsbach durchflossen wurde.

Wieder mußte ich ein fürchterliches Unterholz durchdringen, wobei mich der Rucksack, wie schon vorher, sehr belästigte. Der Wald selber jedoch war hier weniger hinderlich. Ich erreichte den Gebirgsbach an einer Stelle, wo er einen andern, kleinern Zufluß aufnahm, der aus einer steil ansteigenden [133] Seitenschlucht mit einem ohrenbetäubenden Getöse, das ich schon von weitem hatte hören können, herabfiel. Sein Wasser bestand eigentlich nur aus weißem Schaum. Um am diesseitigen Ufer des Hauptbachs zu bleiben, mußte

ich jetzt den kleinern überschreiten. Das gelang mir verhältnismäßig leicht, da ich von einem dicken Granitblock auf den andern springen oder klettern konnte. Die ganze Schlucht war voll von solchen, und es sah aus, als ob sie den Bach, der sich schäumend vor Wut auf sie stürzte, in seinem wilden Lauf hindern wollten.

Indem ich nun am rechten Ufer des Hauptbachs, und wieder im tiefsten Dickicht, aufwärts strebte, sah ich, nicht weit von dem Zusammenfluß der beiden Bäche, einen langen Baumstamm quer über dem Hauptbach liegen. Obgleich hier und da abgestorbene Bäume im Bach auf Felsblöcken ruhten, so zog dieser doch sofort meine Aufmerksamkeit auf sich. Er lag nämlich an einer ausgesucht günstigen Stelle, und gerade hier auf solch hohen Uferändern, daß er vom Wasser gar nicht umspült werden konnte, selbst wenn der Bach, wie eben jetzt, stark angeschwollen war. Das dickere Ende ruhte auf dem jenseitigen Ufer. Mit dem Rucksack hinüber zu turnen, war etwas gefährlich, denn was würde aus mir werden, wenn ich, das Gleichgewicht verlierend, in diesen reißenden Gebirgsbach fallen sollte?

An die andre Seite mußte ich aber doch, und obendrein mit dem hinderlichen Rucksack, denn es war möglich, daß ich dem Gewässer am jenseitigen Ufer besser aufwärts folgen konnte. Ich setzte mich daher auf den Stamm, in der Weise, wie eine Vertreterin des zarten Geschlechts im Sattel sitzen würde, und schob [134] mich langsam vorwärts. Von der Mitte der Naturbrücke aus gab es einen schönen Blick bachaufwärts und -abwärts. Die grünen Büsche und die dunklen Tannen traten von beiden Ufern bis hart an das Wasser heran, und man konnte so in eine richtige Waldgasse hineinschauen. An dieser und jener Stelle neigten sich einige halbtentwurzelte Tannen beiderseits auf das schäumende Wasser hinab, ein Bild, das ein Maler sofort auf die Leinwand gebracht haben würde. – Am andern Ende des Stammes angekommen, sah ich gleich, daß dieser Baum durch Menschenhand gestürzt worden war. Also in dieser Wildnis und gerade an dieser Stelle waren vor mir doch schon Menschen gewesen! Es kamen höchstwahrscheinlich nur Indianer in Betracht, in deren Schutzgebiet ich mich ja hier noch befand. Auch die Kerbe, die den Baumriesen zu Fall gebracht hatte, sah ganz indianisch aus, und es wollte mir scheinen, ein Weißer hätte sie anders gehauen; er hätte wahrscheinlich auch noch die obere Seite des Stammes mit der Axt etwas abgeflacht, um ein sichereres und bequemer Ueberschreiten zu ermöglichen.



Ich forschte an diesem Ufer sogleich nach weiteren menschlichen Spuren, konnte indes trotz langen Suchens nichts finden. Dabei war das Gebüsch gerade hier äußerst dicht. Man hätte einer scharfen Axt bedurft, um sich durch ein solches Dickicht vorwärtsarbeiten zu können. Außerdem stand dieses auch sehr hoch, und wegen des dichten Blätterdaches war vom Himmel nichts zu sehen. Der als Uebergang dienende Baumstamm lag in der Tat an einer solch versteckten Stelle, daß ihn nur jemand bemerken konnte, der seinen Weg unmittelbar am Ufer des Baches entlang [135] bahnte. Die Kerben am Baumende und am Stumpf sahen sehr alt aus. Jedenfalls waren schon Jahre vergangen, seitdem jene Menschen hier durchkamen. Sonst hätte man auch zum mindesten noch abgehauene Späne oder abgeschnittene Zweige im Gebüsch finden müssen. Wahrscheinlich hatte sich damals Indianer als Fallensteller hier herum aufgehalten und waren häufig über den Bach hin- und hergewechselt.

Ich schob mich jetzt über den Baumstamm zurück und folgte dem Gebirgsbach wieder am rechten Ufer aufwärts, jedoch nicht lange, da es höher hinauf zu wild aussah. Er schien tatsächlich dort hinten, wo der Einschnitt war, herunterzukommen, und ich glaubte jene Stelle schneller zu erreichen, wenn ich mich vorläufig noch etwas von ihm entfernt hielt. Ich ging also in der alten Richtung weiter. Der Boden wurde immer felsiger, und da weniger Bäume auftraten, rückte ich etwas rascher vor. Unterholz gab es nicht mehr; leider stellten sich aber bald kleine Schluchten ein, die quer zu meiner Richtung verliefen und zu einem sehr entmutigenden Bergauf-Bergab zwangen. Es ging indes beständig höher bergan als bergab. Dann tauchte wieder dichterer Wald auf.

Ich schob mich jetzt über den Baumstamm zurück und folgte dem Gebirgsbach wieder am rechten Ufer aufwärts, jedoch nicht lange, da es höher hinauf zu wild aussah. Er schien tatsächlich dort hinten, wo der Einschnitt war, herunterzukommen, und ich glaubte jene Stelle schneller zu erreichen, wenn ich mich vorläufig noch etwas von ihm entfernt hielt. Ich ging also in der alten Richtung weiter. Der Boden wurde immer felsiger, und da weniger Bäume auftraten, rückte ich etwas rascher vor. Unterholz gab es nicht mehr; leider stellten sich aber bald kleine Schluchten ein, die quer zu meiner Richtung verliefen und zu einem sehr entmutigenden Bergauf-Bergab zwangen. Es ging indes beständig höher bergan als bergab. Dann tauchte wieder dichterer Wald auf.

Gegen Mittag machte ich halt und verzehrte etwas von meinem Mundvorrat. Leider blieb in dem Rucksack nicht mehr viel davon übrig; der Rest langte nur noch für ein Abendessen und Frühstück. Ich hatte nicht mehr mitgenommen, weil ich einerseits nicht so viel „schleppen“ wollte und andererseits ausgerechnet hatte – bevor ich jedoch jenen Mexikaner aufsuchte²⁸ [136] – daß ich, wenn ich dem Trail folgte, heute abend schon mindestens auf der Bergkette sein würde und dann von dort in etwa zwei oder drei Tagen eine jenseitige Ansiedlung erreichen könnte. Dabei einen Tag oder zwei Hunger aushalten, war mir lieber als viel tragen zu müssen. Durch diese Rechnung war aber bereits ein Strich gezogen worden; ich hatte den Pfad, von dem ich gewöhnt hatte, daß er von dem Indianerdorf in die Berge führte, noch immer nicht gefunden und war außerdem im Urwald zu sehr aufgehalten worden. Und nun, wo ich diesen nahezu hinter mich hatte, war ich obendrein an eine vorgelagerte Bergkette gelangt, die schwer übersteigbar aussah. Die ganze Sache kam mir jetzt sehr ungemütlich vor, und plötzlich tönten mir die warnenden Worte jenes Alten im Verkaufsladen wieder in den Ohren. Unsinn! Ich hatte mich doch schon öfters in ähnlichen Lagen befunden, allein und weitab von menschlichen Wohnungen, wobei mir eigentlich nie Gedanken gekommen waren, daß mir irgend etwas hätte zustoßen können. Das Dumme an der Sache war aber doch, daß ich jetzt kein Gewehr bei mir hatte, denn wenn meine Vorratsmittel zu Ende gingen, hätte ich wenigstens von der Jagd leben können. Nun, hoffentlich konnte ich da oben bei dem Einschnitt durchkommen. Vielleicht traf ich auch dort auf den Shoshone Indian Trail, obgleich dieser eigentlich nach den seltsamen Aeußerungen des Mexikaners nicht so weit südlich sein sollte. Wenn man nur die Bergkette von dem Dorf aus hätte sehn können, so würde mir jener Mensch doch mindestens den Punkt haben zeigen können, an dem der Pfad die Berge erklimmt. Ja, ich hätte den Mexikaner auch bitten sollen, mir einen solchen Punkt wenigstens auf [137] den vorgelagerten Bergen anzugeben, von wo aus ich dann in verlängerter Linie jene Stelle auf der Hauptkette hätte festlegen können. „Er stand da, wie der Ochs vor dem Berg.“ Diese Redensart konnte ich jetzt auf mich beziehen!

Die Hoffnung, daß ich hier im Wald auf den Pfad stoßen würde, gab ich auf. Ja, es war sogar möglich, daß ich ihn schon irgendwo ahnungslos überschritten hatte, ohne nämlich in dem betreffenden Augenblick auf den Boden geschaut zu haben. Sicherlich war der Pfad auch nicht deutlich zu sehn, denn obgleich er sehr alt war, wurde er doch nur selten benutzt.

Nach kurzer Rast brach ich wieder auf. Als ich einmal die Lehne eines kleinen Seitentals hinaufstieg, blieb ich bei einem Baum plötzlich überrascht stehen. Es wies nämlich an seiner Rinde eine helle Stelle auf, die hier im Waldesdunkel geradezu auffiel, Stachelschweine, Hirsche und Elche beißen im Winter öfters die Rinde von Tannen ab, und ich hatte auch heute morgen hier und da solche Stellen an Bäumen gesehn, die sich meistens wie ein Ring rund um den Stamm ziehen. Jeder Jäger kennt solche Spuren. Aber mit dieser Tanne hatte es eine ganz andre Bewandtnis. Hier hatte nämlich jemand mit einer Axt ein etwa handbreit großes Stück von der Rinde abgeschlagen. Dies war ganz deutlich zu sehen und schon von weitem von der Spur eines Wildes zu unterscheiden. Also auch hier waren Menschen gewesen! Wie man leicht erkennen konnte, war die Kerbe oder der Schnitt bereits mehrere Jahre alt. Trotzdem suchte ich sofort nach weiteren Spuren. Der Boden war hier überall sehr aufgeweicht, und es gab stellenweise Wassertümpel. Der Schnee mußte somit in diesem Tal [138] erst kürzlich geschmolzen sein. Mein eifriges Suchen war vergeblich, nirgends konnte ich sonst noch menschliche Spuren auffinden. Wahrscheinlich waren einmal Indianer oder Weiße hier durchgestreift, und einer von ihnen hatte wie spielend mit der Axt nach diesem Baum geschlagen. Daß ich dieses menschliche Zeichen gerade hier antraf, war nicht zu verwundern, denn jeder erfahrene Jäger oder Fallensteller würde, falls er hierherum durchgekommen wäre, ebenfalls diesem kleinen Tal gefolgt sein; die ganze Gestaltung der Gegend war eben danach. Ich ging weiter, die Schlucht aufwärts verfolgend, wobei ich jetzt wieder Seitenschluchten oder Quertäler zu überwinden hatte. Trotzdem kam ich ziemlich schnell vorwärts, denn der Wald bot hier wirklich kaum ein Hindernis. Merkwürdigerweise bekam ich gar kein Wild zu sehn, nicht einmal Vögel waren sichtbar. Dazu diese tiefe Stille, die nur von dem dumpfen Geräusch meiner hastigen Schritte unterbrochen wurde. Es wollte mir scheinen, als ob ich aus dieser Wildnis nie wieder herauskommen würde. Nach längerer Zeit ging es über nackten Felsboden, diesmal steil aufwärts, so daß man leicht auf ihm abrutschen konnte. Ich erblickte aber eine gangbare Stelle, und während ich ihr folgte, fiel mir plötzlich auf, daß mehrere kleine Steinhäufen in kurzen und längeren Abständen aufgeschichtet waren. Dies war seltsam, denn auf dem abschüssigen Felsboden war sonst

²⁸ Siehe die Erzählung: „Im Schutzgebiet der Schoschone-Indianer“ (Jahrbuch 1926, S. 399).

nirgends ein Stein, Zweig oder dergleichen zu sehen. Wenn es nicht in dieser Wildnis gewesen wäre, hätte man meinen können, daß Kinder im Spiel diese Steine zu kleinen Türmchen aufgebaut hätten. Aber es kam mir jetzt eine Ahnung, und indem ich langsam weiter aufwärts **[139]** stieg, erblickte ich noch mehrere andre kleine Steinhäufen, die oben am Wald aufhörten. Jedoch jetzt sah ich meine Ahnung verwirklicht; denn dort aus dem dunklen Wald leuchteten mir einige helle Stellen entgegen, die sich in ungefähr Schulterhöhe an einzelnen Tannen befanden. Zu der nächststehenden hingehend, sah ich, daß man, genau wie jener Tanne weit zurück, auch dieser hier mit einer Axt ein Stück von der Rinde abgeschlagen hatte. Und als ich jetzt tiefer in den Wald eindrang, wurde mir zur Gewißheit, daß ich mich hier auf einem regelrechten, durch Baumkerben bezeichneten Pfad befand! Also hatte ich den Shoshone Indian Trail doch gefunden! Ich fühlte mich jetzt wie aus einer Gefahr errettet. Dort, wo ich die Kerbe jener Tanne zum erstenmal gesehen hatte, mußte der Pfad auch vorübergeführt haben.

Ermutigt schritt ich weiter. Nun waren gewiß weniger Hindernisse zu überwinden. Der Pfad lief hier in südlicher Richtung. Um trügerische Sümpfe, Unterholz und sonstige Hindernisse führte er stets herum, so daß ich schnell ausschreiten konnte. Ging es über baumfreie Plätze oder über felsigen Boden, so erblickte ich jedesmal wieder kleine Steinhäufen, die in geschickter Weise als Richtungszeichen aufgebaut waren. Ich hatte so schon eine beträchtliche Strecke zurückgelegt, als ich plötzlich anhielt. Es kam mir ein Gedanke, der mir eigentlich schon viel früher hätte kommen sollen. In meiner Freude nämlich, den Indianerpfad gefunden zu haben, hatte ich ganz vergessen, ihm an der Stelle, wo ich auf ihn gestoßen war, eine Strecke in entgegengesetzter Richtung zu folgen, um so festzustellen, ob er auch wirklich aus Osten kam. Er hatte bis jetzt fast genau Nord-Süd **[140]** oder Süd-Nord geführt, demnach war schwer zu sagen, ob er von der Bergkette herunter- oder erst hinaufführte. Wie nun, wenn dieser Pfad viel weiter nördlich über die Berge ging? Vielleicht hinter der Stelle, wo die „Mauer“ die Biegung nach Westen machte? Ja, vielleicht gab es über jenen wilden Cañon doch einen Uebergang. Aber nein! Das wäre ja gar nicht nötig gewesen, dort einen Uebergang anzulegen, denn eben jener dicke Baumstamm, auf dem ich den Bach gekreuzt hatte, bot ja eine Uebergangsstelle und mußte es auch ohne Zweifel gewesen sein.

Es schien mir jetzt, als wenn ich bisher wie im Dunkeln herumgetappt wäre, und als ob irgendein unsichtbares Wesen mich dreimal absichtlich auf diesen Pfad hatte lenken wollen.

Was nun? Sollte ich jetzt noch umkehren? Stets habe ich einen Widerwillen gehabt, auf demselben Weg, den ich hergekommen bin, wieder zurückzugehen. So auch hier! Und schon kamen Zweifel auf. War es denn tatsächlich der Shoshone Indian Trail? Konnte es nicht bloß ein Pfad sein, der von irgendjemand zum bessern Zurechtfinden gezeichnet worden war und überhaupt gar nicht über die hohe Bergkette führte? Ich schritt weiter; sobald ich den vor mir liegenden Berg umgangen hatte, mußte sich ja alles aufklären.

Abermals ging es in eine andre Schlucht hinein, als die Baumkerben plötzlich aufhörten. Diese waren schon weiter zurück nur noch in größeren Abständen aufeinander gefolgt, hier aber konnte ich selbst nach vielem Suchen keine mehr finden. Ich schritt schließlich von dem letztgezeichneten Baum in verschiedenen **[141]** Richtung eine Strecke weit fort. Auch dies war vergeblich, und ich fühlte mich sehr enttäuscht. So folgte ich nun der Schlucht weiter, dabei immer scharf nach Baumkerben ausspähend. Die Freude, den Pfad gefunden zu haben, hatte also nicht lang gedauert. Der Alte im Kaufladen hatte recht gehabt; wer den Pfad nicht genau kennt, geht auf ihm verloren. Soviel sah ich ein: um diesem Pfad zu folgen, benötigte ich mindestens einer Beschreibung der verschiedenen Schluchten, durch die er lief, und außerdem mußte ich seine ungefähre Richtung kennen. Als ich die Schlucht der Länge nach durchheilt hatte, mußte ich bergan steigen, und da erblickte ich endlich wieder Baumkerben, an deren neues Auftreten ich nicht mehr geglaubt hatte. Auf dem Boden, der hier weder felsig noch aufgeweicht war, konnte ich sogar eine Art Pfad erkennen, wenn auch gerade keine Fußabdrücke zu sehen waren. Dieser Pfad wurde jedoch viel von Wild benutzt, dessen Spuren deutlich erkennbar waren.

Frohen Muts und in schnellster Gangart schritt ich weiter. Alle die Schluchten, die ich abwechselnd durchheilt, lagen ungefähr auf gleicher Höhe, führten aber keine Bäche. Nach einiger Zeit lenkte der Pfad um einen großen Waldsumpf herum. Gleich hinter diesem ging es wieder langsam bergan und nunmehr nah am Fuß des offerwähnten Berges entlang. Hier aber stellte sich mir ein unangenehmes Hindernis entgegen; es lag hier nämlich noch eine Menge Schnee. Schuld daran waren der nahe Berg und eine hohe Felswand nach Südwesten zu; die Sonne konnte deshalb in diesen Teil der Schlucht nicht viel hineinschauen, so daß der Schnee hier nur langsam schmolz. Ich band jetzt mit Hilfe eines Fadens meine Beinkleider unten

[142] fest um die Knöchel, damit der Schnee, der um diese Tagesstunde schon keine harte und tragbare Kruste mehr hatte, nicht von oben in meine Stiefel dringen sollte. Anfangs versuchte ich möglichst die Stellen, an denen der Schnee hoch lag, zu vermeiden, konnte aber dabei doch nicht verhindern, daß ich bis an die Brust einsank. An manchen Stellen lag der Schnee mehrere Meter hoch, so daß ich gezwungen war, ihn erst Schritt für Schritt niederzustampfen. Die Sache war nicht so ganz geheuer, da ich leicht in eine von Schnee zugewehrte Felsspalte geraten konnte.

Nach etwa einer Stunde hatte ich indes die Schneemassen hinter mir. Bald darauf tauchten auch die Baumkerben wieder auf, und ich kam nun schneller vorwärts. Hier und da stellte sich allerdings abermals Schnee ein, aber es waren meist nur kleine Stellen. Der Pfad war auch hier auf dem Boden zu erkennen, lenkte aber zu meiner großen Enttäuschung allmählich mehr und mehr nach Südosten ab. – –

Ich war für längere Zeit bergan gegangen, als ich spät abends müde und zerschlagen auf einem hochgelegenen und flachen Platz ankam, der in der Mitte von Bäumen entblößt war. Im Kreis herum gab es mehrere hohe Felsklippen, die anscheinend nur einen Ausweg nach Nordosten offen ließen, nach welcher Richtung hin der Pfad jetzt sonderbarerweise führte. Zwischen den Klippen stand Wald. Ich trat aus diesem heraus und ging langsam weiter. Der Boden war sehr aufgeweicht, und ich hatte die Waldblöße noch nicht zur Hälfte überschritten, als der Pfad schon nicht mehr zu erkennen war. Steinhäufen hatte man hier nicht als Zeichen aufgebaut. Am gegenüberliegenden Waldrand angelangt, suchte ich auch dort [143] vergeblich nach Baumkerben. Im Wald selber lag viel Schnee. Nur auf der Waldblöße hatte ihn die Sonne wegschmelzen können. Ich schritt nun langsam am Waldrand entlang, dabei die Bäume aufmerksam musternd. So machte ich die Runde ganz um die Waldblöße, konnte aber doch keine einzige Kerbe erblicken.

Da die Sonne schon untergegangen war, mußte ich mir jetzt vor allen Dingen einen geeigneten Lagerplatz suchen. In der Nähe einer Felsenklippe, die nach Nordosten zu lag und wohin der Pfad zuletzt Richtung genommen hatte, erblickte ich einen überhängenden Felsblock, der etwas Schutz gegen die Witterung bieten konnte. Hier machte ich mir aus Tannenzweigen ein Lager zurecht und legte einige Schritte davor das Feuer an, so daß ich wohl hoffen durfte, einigermaßen warm schlafen zu können. Wie den ganzen Tag über, so gab es auch jetzt noch einen wolkenlosen Himmel; ich mußte daher auch diesmal mit starkem Nachtfrost rechnen. Es galt zunächst, möglichst viel Brennholz herbeizuschaffen. Davon lag genug hier im Schnee herum, aber es war feucht und teils faul und würde deshalb zu viel Rauch abgegeben haben. Ich brach infolgedessen von den Tannen abgestorbene Zweige herunter und häufte sie nahe am Feuer auf. Von dieser Lagerstelle aus ging es nach Nordosten zu bergab. Zwischen den Tannen hindurchspähend, hatte ich noch vor Dunkelwerden ziemlich weit in jene Richtung schauen können: was ich da gesehen hatte, waren Wälder und Wälder, und überall schien dort noch viel Schnee zu liegen.

Das Abendessen war schnell bereitet und ebenso schnell verzehrt. Für ein Frühstück blieb nicht viel [144] übrig. Morgen mußte ich also „Kohldampf schieben“, wie der deutsche Soldat sagt. In dieser Wildnis kann man leicht dem Hungertod verfallen, wenn die mitgenommenen Nahrungsmittel verbraucht sind und ein Gewehr fehlt. Vorhin, als ich das Feuer anmachte, sprang ganz in der Nähe ein furchtloses Eichhörnchen umher. Es war das erste Tier, das ich heute zu sehen bekam. Es zeigte sich sehr zutraulich. Ich warf mit einem dicken Holz nach ihm, um es zu töten, da sein Fleisch recht wohlschmeckend ist; ich verfehlte es aber, und es verschwand dann sofort auf Nimmerwiedersehen in den dichten Tannenzweigen.

Der Pfad hatte heute am Spätnachmittag größtenteils nach Südosten geführt, und ich nahm daher als sicher an, daß ich ihm in falscher Richtung gefolgt war. Somit konnte aus der Uebersteigung der Bergkette nichts mehr werden! Ja, ich mußte froh sein, wenn ich innerhalb eines Tages aus diesen Bergen wieder herauskommen konnte. Und wenn ich den Pfad morgen nicht wiederfinden sollte, so würde ich abermals durch Dick und Dünn zu gehen haben und dadurch noch mehr Zeit verlieren. Der Schnee, der hier ringsherum lag, machte mir dagegen nicht viel Sorgen. Der Nachtfrost mußte die obere Schicht zu einer tragfesten Decke erhärten.

Da ich mich ziemlich ermüdet fühlte – ich war seit Tagesgrauen ungefähr vierzehn Stunden auf den Beinen gewesen – legte ich mich bald zur Ruhe. Was würde mir der morgige Tag bringen?

Ein eigentümlich kribbelndes Gefühl im Gesicht weckte mich wieder auf – es schneite, was nur vom Himmel herunter wollte. Ein sanfter Windstoß hatte die Schneeflocken unter den überhängenden [145] Fels und mir so gleichzeitig ins Gesicht getrieben. Es war stockfinster, und der Schnee fiel bei kaum merklichem

Wind lautlos zu Boden. Von dem Feuer war nur noch glühende Asche übrig geblieben, die mir aber zum Entfachen einer neuen Flamme gerade noch langte. Ich warf eine genügende Menge Holz darauf, damit es vom Schnee nicht so bald gelöscht würde.

Da es schon Ende Juni war, brauchte ich nicht zu fürchten, daß es selbst hier oben in den Bergen zu einem regelrechten Schneesturm kommen würde. So sehr kalt war es jetzt gerade nicht, weil der Wolkenhimmel das Ausstrahlen der Erdwärme ins Weltall verhinderte. Dies war zum Bilden einer starken Schneekruste nicht vorteilhaft. Ich mußte daher für morgen mit einem weiteren Zeitverlust rechnen. Meine Uhr zeigte auf zwei. So kroch ich wieder in mein „Felsverlies“ zurück, und bald lullte mich das Zischen der beständig ins Feuer fallenden Schneeflocken wieder in Schlaf.

Nach vier Uhr wachte ich abermals auf. Es war schon hell geworden, und es schneite nicht mehr. Ueber mir gab es wieder einen wolkenlosen Himmel. Nachdem ich meinen letzten Imbiß am wärmenden Feuer verzehrt hatte, brach ich mit frischem Mut auf, und mit mir schickte sich die Sonne an, ihren Tageslauf zu beginnen. Lieber wäre es mir gewesen, wenn sie hinter Wolken geblieben wäre, damit die Schneekruste nicht so schnell geschmolzen wäre. Kaum zehn Schritte vom Lagerplatz entfernt erblickte ich im Schnee die Fährte eines Waldwolfs. Er ist größer als der Coyote, greift aber den Menschen nur sehr selten an.

Auf der Waldblöße suchte ich nochmals aufmerksam nach Baumkerben. Es war wieder vergeblich. Nach **[146]** Süden zu führte eine kurze Schlucht aufwärts, die sich zwischen zwei Felsklippen verengte und dort anscheinend ihren höchsten Punkt erreichte. Dahinter ging es dann wahrscheinlich bergab.

Obwohl der Trail zuletzt nach Nordosten gehalten hatte, folgte ich jetzt doch dieser nach Süden führenden Schlucht aufwärts. Die obere Schicht des Schnees war über Nacht ziemlich gut gefroren und ich kam daher, ohne oft durchzubrechen, schnell auf der Höhe an. Wie ich vermutet hatte, ging es nun bergab, und zwar dauernd, was ich von hier oben aus überschauen konnte. Man hatte einen weiten Blick nach Osten und Südosten: hohe Berge gab es nach dorthin nicht mehr. Da unten, weit im Südosten, wenn auch in der Luftlinie nicht mehr als 40 Meilen entfernt, lag die Gegend, wo Old Shatterhand mit Rost und Carpio als Gefangene der Blutindianer das Ufer des Sweetwater aufwärts gezogen waren und als sie den South-Paß hinter sich hatten, dem Pacific Creek dann abwärts folgten²⁹. Ich dagegen war am Pacific Creek aufwärts gekommen, um nach Uebersteigung des South-Passes den Sweetwater zu erreichen (vgl. Karl-May-Jahrbuch 1924, S. 313 u. 322, Jahrbuch 1925, S. 128). Während also Old Shatterhand mit seiner Begleitung sich nach der westlichen Abdachung der Windriverbergkette wandte, suchte ich vorerst die östliche auf.

Nun hätte ich Richtung auf den oft genannten Einschnitt nehmen können. Auch ein Teil der mauerartigen Bergkette war von hier aus gut zu erkennen, obgleich sie von diesem Standort aus ein andres Gesicht zeigte. Fast schien es mir, als ob sie verächtlich oder höhnisch **[147]** auf mich herabsähe. Diesmal konnte aus der Uebersteigung allerdings nichts mehr werden, aber ein andermal, das nahm ich mir jetzt fest vor, sollte sie mir gewißlich um so leichter gelingen. Auch würde ich dann der Hauptbergkette, von der ich bis jetzt immer noch nichts gesehen hatte, ebenfalls „zu Leibe gehen“.

Ich stieg die Anhöhe hinunter. Da sie nach Süden abfiel, so gab es wenig Schnee. Zu meinem großen Erstaunen erblickte ich plötzlich die Baumkerben wieder. Der Pfad mußte demnach nur für eine kurze Strecke nordöstlich gehalten haben. Ich hatte eigentlich ein fabelhaftes Glück, daß ich ihn immer wieder fand. Es ging beträchtlich bergab und meist durch offenen Wald. Bald aber stellte sich die alte Not wieder ein, die Baumkerben hörten wieder einmal auf. Diesmal verlor ich jedoch keine Zeit mit Suchen. Der ganze Pfad konnte mir von nun an gestohlen bleiben! Ich würde mich auch ohne ihn aus den Bergen finden, so dachte ich. Je weiter ich hinunter kam, desto weniger Schnee gab es. Nach einiger Zeit langte ich weit unten auf einer andern, aber bedeutend größeren Waldblöße an, von der aus mehrere Schluchten oder Täler in verschiedene Richtungen bergab führten. Um mir über die Richtung klar zu werden, erkletterte ich einen am östlichen Rand der Waldblöße befindlichen Felsen. Von ihm aus vermochte ich weit nach Osten zu sehen, sogar bis in die Ebene hinunter, von der ich jetzt zum erstenmal wieder einen kleinen Streifen erblickte. Es schien nicht sehr schwierig, dort hinab zu gelangen, nahm aber noch mindestens einen Tagesmarsch in Anspruch. Eile tat daher not, und ich stieg sogleich wieder vom Felsen hinab und folgte dem Tal abwärts, das nach Osten führte. Der Pfad und die **[148]** Baumkerben, die ich in diesem zu finden gemeint hatte, waren nicht zu sehen. Es kümmerte mich das auch schließlich wenig. Solange der Wald offen blieb, wollte

²⁹ Siehe Karl May, „Weihnacht“, Ges. Werke, Bd. 24.

ich schon vorwärts kommen, und zwar nun in möglichst gerader Richtung. Es gab hier nirgends mehr Schnee. Nach einiger Zeit gelangte ich an einen Bach. Da ich seit längerer Zeit nichts getrunken hatte – meist hatte ich vor Durst Schnee gegessen – legte ich mich sofort nieder und trank in langen Zügen. Schon nach kurzer Rast brach ich wieder auf. Es ging für längere Zeit bergab, bis das Gelände allmählich flacher wurde, und plötzlich trat ich aus dem Wald heraus und schaute nun etwas erstaunt über eine schöne, grüne Waldwiese hinweg, die nicht sehr breit, aber sehr lang zu sein schien. Sie erstreckte sich von Norden nach Süden, und an ihrem Rand entlang standen Tannen von herrlichem, stolzem Wuchs. Natürlich schritt ich auf dieser freien Wiese weiter, aber jetzt wieder in südlicher Richtung. Obwohl ich seit heute morgen schon beträchtlich bergab gestiegen war und mich somit in dichteren und wärmeren Luftschichten befand, und trotzdem die Sonne diese lange und ebene Waldwiese gut bescheinen konnte, traf ich doch noch hier und da alten Schnee an. –

Mittag war längst vorüber – was außer meiner Taschenuhr auch mein knurrender Magen anzeigte – als ich am südlichen Ende der Waldwiese anlangte. Hier stand ich am oberen Rand eines Cañons, der nach Osten und Südosten verlief, aber nach jenen Richtungen durch mehrere Bergzüge von der Ebene wieder getrennt wurde. Diese war deshalb nicht mehr sichtbar, weil ich ja inzwischen tiefer gestiegen war, und die oben erwähnten Bergzüge die Fernsicht verhinderten. **[149]** Nach rechts von meinem Standort aus gab es einen andern, aber bedeutend größeren Cañon, durch den sich zweifellos ein Gebirgsbach einen Weg nach der Ebene erzwang. Er war von hier aus jedoch nicht zu sehen.

Ich kletterte in den vor mir liegenden Cañon, der weit unten in jenen großen Cañon mündete, hinab. Der Abstieg war anfangs steil, bis ich eine Talstufe erreichte, wo es wieder dichten Wald gab. Nach einiger Zeit erblickte ich einen langgestreckten See, an dessen Ufer ich für eine Weile einherschritt. Wie auf jenem Waldsee, den ich gestern am frühen Morgen erblickte, so plätscherten auch auf diesem zahlreiche wilde Enten umher. Hätte ich doch ein Gewehr gehabt! Unterhalb des Sees trat Buschwerk auf, das an Dichtigkeit beständig zunahm. Jetzt folgte ich diesem aber nicht weiter abwärts, sondern wandte mich nach rechts hinauf. –

Je höher ich die rechte Tallehne emporklomm, desto dichter wurde das Unterholz, so daß ich gezwungen war, mein Messer fleißig zu gebrauchen, um überhaupt vorwärts zu kommen. Oft mußte ich mich kriechend weiterschieben, wobei der Rucksack wieder sehr hinderlich wurde. Damit er nicht fortwährend an den Zweigen hängen blieb, schnallte ich ihn kurz entschlossen über die Brust.

Oben war das Gebüsch weniger dicht. Das Rauschen und Brausen des Gebirgsbaches konnte ich schon hören. Ich schritt jetzt über eine kleine Hochebene hinweg, die nach dem großen Cañon zu allmählich abfiel, und als ich mich abermals durch dichtes Unterholz gearbeitet hatte, erreichte ich schließlich den Rand. Auch hier bot sich mir eine herrliche Aussicht, aber ich **[150]** stieg, ohne lange Betrachtungen anzustellen, sogleich die Lehne hinunter. Viele Bäume und Büsche gab es nicht, dafür aber oft steile Abhänge, die nicht immer leicht zu umgehen waren.

Plötzlich mußte ich vor einem solchen halten, denn hier war es zum Hinabklettern zu steil. An den Seiten konnte man ebenfalls nirgends hinunterklettern. Ich legte mich platt auf den Bauch und kroch bis an den Rand der Felswand. Beim Hinunterschauen sah ich, daß es einige Fuß tiefer eine zweite Felswand gab, die etwa eine Handbreit weiter vorgeschoben war und so einen schmalen stegartigen Vorsprung bildete, der schrägabwärts nach der Lehne einer kleinen Seitenschlucht zu lief. Er erreichte diese zwar nicht ganz, aber man hätte von dort aus ohne große Gefahr hinabspringen können. Ich betrachtete den Vorsprung und die Wand Zoll für Zoll. Etwa in der Mitte befand sich eine Stelle, die ziemlich gefährlich aussah, weil es dort für die Hände nicht den geringsten Halt gab.

Ich erhob mich, unschlüssig, ob ich dort hinunterklettern oder bergauf zurücksteigen sollte. Das letzte war nun auch mit Schwierigkeiten verbunden, denn ich hatte schon kurz zuvor einige steile Felswände angetroffen, die allerdings nicht sehr hoch gewesen waren. Ich hatte sie überwunden, indem ich mich zuerst bäuchlings rückwärts über den Felsrand schob, an diesem mich dann mit den Händen festhielt, und so loslassend unten mehr oder weniger sanft „landete“. Jene Wände jetzt hinaufzuklimmen, würde also auch nicht leicht vorstatten gehen.

Ich lugte nochmals über den Abgrund. Er mochte etwa fünfzig Meter tief sein, aber, nach dem Ende **[151]** des Stegs zu, bedeutend weniger. Unten gab es Tannen und Gebüsch. Wenn ich dort hinunterstürzte, fiel ich wenigstens nicht gar so hart. Aber falls ich dabei Glieder brechen würde, so wäre ich verloren

gewesen, denn meine etwaigen Hilferufe hätten von Menschen, selbst wenn solche zufällig in der Nähe waren, des brausenden Baches wegen doch nicht gehört werden können.

Kurz entschlossen nahm ich meinen Rucksack ab und ließ ihn in die Tiefe fallen. Der war glücklich unten. Dann legte ich mich auf den Bauch, die Füße nach dem Rand zu, und schob mich rückwärts langsam über diesen, bis die Beine an der Wand herabhingen. Hierauf nahm ich mit den Händen festen Halt am Felsrand und mich so vorsichtig hinunterlassend, faßte ich auch glücklich auf dem stegartigen Felsvorsprung Fuß.

Mit den Armen nach oben gestreckt, den Rücken dem Abgrund zugekehrt, schob ich mich nun nach rechts fort, d. h. übertreten konnte ich nicht, sondern mußte den linken Fuß immer nachziehen. Dabei legte ich mir in Gedanken zurecht, daß ich, im Fall eines Absturzes, sofort beim Aufschlagen auf die Tannen mit beiden Händen kräftig zufassen wollte, um so vielleicht erst an den Zweigen hängen zu bleiben. Da, wie schon erwähnt, der Steg schräg abwärts führte, so hatten die Hände den Halt oben an der Felskante bald aufzugeben. Es gab jedoch dann an der Wand kleine Vorsprünge und Spalten, an die ich mich mit den Fingern anklammern konnte. Stets mußte ich aber bedacht sein, daß ich das Körpergewicht ja nicht nach hinten legte. Ich schob mich daher möglichst dicht an der Felswand entlang. So kam ich bald an die **[152]** Stelle, wo ich vorhin von oben keinerlei Halt für die Hände hatte erspähen können. Die Wand war hier nahezu glatt, und ich konnte auch jetzt nicht die geringste Fuge oder Felsritze finden.

Ungefähr fünf Meter weiter gab es wieder den ersten Halt, der aus einem faustartigen Vorsprung bestand. Ohne weiteres Zögern schob ich mich weiter. Meine linke Hand ließ jetzt den letzten Halt los – es war ein kitzlicher Augenblick – aber nach kaum einer Minute erfaßte die ausgestreckte Rechte den Vorsprung schon. Ein frohes Gefühl durchrieselte mich, denn das Schlimmste war glücklich überstanden. Ohne weitere Schwierigkeiten erreichte ich bald das Ende des Stegs, von wo aus ich auf den nahen Boden der erwähnten kleinen Seitenschlucht hinabsprang. Dabei schlug ich aber noch tüchtig nach hinten über, so daß es mir für mehrere Sekunden ganz schwindlig zumut war. An dieser Stelle standen keine Tannen!

Von hier unten aus machte die Felswand einen viel gefährlicheren Eindruck. Meinen Rucksack fand ich nach einigem Suchen unter den Tannen liegen; ich hatte ihm eine solche „Durchschlagskraft“ gar nicht zugetraut und schon geglaubt, er wäre in den dichten Zweigen hängen geblieben. Wie würde es wohl mir an seiner Stelle ergangen sein?

Ich stieg nun in die Seitenschlucht hinunter und kam, ohne andre Hindernisse anzutreffen, am Ufer des Baches an. Hier gab es glücklicherweise keine steilen Uferbänke, dafür aber zum x-tenmal ein fürchterliches Unterholz. Seinetwegen mußte ich mich jetzt beim Abwärtsgehen in einiger Entfernung vom Ufer halten: ein Pfad war nirgends zu erblicken. Ich war noch nicht weit gegangen, als ich an einem **[153]** Wasserfall anlangte. Da das Gebüsch hier nicht sehr dicht stand, trat ich nahe heran; ich befand mich gerade an der Stelle, wo das Wasser abstürzte und konnte so in die Tiefe schauen, von wo das Tosen der aufschlagenden Wassermassen heraufdrang, das ich schon vorhin immer gehört hatte. Weiter aufwärts, bevor der Gebirgsbach hier die Absturzstelle erreichte, war sein Bett sehr abschüssig. Kein einziger Felsblock versperrte seinen Lauf, und das Wasser kam daher auf dem glattgewaschenen Granitboden nur so herabgeschossen. – Talabwärts war der Cañon eine Strecke weit zu überschauen. Der Bach nahm seinen Lauf zwischen grünenden Büschen und herrlichen Tannenwäldern, und sein schaumiges Wasser gleißte und glitzerte in der Nachmittagssonne wie ein silbernes Band. Weiter abwärts zog sich quer durch den Cañon ein abgeflachter, niedriger und langgestreckter Berg wie ein Damm, den der Bach aber an der Stelle, wo der Damm vielleicht einstmals mit der hohen Cañonwand verbunden gewesen war, durchbrochen hatte.

Hier, wo ich jetzt stand, war es bedeutend wärmer als oben in den noch halbverschneiten Wäldern. In den Büschen sangen und zwitscherten die Vögel, und ihre hellen Stimmen waren sogar durch das ununterbrochene Brausen des Wasserfalls vernehmbar. Es schien mir, als ob ich vom starren Winter zum wonnigen Sommer herabgestiegen wäre, und als müßte ich nun an dieser Stelle, wo man den schönen Blick in den sonnigen Cañon hinunter hatte, und wo einem das immer gleichmäßige Rauschen des Wasserfalles wie eine Predigt der Natur in den Ohren ertönte, längere Zeit Rast nehmen.

Einem hungrigen Magen ist aber bekanntlich schlecht **[154]** predigen, und da der meinige durch sein drohendes Knurren gegen unnützen Aufenthalt Einwand erhob, so raffte ich mich auf. Wie ich schon vorher beobachtet hatte, konnte ich von hier aus am diesseitigen Ufer nicht mehr weiter; es wurde zu steil und wild. Drüben dagegen schien es besser zu sein. Ich mußte also über den Bach hinüber, was hier an den Wasserschnellen freilich nicht möglich war. Ich ging daher weiter aufwärts, wo es Felsblöcke gab. Eine

passende Stelle war bald gefunden, und mit Hilfe eines dicken Knüppels, den ich als Springstock benutzte, gelangte ich, mich von Block zu Block schnellend, wohlbehalten ans andre Ufer.

Der ganze Cañon war eigentlich eine große Sehenswürdigkeit, denn seine beiden Wände, die aus verschiedenartig gefärbtem Gestein bestanden, stiegen hier hoch an. Die Tannen, die über die Ränder lugten, nahmen sich geradezu zwerghaft aus. Fast genau wie der Gebirgsbach, den ich beim Aufstieg von jener Indianerhütte³⁰ zuerst antraf, so mußte auch dieser hier beim Austritt in die Ebene sich durch ein riesiges Tor zwängen. Dies war ganz schief und sonderbar gestaltet. Gleich hinter ihm, das wußte ich jetzt schon, würde es mit all der Naturpracht sofort vorbei sein. Diese Windriverberge waren von der Ebene wie eine Märchenwelt abgeschlossen. Schon anderswo hatte ich die Schönheit des amerikanischen Felsengebirges bewundern können, aber eine solche Wildnis von zerrissenen Schluchten, tief eingeschnittenen Cañons, hoch übereinander getürmten Riesenfelsblöcken, reißenden Gebirgsbächen und fast undurchdringlichen Urwäldern, **[155]** wie ich sie hier fand, hatte ich noch nicht gesehen. –

Ich schaute weit hinunter in den Cañon. Da schien es mir, als ob fern unten am andern Ufer eine Blockhütte stünde. Genau war dies jedoch von hier aus nicht zu erkennen, weil das Sonnenlicht sehr ungünstig auf jene Stelle fiel. Da sich der Cañon von hier an erweiterte, so war es immerhin möglich, daß dort die Hütte eines einsam lebenden Fallenstellers stand.

Auf dem Dammberg hinschreitend, trat ich hart an den Rand des schleusenartigen und engen Durchlasses und sah den Gebirgsbach unter mir pfeilschnell in einem glattgeschliffenen Felsbett dahinschießen, ähnlich wie oben am Wasserfall.

Da ich hier am Bach nicht entlang gehen konnte, so mußte ich ihm eine Strecke vom Ufer entfernt folgen. In schneller Gangart schritt ich den „Damm“ hinunter, kreuzte abermals einen Nebenbach und gelangte nach einiger Zeit wieder auf einen kleinen Hügel. Nun sah ich deutlich eine Blockhütte dort unten, aber es war noch zu weit, um erkennen zu können, ob sie bewohnt war.

Am diesseitigen Ufer durfte ich nicht mehr bleiben, da eben hier der Gebirgsbach nach der rechten Seite des Cañons zustrebte. Ich ging also hart am Ufer entlang, um eine passende Stelle zum Ueberschreiten zu finden. Der Bach hatte schon ganz erstaunlich an Breite und Tiefe zugenommen. Da an dieser Stelle nur wenige Felsblöcke lagen, so erkannte ich jetzt, daß ich ihn durchwaten, wenn nicht gar durchschwimmen mußte. Es würde dies nicht ohne Schwierigkeiten abgehen, das wußte ich, aber ich mußte eben unbedingt **[156]** an das andre Ufer. Eine geeignete Stelle aufzusuchen, war zwecklos; jede war recht und schlecht.

Ich schnitt mir mit dem Jagdmesser einen langen und starken Stock ab, schnallte die Riemen des Rucksacks kürzer, so daß er mir hoch am Nacken hing, und trat mutig ins Wasser. Sogleich mußte ich mich gegen den Stab stützen, um nicht von der Strömung fortgerissen zu werden. Das Wasser war eisig kalt; es bestand ja eigentlich auch nur aus geschmolzenem Schnee. Schon reichte es mir an den Leib, und als ich in der Mitte ankam, sogar bis unter die Arme. Ich zitterte so heftig vor Kälte, daß ich mich kaum am Stock halten konnte, und jeden Augenblick fürchten mußte, von der Wucht des heranbrausenden Wasser umgerissen zu werden.

Natürlich kam ich nur schrittweise vorwärts, und jedesmal, wenn ich den Fuß hob, hatte ich vorher erst einen festen Stützpunkt für meinen Stab zu suchen. Dabei mußte ich auch aufpassen, daß ich nicht in ein tiefes Loch trat, sonst wäre mir das Wasser noch bis an den Hals gegangen. Dicht am andern Ufer war es sogar noch tiefer als in der Mitte, da gerade dort die Strömung ihren Hauptweg nahm. Zum Glück hing mir aber ein langer und starker Ast vom Ufer entgegen, den ich, als ich ihm nahe genug gekommen war, an seinem Ende ergriff. Aber – oh weh! Da ich dabei den Stab hatte fahren lassen müssen, war auch sofort der Halt unter meinen Füßen verschwunden: mit allen Kräften klammerte ich mich an den Zweig an. Ich schwebte der Länge nach teils über dem Wasser, weil sich der Ast, obgleich er sehr stark war, an seinem Ende wie eine Rute bog. Als geübter Turner griff ich mich aber schnell an ihm empor, ein paar **[157]** kräftige Klimmzüge brachten mich vollends aus dem nassen Element, und einige Augenblicke später stand ich schnaufend und pustend auf festem Boden.

Das hätte schlimm ablaufen können; denn wenn der Ast gebrochen wäre, so hätte mich wahrscheinlich die Strömung gegen irgendeinen Felsblock geschleudert, und es wäre trotz meiner Schwimmkunst mit mir voraussichtlich aus gewesen. Ich arbeitete mich nun schnell durch das dichte Ufergebüsch ins Freie. Viele

³⁰ Siehe den Aufsatz: „Im Schutzgebiet der Schoschone-Indianer“ (Jahrbuch 1926, S. 406).

Bäume gab es hier nicht. Weiter abwärts sah ich die Blockhütte wieder. Ohne ihr jetzt aber weitere Beachtung zu schenken, machte ich vor einem dicken Felsblock Halt, zog mir alle Kleider vom Leib, preßte das eingesogene Wasser aus, und hängte dann alles an einem nahen Busch zum Trocknen auf. Nun kauerte ich mich im Adamskleid am Felsen nieder und ließ mich von den noch warmen Strahlen der untergehenden Sonne behaglich bescheinen.

Ich fühlte mich sehr erschöpft, aber etwa zwei Stunden später befand ich mich in jener einsamen, aber glücklicherweise bewohnten Blockhütte – – allen Anstrengungen und Entbehrungen enthoben.

[[158]]

Heimwärts

Von Dr. Wilhelm Matthießen³¹

©

³¹ Der Verfasser schließt hiermit seine „Spessartreise“ ab, die er im Jahrbuch 1922 begann. Vergleiche hierzu: Jahrgang 1922, S. 335, Jahrgang 1923, S. 321, Jahrgang 1924, S. 325, Jahrgang 1925, S. 137 und Jahrgang 1926, S. 333. Die Herausgeber.

Wildniszauber

Von Tony Kellen

Diesen Aufsatz geben wir wieder, weil er uns an die Wurzel dessen zu rühren scheint, was man mit dem Sammelnamen „Romantik“ und „Exotik-Romantik“ nur verschwommen und unklar beschreibt. Im vergangenen Jahrhundert prägte man das Wort „europamüde“ für die, die sich in die einfacheren, unverbogeneren Verhältnisse der „unzivilisierten“ Länder flüchteten. Uns scheint, daß dies Wort nur unvollkommen erklärt, was sich im Innern des heutigen Menschen abspielt: die oft unbewußte Abwehr gegen die wachsende Seelenarmut des technischen Zeitalters, gegen die Ueberspannung der sogenannten Kultur – es ist die Kulturermüdung. Da aber die Erdkugel immer kleiner wird, Rundfunk und Flugzeug auch den letzten Fluchtwinkel der Wildnis entzaubern und vernüchtern, so flieht der heutige Mensch nicht mehr in den Wilden Westen oder in das dunkelste Afrika, sondern in die Literatur. Diese ewig neugeborene Fernsehnsucht seiner Mitmenschen hat Karl May im eigenen Ich mitgelitten und sich in seinen Werken von ihr freigeschrieben; seine Leser finden daher alles, was ihnen die enger werdende Welt versagt, in seiner bunten Wahrheit und Dichtung. Das ist das letzte Geheimnis seines Erfolgs. Ein anderer schlagender Beweis für das Streben der Menschheit in unberührten Weiten ist z.B. auch die stürmische Aufnahme der „Tarzan“-Literatur. Mag man sich zu ihr stellen, wie man will – uns bleibt die Aufgabe, das Wesen dieser Art von Romanschöpfungen zu erfassen und daraus zu lernen, was der ruhelosen, gehetzten Gegenwart not tut.

Aus diesem Gesichtswinkel heraus dürften die nachstehenden, spannenden Ausführungen Tony Kellens, des bekannten Kosmos-Redakteurs und Übersetzers der beiden ersten Tarzan-Bände, dem Jahrbuch-Leser willkommen sein.

Die Herausgeber.

[181]

I.

Der erste Eindruck, den man von einem Buche gewinnt, bietet immer einen besonderen Reiz, zumal, wenn man nicht etwa durch Kritiken oder Referate mit Inhaltsangabe beeinflusst ist, und da muß ich sagen, daß gerade der erste Eindruck, den ich vom ersten Tarzan-Band empfing, für mich entscheidend war, ihn zu übersetzen. Beim Lesen der Einleitung dachte ich anfänglich, es sei wohl möglich, daß [Edgar Rice] Burroughs alte Papiere aufgefunden habe, mit deren Hilfe er den Roman geschrieben. Das ist an und für sich gar nicht undenkbar, und der erste Band enthält – vielleicht von wenigen Einzelheiten abgesehen – auch nichts, was unmöglich wäre. In diesem Bande handelt es sich nur darum, zu zeigen, wie der Sohn von Europäern in der Wildnis bei Affen aufwächst, anfänglich auch ganz wie ein Affe lebt, bis die bei ihm vorhandenen Anlagen einer höheren Abstammung zum Durchbruch kommen und er sich allmählich einen Teil der modernen Kultur, die uns durch die Erziehung beigebracht wird, selbst aneignet. Das ist ein Problem, das zum mindesten ebenso reizvoll ist wie das alte Robinson-Motiv, das seit dem 18. Jahrhundert die Gemüter gefesselt hat und auch heute noch jung und alt anzieht.

Sobald Tarzan dann nach Europa gelangt und in die zivilisierte Welt eintritt, hat die erste exotische Periode seines Lebens ihren Abschluß erlangt, und Burroughs hätte damit schließen können. Aber nun reizte ihn ein anderes Motiv, nämlich die Frage, ob unsere moderne Kultur dem Zustand der Wildnis wirklich so weit überlegen ist, wie wir das [182] gewöhnlich annehmen. Damit berührte er eine Frage, die, wie ich später noch zeigen werde, namentlich im 18. Jahrhundert die Gemüter viel beschäftigt hat. Daß er sich nun durch den Erfolg seines Romans verleiten ließ, eine ganze Reihe Bände zu schreiben – von mir stammt nur die Übersetzung der beiden ersten – und diesen Erfolg buchhändlerisch auszunützen, solange das amerikanische Publikum ihm Gefolgschaft leistete, ist eine Sache für sich, die mit der uns hier beschäftigenden Frage nichts gemein hat. Er hat damit lediglich dasselbe getan, was viele Schriftsteller, und nicht die schlechtesten, vor ihm taten. Man mag solche Fortsetzungen vom rein literarischen Standpunkt niedriger einschätzen als das Hauptwerk, ein großer Teil des Publikums läßt sich jedenfalls dadurch nicht beirren, sondern will die Geschichte bis zum Schluß lesen. Diese Leser stört es auch nicht, daß in den folgenden Bänden der Autor seiner Phantasie freien Lauf gelassen hat; ihnen imponiert eben der Kerl, der unbedenklich und bedenkenlos erzählen kann. Allerdings regte sich auch der Widerspruch gewisser Kritiker; andere kamen noch hinzu, als bekannt wurde, daß in einem der nicht übersetzten Bände der amerikanischen Tarzen-Reihe Angriffe auf Deutsche enthalten sind. Daß ein Amerikaner, der den Weltkrieg nur aus amerikanischen Darstellungen kennengelernt hatte, Deutsche nicht als edle, der ganzen Entente

überlegene Ritter darstellen würde, war ja zu erwarten, aber da er sich inzwischen eines Besseren hat belehren lassen und den fraglichen Band auch in der amerikanischen Ausgabe aus dem Handel zurückgezogen hat, so dürfte dieser Fall damit erledigt sein. Und deshalb dürfte es jetzt **[183]** auch zulässig sein, eine Frage zu erörtern, die sich mir schon beim Übersetzen des ersten Bandes aufgedrängt hat, nämlich: hat Tarzan Vorfahren gehabt, d. h. hat es in der Wirklichkeit Menschen gegeben, die, obschon von zivilisierter Abstammung, in der Wildnis aufgewachsen sind?

II.

Der große [Carl von] L i n n é hat nicht bloß die Botanik, sondern das ganze Naturreich klassifiziert, und so hat er als eine besondere Unterart des „*homo sapiens*“, den wir im Deutschen gemeinhin Mensch nennen, vielleicht, weil wir zu seiner Weisheit nicht allzuviel Zutrauen haben, den „*homo sapiens feras*“, den in der Wildheit lebenden Menschen aufgestellt. Er verstand darunter Menschen, die durch irgendeinen Zufall von der menschlichen Gesellschaft in ihrer frühesten Jugend getrennt in dem Dickicht der Wälder so sehr verwilderten, daß er aus ihnen eine besondere Menschenklasse machen zu sollen glaubte. Von dem Dasein solcher Menschen waren auch andere Forscher überzeugt. Tarzan kann sich also rühmen, daß kein geringerer als Linné ihm einen wissenschaftlichen Namen gegeben hat.

Nun fragte es sich aber, ob solche Menschen in Wirklichkeit gelebt haben. Diese Frage muß man bejahen, denn im Laufe der Jahrhunderte ist es wiederholt vorgekommen, daß w i l d e M e n s c h e n, die nackt gingen, die nicht sprechen konnten, die von roher Nahrung lebten und gekochte Speisen nicht vertrugen, die wie ein Affe auf die Bäume kletterten und wie ein Fisch im Wasser schwammen, in Wäldern eingefangen wurden.

[184] Über einen sehr merkwürdigen Fall dieser Art berichtet eine alte Chronik von Thüringen. Sie erzählt nämlich: Im Jahre 1304 [1344] wurde in H e s s e n ein etwa 13jähriges Kind in Gesellschaft von Wölfen gesehen. Es lief wie die Wölfe auf allen Vieren und war völlig nackt. Da man das seltsame menschliche Wesen wiederholt bei Angriffen auf das Vieh sah, machte man auch den Landgrafen von Hessen auf den Fall aufmerksam. Der gab seinen Jägern den Auftrag, das Kind zu befreien, ohne daß ihm die Hunde Schaden täten. Die Jäger umstellten den Wald und kreisten schließlich die Wölfe in einem Garn ein. Bei dem Kampf setzte sich vor allem das wölfische Adoptivkind heftig zur Wehr, es wurde aber unversehrt gefangen und an den landgräflichen Hof gebracht. Man mußte es zähmen wie ein wildes Tier, es in Fesseln legen und ihm die Glieder mit Holz schienen, damit es wie Menschen aufrecht gehen lernte. Als der Knabe sprechen gelernt hatte, erzählte er, daß ihn die Wölfe als etwa dreijähriges Kind geraubt hätten. Das Fleisch, das ihm die Wölfe zu essen gegeben, hätten sie vorher erst so lange um einen Baum herumgeschlagen, bis es mürbe geworden sei. Im Winter scharrten ihm die Wölfe eine Grube, polsterten sie mit Moos aus und legten sich so um ihn herum, daß er völlig warm gewesen sei. Sie lehrten ihn auf Händen und Füßen mit großer Schnelligkeit gehen und über Gräben und Hecken springen. Das konnte der Knabe auch sehr gut. Er sprang über die höchsten Planken. Unter den Leuten am landgräflichen Hof war niemand, der ihn im Wettlauf überholt hätte. Dabei lief er auf allen Vieren. Unter den Menschen fühlte er sich nicht sehr wohl, er sehnte sich zurück unter die Wölfe.

[185] Welche Tatsachen dieser Erzählung zugrunde lagen, läßt sich jetzt natürlich nicht mehr feststellen, auch nicht, inwiefern die Einzelheiten richtig sein mögen.

In der älteren Literatur sind eine Menge derartiger Fälle aus verschiedenen Zeiten und Ländern verzeichnet. Die meisten dieser Fälle beziehen sich auf Knaben und nur einzelne auf Mädchen; gerade eines von diesen, das man das „Mädchen in der Champagne“ (*Puella campanica* in der damaligen Gelehrtensprache) nannte, spricht überzeugend von der Richtigkeit der Anschauung neuerer Forscher, es handle sich hier nicht um Wilde, sondern um Verwilderte. [Marie-Angélique Memmie LeBlanc, 1712-1775]

Der Schauplatz der Geschichte ist das etwa vier Meilen von Châlons an der Marne gelegene Dorf Songi (wahrscheinlich die jetzige Gemeinde Sogny). An einem Septembertag des Jahre 1731 näherte sich dem Dorfe um die Dämmerungszeit eine abenteuerliche Gestalt. Es war ein Mädchen von 9 bis 10 [19] Jahren; Lumpen und Felle bildeten ihre Kleidung, ihre Füße waren nackt, auf dem Kopfe trug sie statt des Hutes einen Kürbis, und ihre kleine Hand schwang eine hölzerne Keule. Es gibt rohe Menschen in der Welt, und ein solcher war es auch, der die sonderbare Mädchengestalt zuerst erblickte. Er ließ auf sie seine Dogge los. Die kleine Abenteuerin floh nicht, sondern blieb mutig stehen und setzte sich gegen den Hund zur Wehr.

Die Dogge sprang heran, aber in demselben Augenblick sauste ein so heftiger Keulenhieb auf den Kopf des Tieres nieder, daß es mit zerschmettertem Schädel zu Füßen des Mädchens sank. Mit wildem Jubelgeschrei warf sich nun dieses mehreremal auf den Körper des Hundes, sich des Sieges freuend, also ganz nach Tarzans Art.

[186] Die Wilde betrat nun das Dorf, an dessen Eingang sie ein so unfreundlicher Empfang erwartet hatte, begab sich an ein Haus und wollte eine Tür öffnen. Als der Versuch mißlang, verließ sie das Dorf wieder, ging auf ein Feld in der Nähe des Flusses, kletterte hier behend auf einen Baum und schlief dort ein.

Die Kunde von der wundersamen Erscheinung verbreitete sich bald im Dorfe, Menschen eilten herbei, und einer Frau gelang es, das Mädchen von dem hohen Sitz herabzulocken; es wurde nunmehr von den Dorfbewohnern gefangen genommen.

Wohin sollte man den Wildling führen? Doch ins Schloß, und man brachte sie dort in die Küche. Da trat die Wildheit des Mädchens sofort zum Vorschein. Der Koch bereitete gerade Geflügel; wie ein wildes Tier stürzte es auf die gerupften Vögel und begann sie zu verzehren. Erstaunt über diese Roheit gab man ihm ein Kaninchen, und es würgte es mit Haut und Haaren hinunter, also auch wie Tarzan.

Man behielt diese Merkwürdigkeit im Dorfe, nannte sie La Blanche und konnte sie genauer beobachten.

Sie war ein Mädchen von weißer Farbe, das sich im Äußern wenig von andern Kindern ihres Alters unterschied; nur waren ihre Daumen im Verhältnis zu der übrigen Hand sehr mächtig entwickelt; der Grund dieser Erscheinung wurde bald erkannt: sie rührte vom Klettern auf Bäumen her, dem sich die Kleine mit Vorliebe widmete und in dem sie eine erstaunliche Fertigkeit besaß. Sie war darin fast so geschickt wie ein Affe und konnte sich von einem Baum auf den andern schwingen, wenn sie nur die dünnsten **[187]** Zweige erfaßte (genau wie Tarzan). Sie erstieg Mauern und wußte auf Dächern sicher zu gehen. Durch die kleinsten Öffnungen schlüpfte sie geschickt wie eine Katze.

Ihr Gang war auch von dem anderer Menschen verschieden. Sie setzte die Füße nicht weit auseinander; sie trippelte rasch; sie glitt mehr, als daß sie ging; aber sie war eine Schnellläuferin ersten Ranges. Wie ein Windhund konnte sie das Wild im Laufe erhaschen.

So war sie auf Bäumen und zur ebenen Erde gewandt, und auch das Wasser war ihr Element. Sie schwamm und tauchte ausgezeichnet und fing dabei mit der Hand Fische und Frösche, die ihr als Nahrung dienten. Mit dem Eichhörnchen des Waldes, mit dem Hasen im Felde, mit der Fischotter im Wasser konnte die Kleine wetteifern, – aber wieviel Menschliches fehlte ihr! Sie hatte keine Sprache! Sie brachte nur ein Geschrei hervor, durch das sie ihren Affekten Luft machte, und das grausig klang, wenn die Kleine in Schrecken oder in Zorn geriet.

Man wollte das Mädchen erziehen, aber es dauerte lange, bis die wilde unbezähmte Natur in ihr gebrochen wurde. Anfangs ließ man ihn einige Freiheit, und so ging sie im Garten umher, grub mit ihren Händen und Nägeln verschiedene Wurzeln aus der Erde, setzte sich in die Krone eines Baumes und ahmte den Vogelsang nach. Dann behandelte man sie strenger und zwang sie, die Gewohnheiten der zivilisierten Menschen anzunehmen.

Es dauerte lange, bis sie die ersten Laute zu artikulieren anfang. Man wollte sie aber auch an eine andere Nahrung gewöhnen. Sie sollte aufhören, **[188]** rohes, blutiges Fleisch, Blätter, Zweige und Wurzeln zu verzehren, und sich wie andere Menschen nähren. Aber damit brach für die Kleine eine wahre Leidenszeit an. Sie konnte weder Brot, noch gekochtes oder gebratenes Fleisch vertragen, und das so kräftige Mädchen machte eine schwere Krankheit nach der andern durch. Mitunter aber brach ihre Wildheit doch die Fesseln. Stand sie am Fenster, so lockten sie die Baumkronen, ihre ehemalige Heimstätte, es lockte sie die Flut, in der die Fische, ihre einstige Nahrung, schwammen. Und so sprang sie mitunter angekleidet in den Teich, um Frösche und Fische zu fangen. Einmal war sie bei einer großen Tafel im Schloß von Sogny; die gekochten Speisen gefielen ihr nicht, und so stürzte sie plötzlich heraus, lief an die Ufer von Gräben und Teichen, sammelte eine Menge von lebenden Fröschen, kehrte mit ihnen in den Speisesaal zurück und setzte sie mit vollen Händen auf die Teller der Gäste. Sie konnte damals nur die Worte „*tien man, donc tien!*“ rufen, und damit drückte sie ihre Freude über den Einfall aus.

Mitunter war sie auch wild; als ein Herr sich ihr näherte, stieß sie ihren schrecklichen Ruf aus und schlug ihn so ins Gesicht, daß er zurücktaumelte.

Es war also ein urwildes Kind; „die Wilde“ hieß sie auch überall, und ein Weiser jener Zeit kam auf den Gedanken, diesen ungezähmten Charakter dadurch zu brechen, daß er wiederholte Aderlässe

verordnete. Das half ihr wenig, die Wilde wurde noch schwächer, bis sie endlich infolge fortgesetzter Erziehung ihre alten Gewohnheiten aufgab und menschlich lebte.

Der Dorfschäfer, ihr Pflegevater, starb indessen **[189]** nach ein paar Jahren, und man brachte die bereits Gezähmte in ein Kloster zu Châlons; später siedelte sie nach St. Menehould über.

Die Kleine war inzwischen groß geworden; sie sprach Französisch wie jedes andere Mädchen, sie war in weiblichen Handarbeiten äußerst geschickt, man nannte sie Fräulein Blanche, und sie sollte Nonne werden.

Natürlich war man bestrebt gewesen, sobald sie zu sprechen anfang, sie über ihr Vorleben auszufragen, und man erfuhr etwa folgendes: Sie erinnerte sich wohl der Zeit, die sie in Wäldern zugebracht hatte; aber ihr ganzes Denken war damals nur auf ihre Bedürfnisse und deren Befriedigung beschränkt. Dagegen hatte sie nicht die geringste Erinnerung, weder an Vater, noch an Mutter, noch an eine andere menschliche Person. Aber sie wußte wohl, daß sie im Walde gelebt und auf Tiere Jagd gemacht hatte. Dörfer, Häuser hatte sie früher nie gesehen, doch in ihrer Erinnerung aus frühester Zeit schwebte ihr allerlei Dunkles, wie Erdlöcher oder Erdhütten und ein großer Fluß oder das Meer vor. Sie erzählte von einem wunderbaren Erlebnis, das ihr wenige Tage, bevor sie eingefangen wurde, begegnet war. Mit einer Gefährtin hatte sie nach ihren Aussagen einen großen Fluß (vielleicht die Marne, oder, falls sie aus dem Argonner Wald kam, die Aisne) schwimmend überschritten, sie hatte bald darauf mit ihr Streit gehabt und sich von ihr getrennt.

Natürlich kann man nicht viel auf die Einzelheiten in den Erinnerungsberichten der Verwilderten geben; denn während der Zeit, da sie sprechen lernte, hatten sich zwischen die alten Erinnerungsbilder unzweifelhaft neue eingeschoben. Festgestellt scheint dagegen **[199]** zu sein, daß die Wilde schon einmal, bevor sie bei Sogny auftauchte, gefangen und der menschlichen Pflege zugeführt worden war, der sie sich durch die Flucht entzog. Über ihre Herkunft wurde aber nie Genaueres festgestellt. Wie andere Wildlinge, so war auch sie ein Gegenstand der allgemeinen Teilnahme. Als sie zuletzt in ein Pariser Kloster übersiedelte, trat sie auch wissenschaftlichen Kreisen näher. Gelehrte ließen sich nicht nehmen, die rätselhafte Person aufzusuchen, und es wurden verschiedene Hypothesen aufgestellt; ja, man ging sogar so weit, anzunehmen, das Mädchen stamme aus dem Eskimolande!

Neben das Champagner Mädchen sind noch das Mädchen von Cronenburg (*Puella transsilvana*) und das ungarische Bärenmädchen zu stellen. [1711: puella transilvana, gefunden bei Overijssel, 1717 Mädchen bei Kranenburg.]

Das Mädchen von Cronenburg wurde in einem Treiben, an dem sich 1000 Bauern mit Netzen und Stricken beteiligten, im Jahre 1711 eingefangen, das Bärenmädchen dagegen bei einer Bärenjagd in der ungarischen Gespanschaft Sohl in einer Höhle ertappt [1767]. Die Berichte über jene Fälle sind aber nicht so ausführlich und charakteristisch, wie der über das Mädchen in der Champagne.

Auch im Luxemburger Lande, und zwar an der belgischen [französischen] Grenze, hat einmal eine verwilderte Frau im Walde gelebt. Man nannte sie *La Sauvage*, und als dort 1613 [1625] mitten im Walde ein Hüttenwerk gegründet wurde, erhielt die Gegend ihren Namen, den sie bis heute behalten hat: *La Sauvage*. Es ist noch heute eine abgelegene waldige Gegend, die zu der jetzigen Industriestadt Differdingen gehört.

[Sage? Siehe: Nikolaus Gredt, Sagenschatz des Luxemburger Landes, 1883.]

Es dürfte wohl nicht zu bestreiten sein, daß in manchen Fällen kleine Kinder bei wilden Tieren aufgewachsen **[191]** sind. Einen solchen Fall hat z. B. Rudyard Kipling in seinen Dschungel-Geschichten erzählt, und aus Indien wurde schon öfter berichtet, daß ein gänzlich verwildertes Kind gefunden oder vielmehr gefangen wurde, das mit einer Wolfsfamilie zusammen gelebt hat. Auch soll es öfter vorgekommen sein, daß ein Knabe zusammen mit jungen Bären aufwuchs.

Dr. Th. [Theodor] Zell, der sich mit so vielen Tierfragen beschäftigt hat, befaßt sich in seinem „Gemütsleben in der Tierwelt“ auch mit den Adoptivkindern von Wölfen und Bären. Er hält es nicht für zweifelhaft, daß unter Umständen eine säugende Bärin oder Wölfin einen menschlichen Säugling adoptiert. Daß Romulus und Remus von einer Wölfin gesäugt worden sind, sei durchaus nicht unmöglich. Alle Tiermütter sind nämlich, wenn sie durch einen Unfall ihre Nachkommenschaft verloren haben, ganz erpicht auf Adoptivkinder, selbst wenn diese sonst zu ihren Feinden oder ihrer Nahrung gehören. Natürlich entspringt diese überquellende Liebe nicht etwa einer sittlichen Regung, sondern wohl meist, wenn auch nicht ausschließlich, dem Umstand, daß sie die Milch drückt. Daß Hündinnen junge Löwen und Tiger säugen, kann man oft genug in zoologischen Gärten beobachten. Ebenso kommt es vor, daß Katzen Eichhörnchen und Ratten säugen, daß eine Hündin auch Kätzchen säugt und dergleichen mehr. Es ist deshalb sehr leicht möglich, daß Tiere auch Menschenkinder säugen. Voraussetzung ist nur, daß sie nicht

wie Pferde, Hirsche oder Rehe im Stehen säugen, sondern sich wie Bären, Wölfe und Hunde dabei hinlegen.

[192] Nun ist aber die Säugezeit bei Wölfen und Bären nur kurz, und Dr. Zell glaubt, nach deren Ablauf wäre das Leben des menschlichen Säuglings nicht mehr zu erhalten, denn was ihm eine Bärin oder Wölfin vorsetze, sei wohl für einen Raubtiermagen genießbar, nicht aber für einen so empfindlichen Menschenmagen. Die Tiere werden jedoch ihrem eigenen Jungen wohl nicht gleich im Anfang so schwer verdauliche Speisen vorsetzen, daß nicht auch ein hungriges Menschenkind sich daran gewöhnen könnte. Ebenso ist es mit der Frage des Auffressens. Wenn eine Wölfin oder eine Bärin ein Menschenkind aufgezogen hat, so ist es doch wohl denkbar, daß sie es auch später nicht auffrißt, da sie es als ihr eigenes Junges ansieht. Sie würde es sicher auch gegen andere Wölfe oder Bären verteidigen; allerdings würde ihr das gegenüber einer größeren Zahl kaum gelingen, aber Wölfe und Bären leben doch nicht immer in größerer Zahl beisammen.

Es ist also alles in allem nicht unmöglich, daß ein Kind bei wilden Tieren aufwächst. Namentlich fallen bei Affen die Bedenken, die Dr. Zell betreffs der Wölfe und Bären äußert, fort.

Der bekannte amerikanische Schriftsteller [Ernest] Thompson-Seton erzählt in „Wilde Tiere zu Hause“ u. a. die Geschichte eines siebenjährigen Knaben, der bei einem Dachs lebte. Der Knabe hatte sich von Hause verlaufen und war schließlich in eine Dachshöhle gekrochen. Die Dachsmutter hatte ihre Jungen verloren, und sie befreundete sich mit dem Knaben, wollte ihm zu trinken geben, was er aber dankend ablehnte, während er einige der Nahrungsmittel annahm, die sie ihm brachte. Obschon er so nur ein paar **[193]** Wochen in der Höhle gelebt hatte, gewöhnte er sich schon, auf allen Vieren zu gehen. Seine Angehörigen fanden ihn und brachten ihn nach Hause zurück. Bald darauf erschien aber auch die Dachsmutter, die als Hauskamerad bei dem Knaben blieb und ihm ein lieber Spielgenosse war, bis sie von einem bösen Nachbar erschossen wurde. Thompson-Seton gibt nicht bloß Zeit und Ort an, sondern auch Personen, von denen die Geschichte bezeugt werden kann.

Werden Menschen von Tieren gesäugt, so kommt auch das Gegenstück vor. Bei den Ainos, den Ureinwohnern von Japan, die indes einer durchaus anderen Rasse angehören als die Japaner und im Aussterben begriffen sind, herrschen noch heute ganz seltsame alte Bräuche. Zu ihrem Kult gehört auch, daß jeder Stamm sich ständig einen lebenden Bären hält, der göttliche Verehrung genießt und deshalb aufs sorgfältigste gepflegt wird. Um ein richtiger „Heiliger“ zu werden, muß der Bär aber ganz jung eingefangen werden, und das geschieht, indem man ihn entweder einer Bärenmutter raubt oder aber auch das Bärenweibchen erlegt, um das Junge zu erlangen. Damit das junge Tier jedoch nicht verhungert, wird es von den Ainofrauen an der Brust gesäugt, und zwar in der Regel verhältnismäßig lange Zeit, denn die Frauen verrichten diesen Liebesdienst gern, weil er ihnen Glück und Zaubersegen bringen soll.

III.

Schon Jean Jacques Rousseau hat sich mit der Frage beschäftigt, ob es nicht wilde, vierfüßige Menschen gebe. In den erklärenden Zusätzen zu **[194]** seiner Abhandlung über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen (1754) weist er vorerst darauf hin, daß die Kinder anfänglich auf allen Vieren zu laufen versuchen und erst lernen müssen, aufrecht zu gehen. Dann erwähnt er die Hottentotten und die Karaiben auf den Antillen, bei denen man die Kinder auf allen Vieren gehen läßt, so lange sie wollen, so daß sie dann Mühe haben, sich aufrecht halten zu lernen.

Rousseau führt verschiedene Beispiele vierfüßiger Menschen an, und zwar vorerst den bereits oben beschriebenen Fall aus Hessen, und er fährt dann fort: „So verhielt es sich auch mit dem Kinde, das man 1694 in den Wäldern Litauens fand und das unter den Bären lebte. Es gab, sagt [Etienne Bonnot] de Condillac, kein Zeichen von Verstand, ging auf Füßen und Händen, konnte nicht sprechen und gab Töne von sich, die in keiner Weise denen eines Menschen ähnelten. Der kleine Wilde aus Hannover, den man vor einigen Jahren an den englischen Hof brachte [Wilder Peter von Hameln, ca. 1711-1785], hatte die größte Mühe, sich zum Gehen auf zwei Beinen zu zwingen, und man fand 1719 zwei andere Wilde in den Pyrenäen, die wie Vierfüßler über die Berge liefen.“

Rousseau hält aber daran fest, daß der Mensch ein Zweifüßler ist: „Ein Kind, das in einem Walde ausgesetzt wurde, bevor es gehen konnte und das von irgendeinem Tiere ernährt wurde, wird dem Beispiel seiner Amme gefolgt sein, als es sich übte, zu gehen wie sie. Die Gewohnheit mag ihm Fähigkeiten

verliehen haben, die es nicht von Natur besaß, und so wie armlose Menschen infolge andauernder Übungen es dazu bringen, mit ihren Füßen alles zu machen, was [195] wir mit unsern Händen verrichten, so wird es auch dem Kind gelungen sein, seine Hände wie Füße zu gebrauchen.

An einer anderen Stelle desselben Werkes hält Rousseau es nicht für ausgeschlossen, daß einzelne wilde Tiere, die Reisende in entlegenen Ländern gesehen, in Wirklichkeit wilde Menschen gewesen seien, die im primitiven Zustand der Natur geblieben seien, weil weder sie noch ihre Vorfahren Gelegenheit hatten, sprechen zu lernen oder die andern im Menschen schlummernden Fähigkeiten zu entwickeln.

Er führt dann aus einer Geschichte der Reisen allerlei Einzelheiten über *Orang-Utans* an. Darin ist auch folgendes erwähnt: [Samuel] P u r c h a ß berichtet, daß der Reisende [Andrew] B a t t e l ihm erzählte, ein Pongo (so werden in Loango die größten Orang-Utans genannt) habe ihn einen kleinen Neger geraubt, der einen ganzen Monat in der Gesellschaft dieser Tiere verbrachte. Die Menschenaffen täten nämlich den Menschen nichts zuleide, solange diese sie nicht ansehen, und das habe der kleine Neger bemerkt.

[Olfert] D a p p e r sagt, der Orang-Utan ähnele dem Menschen so sehr, daß einige Reisende auf die Vermutung gekommen seien, sie könnten aus der Verbindung von Frauen und Affen hervorgegangen sein. Die Neger selbst lehnten diese Annahme jedoch ab. – Andererseits heißt es aber: Die Neger berichten seltsame Dinge über diese Tiere; sie versichern nicht bloß, daß sie die Frauen und Mädchen notzüchtigen, sondern auch bewaffnete Männer angreifen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß das die Satyrn der Alten sind. [Girolamo] M e r o l l a meint vielleicht nur diese Tiere, wenn er [196] erzählt, die Neger nehmen auf ihren Jagden zuweilen wilde Männer und Frauen gefangen.

Rousseau hält es darnach nicht für ausgeschlossen, daß es sich bei den Berichten der Reisenden über Menschenaffen vielfach um wilde Menschen gehandelt habe, die nicht sprechen konnten und auf dem tiefsten Bildungsstand zurückgeblieben waren. Er kommt dann auf die oben erwähnten Fälle von in der Wildnis aufgewachsenen Kindern zurück und fährt fort: „Das 1694 aufgefundene Kind brauchte lange Zeit, bis es erst einige Worte aussprechen konnte, und das tat es noch in der rohesten Weise. Sobald es sprechen konnte, befragte man es über seinen ersten Zustand, aber es wußte davon nichts mehr, gerade wie wir uns nicht mehr über unsern Zustand in der Wiege erinnern. Wenn dieses Kind zu seinem Unglück in die Hände von unsern Reisenden gefallen wäre, so hätten sie sicher, nachdem sie es als stumm und stumpfsinnig befunden hätten, es wieder in die Wälder getrieben oder es in eine Menagerie eingesperrt, und dann hätten sie in schönen Reiseberichten gelehrt darüber gehandelt, wie über ein sehr merkwürdiges, ziemlich menschenähnliches Tier.“

In *Adjâ Ib Al- Hind* („Die Wunder Indiens“), einem arabischen Werk des 10. Jahrhunderts, werden auch allerlei merkwürdige Geschichten über die Beziehungen zwischen Menschen und Affen erzählt, so u. a. die Geschichte eines Matrosen, der mit einer Äffin verkehrt haben soll, die daraufhin schwanger geworden sei. Das Junge, das sie zur Welt brachte, soll ein menschenähnliches Gesicht, eine haarlose Brust und kürzere Ohren als die meisten Affen gehabt haben.

[197] Neuere Reisende sind sich über die Frage nicht einig. So schreibt [Paul Belloni] du Chaillu: „Der Gorilla schleppt keine Weiber aus den Dörfern der Eingeborenen weg.“

Die Eingeborenen Afrikas, nahe der See und zum Teil auch im Innern (andere nicht), weisen Gorillafleisch zurück, weil sie sich einer gewissen Ähnlichkeit zwischen ihnen und den Affen bewußt sind und weil sie glauben, daß vor Zeiten eine ihrer weiblichen Ahnen einen Gorilla geboren habe.

Winwood Reade sagt: „Die Geschichte ist die, die von allen großen Affen berichtet wird, daß sie Frauen mit sich nehmen. In einem Dorfe am rechten Ufer des Fernandovaz wurde mir erzählt, daß die Frauen, während sie zum Brunnen gingen, sehr häufig von Gorillas verfolgt wurden; ja, man brachte mir sogar eine Frau, die versicherte, selbst die Leidenschaft eines Gorillas erlitten zu haben und ihm kaum entkommen zu sein. In alledem kann ich nichts Wunderbares finden; denn wir wissen, daß die Affen höchst empfängliche Tiere sind. Dessenungeachtet wird man berechtigt sein, Zweifel zu hegen, wenn erzählt wird, daß eine Frau in die Wälder geschleppt wurde und halbwild unter den Affen gelebt habe.“

Besonders von den Schimpansen geht überall, wo sie vorkommen, das Gerücht, daß die Männchen an weiblichen Menschen Gefallen finden, und diese Behauptung, sagt [Alfred] Brehm, erscheint denjenigen, die das Gebaren großer männlicher Affen beim Anblick von Frauen aus eigener Erfahrung kennengelernt haben, durchaus nicht unwahrscheinlich.

Unter den Eingeborenen Westafrikas findet sich eine Überlieferung, wonach die Schimpansen einmal **[198]** Mitglieder ihres eigenen Stammes gewesen seien, wegen ihrer schlechten Gewohnheiten aber aus aller menschlichen Gesellschaft verstoßen und infolge ihres hartnäckigen Beharrens auf ihren gemeinen Neigungen allmählich auf den gegenwärtigen Zustand herabgesunken seien. Dies hindert die Eingeborenen übrigens nicht, die Herren Vettern zu essen; ja, deren Leiber gelten, mit Palmöl gekocht, sogar für ein äußerst schmackhaftes Gericht.

Der Orang-Utan wird seit Plinius fast wie ein wilder Mensch betrachtet. Die Javaner behaupten, daß die Waldmenschen aus der Vermischung von Affen und indischen Weibern entstünden. [Willem Cornelisz] Schouten bereichert diese Erzählung durch einige Entführungsgeschichten, in denen Waldmenschen der angreifende, malaiische Mädchen aber der leidende Teil sind.

Man sieht also, daß, wenn Burroughs die Jane durch einen Affen rauben läßt, dies durchaus nicht bloße Erfindung zu sein braucht. Auch sonst könnte man für eine Menge Einzelheiten im Tarzan Belege aus der Wirklichkeit oder aus der Literatur anführen, und zwar besonders aus realistischen Romanen, deren Verfasser ja hauptsächlich nach Dokumenten arbeiten.

Menschen, die auf Bäumen herumklettern, finden wir z. B. schon früher mehrfach in der Literatur erwähnt. So berichtet [Honoré de] Balzac in seiner Novelle „Adieu“ von einer Frau, die nicht bloß auf Bäume kletterte, sondern auch darauf herumwanderte wie Tarzan. Es war dies in dem Walde von Ile-Adam im Jahre 1819, und zwar war es die irrsinnige Gräfin de Vandières, die einen Monat im Walde gelebt und sich dort jene Praxis angeeignet hatte.

[199]

IV.

Vielen Lesern des Tarzan erscheint es auffällig, daß der Held der vielen Abenteuer, nachdem er einmal die Annehmlichkeiten der Kultur kennengelernt hat, sich nach der afrikanischen Wildnis zurücksehnt. Nun wissen wir ja, daß viele Knaben davon schwärmen, mit den Indianern leben zu können, aber das sind natürlich kindliche Phantasien. Es steht aber fest, daß in der Zeit der Kolonisierung Amerikas der Anreiz auch für die Erwachsenen sehr groß war, zu den Wilden überzugehen. Noch Jean Jacques Rousseau spricht davon in seinem oben erwähnten Werke: „Man liest an tausend Stellen, daß Franzosen und andere Europäer freiwillig zu jenen wilden Völkerschaften geflüchtet sind, dort ihr ganzes Leben verbracht haben, ohne eine so seltsame Lebensweise wieder aufgeben zu können.“ Rousseau erwähnt dann aus den „Briefen eines amerikanischen Landmannes“ ([Jean de] Crèvecoeur aus St. John) folgende Bemerkung: „Die Kolonisten der Vereinigten Staaten, die sich in den Grenzbezirken niedergelassen haben, befürchten von der Nachbarschaft der wilden Völker am meisten, daß der Eindruck, den das freie Umherwandern auf die Kinder ausübt, die nur die Freuden und die Vorteile dieser Lebensweise sehen, viele von ihnen veranlaßt, das Elternhaus zu verlassen, um sich einem dieser Stämme anzuschließen und dessen Lebensweise zu teilen.“

Rousseau bespricht auch allerlei Fälle von Wilden, die nach Europa gebracht wurden, aber alles, was die Kultur ihnen bot, verschmähten, und zuletzt den Fall eines Hottentotten, der auf Veranlassung von **[200]** der Stel's [Simon van der Stel], des Gouverneurs des Kaps der Guten Hoffnung, nach Europa gebracht, dort als Christ erzogen wurde, mehrere Sprachen lernte und alle Güter der Kultur genießen konnte, als er aber später wieder in seine Heimat kam, dort seine europäische Kleidung ablegte, um ein Schaffell anzuziehen, und zu dem Glauben und den Sitten seines Stammes zurückkehrte.

Ähnlich schreibt auch der geistreiche [Nicolas] Chamfort (1740–1794) in seinen „Maximen und Gedanken“:

„Man hat viel gespottet über die Leute, die begeistert über den wilden Zustand im Gegensatz zu der modernen Kultur gesprochen haben. Ich möchte aber wissen, was man auf die nachfolgenden drei Einwände erwidern kann. Es ist nämlich noch nicht vorgekommen, daß man bei den Wilden: 1. einen Irrsinnigen, 2. einen Selbstmörder, 3. einen Menschen, der sich nach der Kultur sehnte, gesehen hat, während eine große Zahl Europäer sowohl im Kapland als in den beiden Amerikas, nachdem sie bei den Wilden gelebt und wieder bei ihren Landsleuten waren, schließlich in die Wälder der Wildnis zurückgekehrt sind. Man antworte einmal hierauf ohne Wortschwall und ohne Sophismen.“

Das Leben im Urzustand hat auch heute noch Reiz für viele Leute, und wer hätte nicht in den Sorgen des Alltags schon manchmal sich gesagt: „Wenn ich doch irgendwo in der tropischen Wildnis leben

könnte! Wenn ich nur zu essen hätte, ich würde gerne auf alle Bequemlichkeiten der Kultur verzichten!“ Das ist es eben, was so viele Leute anreizt, Bücher wie Tarzan zu lesen, mögen sie noch so utopistisch und unwahrscheinlich sein, und an diesem **[201]** Zuge des menschlichen Herzens wird nun einmal kein pedantischer Kritiker etwas ändern können. Ich konnte letzthin das Schreiben einer einfachen Frau lesen, die über die Tarzan-Bände sich so äußerte: „Ich habe alle Bände gelesen, und zwar mit geradezu jugendlicher Freude und Begeisterung, obwohl ich kein abenteuerfroher Junge, sondern eine Frau bin, die die Höhe des Lebens längst überschritten und viel Schweres und Trauriges hinter sich hat. Ich meine, daß man diese Bücher, die so himmelweit verschieden sind von allem bisher Geschriebenen, durch die eine so herzerfrischend kräftige und reine Urwaldluft weht, die in ihrer urwüchsigen Kraft und sittlichen Reinheit den Leser glücklicher und besser machen, geradezu lieb gewinnt.“

Wie die Amerikaner die vorhin erwähnte Eigenart ausnützen, ersieht man nicht bloß aus dem Tarzan, sondern auch z. B. aus dem folgenden Vorgang. Kürzlich hat eine Zeitung in Norfolk einen Preis ausgeschrieben für ein junges Ehepaar, das eine Zeitlang wie Adam und Eva im Urwalde leben würde. Unter den vielen Dutzend Meldungen wurden Robert Day, 22 Jahre alt, und Florette Popejoy, 19 Jahre alt, ausgesucht. Die Hochzeit [November 1924] wurde in der Stadt gefeiert und hatte Tausende von Zuschauern herbeigezogen. Dann begab sich das junge Paar auf seinen Posten, wo es nun wie seine biblischen Vorgänger leben, das heißt, sich von den Früchten der Wildnis nähren muß. Eine Wohnung hat das junge Paar natürlich nicht, geschweige denn ein Bett. Einzig ihre Kleidung durften Herr und Frau Day, abweichend von Adam und Eva, mitnehmen. Ob sie diese in ihrem Paradiese ablegen **[202]** sollen, wird nicht gesagt. Ganz Amerika ist gespannt, ob die beiden die Probe bestehen werden. Als Lohn winkt eine hohe Geldsumme und eine vollständige Einrichtung mit allen modernen Bequemlichkeiten. Ein solches Preisausschreiben würde sicher auch in Deutschland Bewerber genug finden.

[(203)]

Schiggi-Schiggi

Von Dr. E. A. Schmid

Leiter des Karl-May-Verlags

Der Jahrbuchleitung ist vom Verlag K. F. Koehler, Berlin, ein Werk „Schiggi-Schiggi“ von Fritz Strauß zur Besprechung zugegangen. Der Verfasser schildert in diesem Buch die Abenteuer eines Deutschen, Leo Parcus, in den unerforschten Gebieten Boliviens.

Wir würdigen das Werk in der Form, daß wir alle uns bekannt gewordenen Pressestimmen zusammenstellen, worin auf Karl May Bezug genommen wird:

... Abenteuer, die an den alten Karl May erinnern

„Vossische Zeitung.“

Ein neuer Karl May. Schilderungen von großer Spannung reihen sich aneinander. „Altmarker“, Stendal.

Die Erzählung liest sich wie ein Roman von Karl May und gehört sicher zur besten Abenteuerliteratur. Dabei sollen die geschilderten, ganz ungeheuerlichen Erlebnisse in den Pampas und Urwäldern Boliviens nach der Versicherung des Verfassers buchstäblich wahr sein. Leo Parcus durchstreifte mit nur einem Indianer als Begleiter die unbewohnten Gebiete im steten Kampf mit der Natur und den Raubtieren. Kaimans rauben ihm seinen Begleiter, und er gelangt schließlich ganz allein zu einem abgesprengten Stamm der Parintintin, wo er wieder die eigenartigsten Erlebnisse hat, bis er mit der ihm von den Kannibalen zugeteilten Frau „Schiggi-Schiggi“ flieht und glücklich wieder nach Riberalta zurückkehrt. Wenn manches in diesem Buch aus „lögenhaft to vertellen“ ist, so ist es doch überaus fesselnd und anschaulich geschrieben.

„Hamburger Nachrichten.“

[204] In diesem merkwürdigen und phantastischen Buch schildert der Verfasser eine Abenteuerfahrt seines Freundes Leo Parcus nach Inner-Bolivien. Wie in einem spannenden Film reihen sich die packenden, stellenweise tollkühnen, fast unglaublichen Erlebnisse dieses jungen Deutschen aneinander. Durch die Wildnis der südamerikanischen Urwälder, durch endlose Pampas führt sein Weg... Ein Buch, das die ganze vergessene Karl-May-Romantik aus seliger Schülerzeit wieder wachruft, und darum als prächtiges Geschenk für die abenteuerfrohe Jugend geeignet ist.

„Ostdeutsche Morgenpost“, Beuthen.

Leo Parcus übertrifft die Romanhelden Coopers und Karl Mays an Tollkühnheit.

„Deutsche Zeitung.“

Die Indianerromantik von Cooper, Defoe, Karl May und Gerstäcker lebt wieder auf. An Spannung und Humor fehlt es wahrlich nicht.

„Militär-Wochenblatt.“

Erlebnisse von so unerhörter Art, daß Karl May sich vor Neid im Grabe herumdrehen sollte, und [Ferdinand Antoni] Ossendowski bewundernd sich ein Kopfschütteln abringen müßte.

„Neues Wiener Journal.“

Der Verfasser versteht die Erzählungen von Leo Parcus spannend wiederzugeben. Das Buch liest sich wie ein Karl May.

„Stuttgarter Neues Tagblatt.“

Zur Zeit der Gründung des Karl-May-Verlags, das ist vor nunmehr vierzehn Jahren, gab es nur wenige Zeitungen von Rang und Ruf, die unsern Dichter bei Besprechungen phantastischer Bücher erwähnt hätten. Damals wurde zu solchen Vergleichen meistens Friedrich Gerstäcker herangezogen, ein Schriftsteller, dem wir unsre volle Anerkennung durchaus nicht versagen, der aber eben doch von Karl May an Schilderkunst und Darstellungskraft überholt wurde. Unsereiner hatte bei derartigen Kritiken immer das Gefühl: **[205]** der Zeitungsmann denkt an Karl May, aber er schreibt: Gerstäcker. Die gleiche Witterung hatten stets auch die unbefangenen Leser, wie ersichtlich aus zahlreichen Briefen, die wir in jener Zeit zu dieser Frage erhielten.

Es ist erfreulich zu beobachten, wie sich die Scheu, den Lieblingsschriftsteller unsres Volkes zu nennen, inzwischen verflogen hat. Den Empfehlungen des Buches „Schiggi-Schiggi“ brauchen wir nichts weiter hinzuzufügen.

[[206]]

Kauderwelsch
Von Adalbert Stütz

©

Ein Jahr in Brasilien

Von Universitätsprof. Dr. Konrad Guenther

Brasilien ist das einzige der großen Länder der Erde, die in Karl Mays Romanen nicht behandelt werden³². Es mag das daran liegen, daß es von Brasilien wenig eingehende Reisebeschreibungen gab und noch heute gibt, die May benutzen konnte. Zwar von den Städten an der Küste ist viel erzählt worden, auch das Amazonasgebiet wurde schon oft geschildert, und die deutschen Kolonien im Süden haben naturgemäß gerade bei uns eine umfangreiche Literatur gefunden. Aber die Landschaft des südlichsten Bundesstaates, Rio Grande do Sul, ist ähnlich, wie die von Argentinien, die Karl May bereits „Am Rio de la Plata“ schildert, wie denn auch die Rio Grandenser von den anderen Brasilianern einfach die Gauchos genannt werden, ein Name, der auch in Argentinien gebräuchlich ist. Der Amazonas mit seinen Bootsfahrten aber dünkte May vielleicht für eine abenteuerliche Reiseerzählung als zu einförmig.

Ein zweiter Grund ist aber gewiß der, daß die im allgemeinen sanften und unkriegerischen Indianer Brasiliens für Erlebnisse voll Kampf und Gefahr keinen rechten Hintergrund geben, und daß Brasilien auch keine wilden und gefahrbringenden Tiere aufweist. **[224]** Der graue Bär fehlt hier, und von den beiden großen Katzen ist die eine, der Puma oder Silberlöwe, dem Menschen gegenüber vollkommen harmlos und die andere, der Jaguar, braucht ebenfalls nicht gefürchtet zu werden. Karl May läßt allerdings dieses Tier mehrfach in anderen südamerikanischen Erzählungen Angriffe auf Menschen ausführen, und es ist ja auch anzunehmen, daß der Jaguar, verwundet und in die Enge getrieben, zum Angriff vorgehen wird, wie das jedes Tier bis hinunter zur Ratte tut. Und dann werden die Waffen der großen Katze sicher gefährlich. Denn groß ist der Jaguar, bedeutend größer als der mir von Indien bekannte Leopard. Das größte Stück, das ich – gefangen – sah, war ein schwarzer Jaguar, ein mächtiges Tier. Die schwarze Spielart ist, wie ich zu meinem Erstaunen erst in Brasilien erfuhr, im Innern des Landes, besonders des Nordostens, gar nicht selten, ja stellenweise häufiger als die gelbe mit den schwarzen Ringen.

So habe auch ich während meines Aufenthalts in Brasilien 1923/24, der gerade ein Jahr dauerte – ich war von der brasilianischen Regierung eingeladen, schädliche Insekten zu studieren – keine eigentliche Gefahr bestanden. Höchstens während der Revolution in São Paulo [Juli 1924, Revolta Paulista], in die ich mitten hineingeriet, hätte, wie so viele andere, auch mich eine Kugel oder Granate treffen können.

Diese Revolution war allerdings ein Erlebnis, das sehr gut die Grundlage einer Reiseerzählung hätte sein können. Es war eine Militärrevolte. Brasilien besteht aus 21 Staaten, die sich selbständig regieren und auch ihr eigenes Heer, Policia genannt, haben. In São Paulo war diese Policia von französischen **[225]** Instruktoren ausgebildet und trug die alte französische Uniform. Außer dem Militär der Einzelstaaten gibt es aber noch ein Gesamt- oder Föderalheer. Dieses ist in Khakiuniform gekleidet und hat auch leichte und schwere Geschütze. In São Paulo erhob sich nun das dort stationierte Föderalheer und ein Teil der Policia. Man war mit dem Präsidenten in Rio unzufrieden, wollte eine andere Gruppe an der Regierung haben und versprach Reformen. Vor zwei Jahren war nämlich eine Revolution in Rio gewesen, und deren Häupter saßen noch gefangen. Diese wollte man befreien, und da damals die Revolution durch das anrückende Militär von São Paulo niedergeschlagen worden war, wollte man dieses Mal sich vor allem der großen Industriestadt bemächtigen.

Zuerst hielt die der Regierung treu gebliebene Policia die Stadt und den Palast des Präsidenten des Staates São Paulo. Ich war Gast des dortigen Benediktinerklosters, das, ein prachtvolles Gebäude, im Mittelpunkt der Stadt steht, und so konnte ich dem Kampf aus unmittelbarer Nähe zusehen. Gerade am Eingang zum Gymnasium des Klosters verlief eine Balustrade, die den Hang des Berges, auf dem die Zentralstadt liegt, abfriedete. Daneben setzte sich die Straße selbst in einen langen Viadukt fort, der über ein breites Tal hinüberführte. Hinter der Balustrade lag ein Posten von sieben Mann mit einem Maschinengewehr, das den Viadukt bestrich. Drüben standen die Revolutionäre, und so ging fast ununterbrochen das Schießen herüber und hinüber. Da die Kugeln seitlich flogen, konnte ich, in der offenen Tür des Gymnasiums stehend, beobachten, wie sie einschlugen, und nachts sah ich von meinem Fenster

³² Mit einer Ausnahme: die kleine niedliche Erzählung „Auferstehung“ Bd. („Ich“) spielt in Südbrasilien am Rio Madeira, einem Nebenfluß des Amazonas. Die Herausgeber.

aus, wie die Geschosse **[226]** funkenspritzend auf dem Pflaster entlang prasselten.

Die Soldaten hielten sich recht tapfer, aber sie hatten sich allmählich verschossen, und so mußte die regierungstreue Policia die Stadt räumen, und die Revolutionäre zogen ein. Unterdessen waren von der Hafenstadt Santos und zu Lande von Rio de Janeiro Regierungstruppen herangerückt, umschlossen die Stadt und begannen, sie mit Granaten zu begrüßen. Unserem Kloster gegenüber schlug eine Granate in ein Haus ein und tötete zwanzig Personen. Ueberhaupt sind während der ganzen Schießerei viel mehr Zivil- als Militärpersonen umgebracht worden. Auch Plünderungen begannen schon einzusetzen, und die Lebensmittel der eingeschlossenen Stadt wurden teuer und knapp.

Darum freute ich mich, als ich von einer befreundeten Familie gebeten wurde, zu ihnen in ihre Villa zu ziehen, die in der Gartenvorstadt in einem schönen Park gelegen war. Hier konnte ich meine Studien in der Natur fortsetzen, außerdem hatte ich bis jetzt die Nächte wegen des ständigen Schießens in unmittelbarer Nähe keinen Schlaf finden können. Mit meinem Rucksack auf dem Rücken zog ich an einem sonnigen Vormittag durch die stille Stadt. Alle Querstraßen waren durch Barrikaden gesperrt, hinter denen Soldaten lagen. Sie waren zwar über den einsamen Wanderer erstaunt, ließen mich aber doch nach kurzem Ausfragen weitergehen. Ich wartete dann immer hinter einem Hause eine Zeitlang, bis keine Kugeln mehr flogen und überschritt darnach die Straße.

So stieg ich denn den breiten Querrücken hinan, der São Paulo nach einer Seite abschließt und oben **[227]** den Stolz der Paulistaner, die breite, von Gärten eingerahmte Avenida Paulista trägt. Hier oben in der Villa meiner Freunde saß ich nun, machte Spaziergänge und schaute oft nächtlich auf die großen Brände, die von einschlagenden Granaten unten in der Stadt, die zu Füßen meines Zimmers lag, bewirkt wurden. Ein schauerlich schönes Schauspiel, als einmal ein großes Baumwollager in Flammen stand, weithin den Horizont mit blutigem Schein übergöß, und aus dem brennenden Lager wie Wolken glühende Baumwollfladen hoch in die Luft schossen!

Aber ich hatte mich in Buenos Aires angesagt, und die Zeit rückte heran, wo mein Dampfer in Santos einlaufen sollte. So ließ ich überall in der deutschen Kolonie herumfragen, ob nicht jemand den „Durchbruch“ nach Santos wagen wollte. Ein Arzt, dessen Frau unten am Strande von Santos ihre Sommerfrische genoß, wollte es tun; eines Tages hielt ein Auto vor unserer Tür, schleunigst warfen wir die notwendigsten Sachen in den Rucksack und einen Handkoffer, vorn setzte sich der Arzt neben den Chauffeur, hinten ich und eine kranke brasilianische Frau mit einem Kind, die ebenfalls nach Santos mußte. Und nun ging es los, hinunter den Bergrücken und in die Stadt hinein.

Bald trafen wir auf die Barrikaden der Revolutionäre, Gewehre richteten sich auf uns, wir mußten halten. Zuerst große Empörung, weil wir durchfahren wollten, dann aber Beruhigung, freundliche Worte und „glückliche Reise!"; die Liebenswürdigkeit des Brasilianers versagte auch hier nicht. Es war ein Glück, daß der Arzt sehr bekannt war, dazu kam die kranke Frau, und ich, ein deutscher Naturforscher, **[228]** und so ließ man uns ziehen. Die Revolutionäre gebärdeten sich überhaupt nicht als Eisenfresser. Tags zuvor hatte ich einen Posten beobachtet, der von einer Menge Menschen umstanden war, denen er sein Gewehr erklärte und die Patronen zeigte.

Wie bei der ersten Barrikade ging es bei den anderen auch. Endlich lag die letzte hinter uns, und nun eilten wir über das weite Schußfeld hinweg den Gewehren der Regierungstruppen entgegen. Auch diese sprangen sofort auf, empfingen uns mit strengen Gesichtern, sagten zuerst, von Durchfahren sei keine Rede, wurden aber schließlich doch von unseren vereinten Bemühungen, sie von unserer Unschädlichkeit zu überzeugen, überwunden. Nach einigen aufregenden Minuten ließ man uns frei, dann ging es weiter auf der Straße und endlich sauste unser Auto dem Ende der Hochebene zu, die hier mit prachtvollem Urwald bedeckt, sehr steil 800 Meter abfällt. Unten blitzten schon die ersten Lichter von Santos, und dahinter weitete sich in ungewissem Scheine der Dämmerung der Ozean.

Ich hatte noch einige Schwierigkeiten, die Ausreiseerlaubnis zu erhalten, aber, nachdem ich den Höchstkommmandierenden auf seinem Panzerschiff besucht hatte, ging auch dieses, und nach drei Tagen fuhr ich mit dem holländischen Ozeandampfer „Orania“ der Mündung des La Plata zu.

So lebenswürdig und gutherzig der Brasilianer ist, die Politik erregt auch ihn, und dann können ähnliche Ereignisse eintreten, wie sie Karl May in seinen Büchern, die von Südamerika handeln, bringt. Irgendwo im großen Land Brasilien gibt es eigentlich immer ein Revolutiönchen, und das ist der Grund, daß die **[229]** einheimische Münze, der Milreis, noch so tief steht, trotz der unermeßlichen Bodenschätze des

Landes. Brasilien gehört ja zu den vier Reichen – es sind noch die Vereinigten Staaten, Rußland und China –, die alles, was man braucht, im eigenen Land haben und des Auslandes gar nicht bedürfen.

Wenn – alle vier Jahre – eine neue Regierung gewählt wird, so sind es immer Familien- und Interessengruppen, die sich bekämpfen. Allgemeine Gesichtspunkte, wie sie unsere Parteien wenigstens auf ihre Fahnen schreiben, werden kaum vorgebracht. Natürlich müssen dann, wenn, sei es bei der Gesamt- oder Föderalregierung in Rio, sei es bei der eines einzelnen Staates, ein neuer Präsident ans Ruder kommt, die meisten vorherigen Beamten weichen, alles wird mit den Leuten des neuen Präsidenten besetzt und mit denen, die ihm zu seinem Siege verhelfen. Das ist natürlich für die Verwaltung der einzelnen Stellen ein großer Nachteil. Es fällt auf, daß in Brasilien junge Leute oft ganz hohe Stellen innehaben, solche, die bei uns noch Studenten wären. Verheiratet sind sie freilich fast immer. In Brasilien hat man eben, wenn man mit seinem Studium fertig ist, zu heiraten. Gar ein Mann von 30 Jahren, der noch keine Frau hat, erweckt Mißtrauen, man hält so etwas für ungehörig. Darin fühlt man in jenem jungen Lande noch gesünder als bei uns. Auch kinderreiche Familien sind an der Tagesordnung. Zehn bis sechzehn Kinder wird man oft in einer Familie antreffen. Freilich, das Leben ist drüben großzügiger, reicher und ungehemmter als bei uns. Der glückliche Brasilianer kennt ja weder Steuerboten noch Finanzamt! Es gibt dort nur indirekte Steuern.

[230] Es läßt sich denken, daß die Neuwahlen nicht ohne Kämpfe abgehen. Trotz der Selbständigkeit der Staaten hat bei solchen Wahlen schon öfters die Zentralregierung in Rio eingegriffen und einen ihr genehmen Kandidaten durchgesetzt. Sie hat ja jederzeit das Föderalheer zur Verfügung, das sie durch Hinbeorderung von Regimentern von Rio noch verstärken kann. Da hat es schon manchesmal Kämpfe zwischen diesem Heer und der Policia des Einzelstaates gegeben. Ueberhaupt findet man vielfach einen tief eingegrabenen Haß zwischen den Föderal- und Einzelstaatstruppen: manchmal bedarf es nur eines geringen Anlasses, und sie marschieren gegeneinander. So zeigt sich dieses System als eine Quelle der Beunruhigung in Brasilien.

Aber auch die Familien haben manchmal einen gehörigen Haß gegeneinander. In Recife, der Hauptstadt des Staates Pernambuco, wurde eines Nachts ein junger Politiker überfallen und in den Schlamm hineingedrückt, den die Flüsse der Stadt mit sich führen, bis er erstickt war. Dieser Schlamm oder Schlick ist so weich, daß man leicht in ihm versinkt, und ist Ebbe, so liegt die schwarzgraue Masse weit zutage, und der Fluß bildet nur einen schmalen Wasserlauf in der Mitte. Mit der Flut steigt dann das Meerwasser weit hinein in den Fluß, und so bildet er ein Ueberschwemmungsgebiet mit vielen Kanälen, das von dichtem Buschwerk der Mangrove überwachsen ist.

Wenn aber ein Mitglied einer Familie getötet wird, so hat das sein Nachspiel, das sich jahrelang fortsetzen kann. Denn der Begriff der Blutrache lebt noch in Brasilien, und oft verschwindet nach einiger Zeit ein Angehöriger der feindlichen Familie.

[231] Selbstjustiz ist drüben überhaupt noch weit verbreitet. Ich war einmal Gast eines Großgrundbesitzers im Innern des Staates Pernambuco. Als ich ihn fragte, ob es nicht schwer wäre, die Polizei von der Hauptstadt herbeizuholen, wenn ein Verbrechen auf seinem Gute ausgeübt würde, sagte er ganz erstaunt, das käme ja für ihn gar nicht in Betracht! Er würde es als Schande empfinden, nach der Polizei zu rufen, der Verbrecher würde von ihm und vielleicht noch einigen seiner Vorsteher oder Nachbarn abgeurteilt und nach ihrem Spruch bestraft.

Wenn Karl May heute seine Reiseerzählungen schreiben würde, so könnte er keinen besseren Hintergrund wählen, als das Innere der Nordoststaaten Brasiliens. Es gibt wohl an wenigen Stellen der Welt derartige freie und auch mächtige Männer, wie die Großgrundbesitzer oder „Fazendeiros“ jener Staaten. Ungemein großzügig geht es denn auch auf solchen Fazendas zu. Reitet oder fährt man in den Hof ein, so steht da meistens eine ganze Anzahl von Pferden, und die gehören Gästen des Gutsbesitzers, der den Ankömmling, von ihnen umgeben, auf der Veranda seines Hauses empfängt und auch sofort nach Darreichung des üblichen Kaffees zum Essen oder gar zu längerem Verweilen einladet. Wie ein König lebt so ein Mann, niemand hat ihm etwas zu sagen, und so findet man denn unter diesen Leuten Typen, die im alten Europa längst verschwunden sind. Menschen sind es, noch nicht Sklaven der Mode, der Sitte, des Berufes, aber dabei von der Ritterlichkeit und Liebenswürdigkeit der alten portugiesischen Hidalgo, die einst das Land eroberten. Für einen Romanschriftsteller muß es eine Freude sein, **[232]** einen solchen Mann zu studieren und dann zu schildern.

Uebrigens lebt dort im Innern auch noch die alte Räuberromantik. Noch heute sitzt in Recife ein Räuber gefangen, der viele Monate lang mit seinem Trupp durch das Land zog und von den Reisenden seinen Tribut nahm. Arme Leute brandschatzte er nicht, sondern schenkte ihnen noch etwas, und so wurde er so berühmt, ja geschätzt – denn die Brasilianer haben viel Sinn für eine solche Romantik –, daß er im Gefängnis von Recife viele Besuche empfangen und ordentlich Audienzen geben konnte. Er soll das Räuberhandwerk ergriffen haben, weil ihm Unrecht geschehen war – ich habe leider vergessen, welches. Oft besetzte er ganze Städte und erpreßte einen Tribut.

„Sertão“ nennt der Brasilianer das Innere der Nordoststaaten. Sertão bedeutet Einöde, und von dieser Einöde ist wieder der „alto Sertão“, die „Hocheinöde“, der anziehendste Teil. Vom Meere an steigt nämlich das Land immer höher hinauf und erreicht um 400 Kilometer und mehr von der Küste etwa 1000 Meter Höhe. Dieses Hochland setzt sich bis in die Südstaaten fort, und nach dem Innern dann wieder zur Tiefebene abfallend, ist es der Grund zu den Riesenströmen des Amazonas und La Plata geworden. Denn die Flüsse des Innern können nicht über das östlich ansteigende Land hinweg ans Meer fließen, sondern nur nach Norden oder Süden, wo sie eben das Stromgebiet jener beiden Flüsse verstärken.

An der Küste beginnt das Land anzusteigen und bleibt auf 100 Kilometer und mehr etwa in der Höhe von 100 Meter. Das ist der „Brejo“, das Land des **[233]** Zuckerrohrs und des Obstes. Hier haben die Seewinde noch überall Zutritt, reichlicher Regen fällt, und so kann das Zuckerrohr, dessen Felder den Eindruck riesiger Schilflandschaften hervorrufen, gut gedeihen. Ursprünglich wuchs hier der herrliche brasilianische Urwald, und ich besuchte viele Stellen, an denen er noch heute steht. Ein vierzehntägiger Aufenthalt in einem meilenweiten Urwald gehört zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens. Gewaltig steigen da die Stämme in die Höhe, von den Zweigen hängen wie Seile, oft spiralg gedreht, Lianen herunter, und auf den Aesten sitzen in Reihen aufmarschiert die dicken Blattschöpfe der Bromelien, oder Orchideen haben sich da angesiedelt, und eine zartgegliederte Blüte drängt sich hervor. Das ganze monumentale Gerüstwerk zeigt sich unverhüllt dem Auge, denn der tropische Wald hat weniger dichte Blättermassen als der unsere, die Sonne dringt bis auf den Boden, und die dicken Blätter mit ihrer glänzenden Oberfläche spiegeln das Licht wider. Lichtdurchflutet, glänzend ist der Tropenwald, und dazu passen die metallischen Stimmen der Vögel, vor allem des „Schmiedes“ [*Chasmarhynchus nudicollis*], eines weißen Vogels, dessen Ruf wie ein Hammerschlag auf Eisen klingt. Auch die Schmetterlinge leuchten metallisch, vor allem der blaue Morpho [*Morpho peleides*], wohl der schönste Schmetterling, den die Erde trägt.

Gefahren von Tieren bringt der Urwald nicht. Nur verirren kann man sich in ihm, und da man der Lianen wegen immer mit dem sichelförmig nach unten gekrümmten Buschmesser sich den Weg bahnen muß, so würde man, wenn man die Richtung verlöre, bald ermüden, und das Heimkommen würde immer schwieriger.

[234] Ganz anders wird die Landschaft, wenn man nun, noch weiter ins Innere wandernd, in die Einöde, den „Sertão“ oder gar den „alto Sertão“ kommt. In langen Hügelwellen zieht das Land dahin, hier erscheint eine höhere Gebirgskette, deren Kamm von zerrissenen Felsenmassen gekrönt ist. Manchmal zeigen sich auch hohe, spitze Berge, überhängende Schroffen: der Anblick erinnert an eine Landschaft aus Dantes Unterwelt. Denn unendliche Einsamkeit breitet sich hier aus, und kein freundliches Grün erfrischt das Auge. Grau in Grau liegt alles da; wohl sind alle Hänge mit Bäumen bedeckt, aber diese Bäume strecken kahle Zweige in den stahlblauen Himmel, und die einzige Belebung sind die Schatten, die wandernde Wölkchen über die Berge ziehen.

Nur einen Monat im Jahr, im Januar, regnet es in dieser Wüste. Dann bedecken sich die sonst in heißem Sande glühenden Flußbetten mit dahinschießenden, braunen Fluten, die Bäume werden wie durch Zauber grün, und Blüten sprießen. Aber bald ist alles wieder vorbei; manche Bäume nur verstehen ihr Laub zu halten, so die herrliche Oiticica [*Licania rigida*]. Wie Inseln stehen die mächtigen Kronen dieses Baumes in der grauen Landschaft, und, wenn ich mühsam in der Sonne meinen Beobachtungen nachging, atmete ich auf, wenn ich in dem grünen Schatten der Oiticica mich erholte; das erfrischte wie eine Oase in der Wüste.

Andere Bäume schützen ihre spärlichen Blätter durch Brennhaare und Gift. Als ich, von einem eingeborenen Jäger, einem Mulatten, begleitet, einmal auf einen mir unbekanntem Baum zuschritt und mir ein Blatt abpflücken wollte, riß mich der Mann erschreckt zurück und sagte mir, wenn ich dieses Blatt **[235]** angerührt hätte, würde ich wochenlang furchtbare Schmerzen an der Hand haben. Es war ein großer Wolfsmilchbaum (Euphorbie), ein Verwandter jener Kräuter, die bei uns am Boden wachsen und beim Abbrechen Milch von sich geben. Auch der berühmte Mancinellenbaum [*Hippomane mancinella*] stammt aus

dem tropischen Amerika. Auf der Insel Fernando Noronha vor Pernambuco steht ein schönes Stück. Setzt man sich unter diesen Baum, so ist Uebelbefinden die Folge, und [Giacomo] Meyerbeer hat in seiner Opfer „Die Afrikanerin“ seine Heldin einen freiwilligen Tod auf sich nehmen lassen, indem er sie sich unter den Giftbaum setzen, einschlafen und sterben läßt.

Dort in jener Wüste müssen die Pflanzen ihre wenigen Blätter, die ihnen das Durchhalten durch die trockene Zeit ermöglichen, vor den pflanzenfressenden Tieren schützen. Die einen tun das durch Gift, andere durch einen Stacheldraht von Dornen, wieder andere haben es verstanden, das Wasser in ihren Aesten und Stämmen aufzubewahren, die daher fleischig und grün anschwellen. Das sind die Kakteen. Sie sind in jener Einöde sehr häufig. Hoch ragt der Kandelaberkaktus mit seinen grünen fleischigen Aesten über die trockene Baumwelt hinweg, auf dem Boden kriechen andere, stachelige Arten, und die großen Kugeln des Melonenkaktus [*Melocactus matanzanus*] entfalten ihre roten Blütenschöpfe.

Wie der Sertão viele giftige Pflanzen birgt, so auch giftige Tiere. Furchtbar brennt der Biß und das eingespritzte Gift einer mächtigen schwarzen Ameise [*Paraponera clavata*], die fast die Größe einer Hornisse hat. Giftschlangen sind häufig, in verschiedenen Arten, vor allem ist auch die Klapperschlange dort zu Hause. Aber man muß [236] sich nicht vorstellen, daß man nun durch die Schlangen in beständiger Lebensgefahr sei. Die Giftschlangen sind nächtliche Tiere, am Tage sehen sie so schlecht, daß, wenn man einer Klapperschlange den Fuß hinhält, sie meistens vorbeihaut. Uebrigens kann sie durch den Stiefel nicht beißen, ja selbst ein Strumpf mildert schon die Gefahr, da das Gift beim Biß zuerst an diesem abgestreift wird, und so eine verminderte Dosis ins Blut kommt. Zum Ueberfluß führt man noch das im Schlangeninstitut von Butantan in São Paulo gewonnene Serum bei sich, um mit einer kleinen Morphiumspritze nach einem etwaigen Biß eine Einspritzung machen zu können und so jede Gefahr abzuwenden.

Alle solche sogenannte Gefahren können für einen Naturforscher nur den Reiz der Wanderung erhöhen. Für mich war der mehrfache Aufenthalt in der brasilianischen Einöde ein Genuß. Tagsüber streifte ich durch den Busch, beobachtete die reiche Insektenwelt und freute mich an den Vögeln, vom entzückenden, bronzeglitzernden Kolibri an bis zu den großen Raubvögeln. Auch große Säugetiere streifen dort noch durch den Busch, vor allem der prächtige Silberlöwe oder Puma, während der Jaguar seltener ist, so daß ich keinen zu Gesicht bekam. Die Tiere bringen Farben in die Landschaft, so die unvergleichlich prächtig gefärbten Schmetterlinge, die Kolibris, Papageien und Stare, von denen einer, der orange- und schwarzgefärbte „Soffrer“ wie eine Flamme wirkt, wenn er auf der Spitze eines Astes sitzt.

Und die herrlichsten Farben entwickelt der Himmel. Nur am Roten Meer und in der Wüste von Aegypten schaute ich so leuchtende Sonnenuntergänge, wie im [237] Innern von Brasilien. Wenn das Tagesgestirn sinkt, sammeln sich vor ihm Wolken, die immer dunkler werden und schließlich tief schwarzviolett sich färben, während ihre Ränder in ziegelroten Flammen brennen. Dann ist die Sonne verschwunden, der Himmel wird grün, am Horizont zerteilen sich die Wolken und bauen sich ihm ein, als ob dort ein Leopardenfell ausgebreitet würde. Nun schießen noch einmal orangene Strahlen über die Himmelskuppel. Sie treffen die Papageien, die jetzt in Schwärmen von 2 bis 14 laut kreischend, grün aufleuchtend ihren fernen Schlafplätzen zufliegen.

Ist dann die Nacht hereingebrochen und der Mond aufgegangen, so herrscht in der klaren, trockenen, staubfreien Luft dort oben eine Helle, daß man die fernsten Gebirge sieht. So einsam ist es jetzt, so still, als befände man sich selbst in einer Mondlandschaft und nicht mehr auf der Erde. Kühl wird die Luft, fröstelnd hüllt man sich in seinen Mantel. Ein scharfer Duft, wie von aromatischen Kräutern entsteigt dem Boden.

Weit, weit hinter einem liegt die Kulturwelt mit ihrem Gezänk. Hier wird man wieder zum reinen Kind der Natur, alle großen Gedanken werden wach, den Menscheng Geist umfängt das Gefühl der Unendlichkeit.

Das Kriminelle in der Weltliteratur

Von Ministerialdirektor Dr. Erich Wulffen³³

Schon der Liebhaber und Freund wie der Kenner der schönen Literatur, noch mehr aber ein besonders dafür eingestellter Blick gewahrt, daß die Begebenheiten und Gestalten, die sie uns vorführt, in einer Fülle Verbrechen und Verbrecher darstellen. Insbesondere im Bereiche des Dramas, von den griechischen Tragikern über die Engländer mit Shakespeare, über die Franzosen mit Voltaire, [Pierre] Corneille und [Jean] Racine zu Goethe und Schiller, weiter über Kleist, Friedrich Hebbel, Otto Ludwig und Grillparzer zu den Neueren, Ibsen, Strindberg und Gerhart Hauptmann, schließlich zu den Neuesten – immer Begebenheiten und Gestalten fast in einer Ueberfülle Verbrechen und Verbrecher. Daß diese Tatsache an sich nicht auffällig wird, liegt einerseits an dem poetischen [239] Werte der Meisterwerke, in denen das allgemein Menschliche das Kriminelle in sich aufnimmt und auflöst. Es liegt weiter an den die Dichterwerke genießenden Menschen, die aus irgendwelchen – später zu erörternden – Gründen an der verbrecherischen Darstellung in der Dichtung keinen Anstoß nehmen, ja ihr mit Teilnahme folgen und eine reine Kunstwirkung von ihr verspüren.

Hat aber einmal eine zeitgemäße Betrachtungsweise diesen über die Dichtung gebreiteten Schleier gelüftet und das Erstaunen über die festgestellte Tatsache aufkommen lassen, dann ist selbstverständlich auch der Reiz groß, das vorliegende, unerschöpfliche Thema auch einmal von einer andern Seite zu sehen, einmal die Grundfrage zu erörtern, weshalb, aus welchen ethischen, soziologischen, psychologischen und ästhetischen Gründen denn in so vielen großen Weltgedichten die großen Verbrecher dargestellt werden, weshalb nicht der psychologisch und sozial normale, sondern der psychologisch und sozial anormale Mensch das bedeutendere Thema der Dichtung ist.

Suchen wir auf diesem Wege gewissermaßen in ein letztes, tiefstes Geheimnis der großen Dichtung einzudringen, so öffnet sich zu unserem neuen Erstaunen hinter dem Dichtungswerk unseren Blicken eine große Welt unabsehbarer Strahlungen, an die wir nicht gedacht, die wir nicht geahnt haben, eine Welt, die fast an das Chaos der Urschöpfung angrenzend beginnt und in den feinsten Regung der modernen Menschenseele endet.

Die ersten Dichtungen der Urvölker sind epischer Art, Begebenheiten werden geschildert. In [240] dem Mythos legen jene früheren Menschen all ihr Fühlen und Denken, ihre gesamte Vorstellungswelt, ihr Wissen, ihre Moral nieder. Die Mythenbildung erfolgte im wesentlichen mündlich, deshalb war sie von so nachhaltiger Kraft, man muß sie sich etwa nach der Art der heutigen Bildung von Gerüchten vorstellen.

Die Mythenbildung knüpfte an das Sichtbare, an die Geschehnisse in der Natur an. Ihre freundlichen und wohlthätigen wie ihre verderblichen und vernichtenden Wirkungen schrieb man je willensbegabten Persönlichkeiten solcher Art zu. So entstanden die guten und die bösen Gottheiten, die man verehrte und fürchtete. Den Kampf der erhaltenden und zerstörenden Kräfte in der sichtbaren Natur, den man im Gewitter, im Sturm, im Feuer, in der Meeresflut, in der Schnee- und Eiskruste des Winters sah, bildete der Mythos vergeistigend als einen Kampf der guten und der bösen Gottheiten nach; dieser Kampf mit Sieg und Untergang war der Inhalt des Mythos: das Ergebnis ist greifbar: das Böse, sein Kampf mit dem Guten, ist Inhalt, hauptsächlich Inhalt bereits der ältesten Dichtung. Bis in diese Urzeiten geht die Verankerung zurück.

Als die Menschen in ihrer eignen Seele zu lesen begannen, als sie sich ihrer verschiedenartigen eignen Gefühle und Vorstellungen bewußt wurden, erkannten sie, daß auch in ihrem Innersten – wie draußen in der Natur – verschiedene Seelenkräfte, den Mitmenschen wohlwollende und sie schädigende, in eigentümlicher

³³ Diese Abhandlung entstammt einem Vortrag, den Wulffen 1926 im Dresdener „Literarischen Verein“ gehalten hat und der von der Dresdener Presse mit großer Anerkennung ausführlich besprochen wurde. Die Begeisterung, die der bedeutsame Vortrag auslöste, war so stark, daß der „Literarische Verein“ über den Vortrag und sein Stoffgebiet einen besonderen Aussprechabend veranstaltete, der unter angeregten Erörterungen die Zustimmung zu Wulfens Gedankenentwicklung erbrachte. In seinen Ausführungen, die als wertvolle Ergänzung seiner früheren Aufsätze „Kunst und Verbrechen“ und „Im Reiche der Schelme“ (Karl-May-Jahrbuch 1925 und 1926) zu betrachten sind, kommt Wulffen wiederholt auf Karl May und seine Erzählungen zu sprechen.

Wechselwirkung sich regten und betätigten, die schließlich als gute oder schlechte und böse Seelenkräfte [241] und Gesinnungen angesehen wurden. Und wie der endlose Kampf in der sichtbaren Natur, so wurde der ewige ungelöste Widerstreit der wohltätigen und vernichtenden Seelenkräfte in der Menschenbrust zum Hauptthema der Betrachtung, und so das Böse in seinem Gegensatz zum Guten immer mehr Inhalt der Mythendichtung.

Auf diese Weise sind wohl alle ersten großen Mythendichtungen entstanden mit dem einheitlichen einzigen Thema: Gut und Böse³⁴. Ein Beispiel:

Die Aegypter sind das älteste geschichtliche Volk, das wir kennen. Ihr Urmythos ist eine Symbolisierung des örtlichen Wechsels der Jahreszeiten in Aegypten. Der Osiris des Mythos bedeutet das Werdende, die Fruchtbarkeit. Auf die fruchtbare Zeit folgt in Aegypten eine Periode austrocknender Hitze und Unfruchtbarkeit. Am Tage, da die Sonne durch das Zeichen des Skorpions geht, erschlägt im Mythos Typhon, der Träger aller dem Menschen feindlichen Naturkräfte, der Unfruchtbarkeit, der Dunkelheit, mit Hilfe seiner 72 Genossen, welche die 72 Tage der größten Hitze darstellen, seinen Bruder Osiris (also Brudermord: Kain!) und wirft seine Leiche in einem Kasten in den Nil. Isis, des Osiris Gattin, schweift umher, bis sie den Toten findet und bestattet. Mit dem Anfang der größten Hitze beginnt das Trauerfest um den Tod des Osiris. Mit der Entfernung seiner Leiche weicht aus Aegypten die Fruchtbarkeit, bis Typhon vom lebenspendenden Horos, dem Sohne [242] des Elternpaares Osiris und Isis, erschlagen wird (also rächender Verwandtenmord) und die Fruchtbarkeit mit dem Wiedereintritt der Ueberschwemmungen zur Zeit der Sommersonnenwende zurückkehrt. Also ein einfacher Naturmythos, der aber vergeistigt wurde. Osiris und Horos werden zum Urheber und Förderer alles Guten auch in der Menschenseele, Typhon verursacht alle verderblichen Ereignisse im Leben, er pflanzt und fördert im Menschenherzen die Lüge und alles Böse. So wurde der Kampf zwischen Osiris und Typhon zum vorübergehenden Sieg des Bösen im Menschen über das Gute, bis dieses wieder im Sieg des Horos über das Böse triumphierte. Kampf und Sieg wiederholen sich immer aufs neue, wie die Jahreszeiten in der Natur.

Es ist nicht weniger fesselnd, den Blick noch auf andere Urvölker zu werfen. Auch die von Zoroaster (Zarathustra) begründete Glaubenslehre der alten Iranier ist eine dualistische. Die iranische Familie, zu der im Altertum die Meder und Perser sowie die Bewohner der als Ariana bezeichneten persischen Provinzen gehörten, rechnet zum Stamm der Indogermanen, die in prähistorischer Zeit ein einheitliches Volk mit Ursitz wahrscheinlich in Zentralasien bildeten. In dem Zendavesta, dem heiligen Buch der Zoroastrier, ist Ahuramazda (daraus später Ormuzd) die Gottheit, welche die Welt erschaffen hat und erhält. Von ihm werden sechs gute Geister abgeleitet, die Tugend, die Wahrhaftigkeit, die gute Gesinnung, die Weisheit, die Herrschaft, die Gesundheit. Der guten Gottheit steht die böse, steht Anramainpu, d. h. der „Angstverursachende“ oder der „schlagende oder todbringende Geist“ (später Ahriman) gegenüber. [243] Ahriman wird zum bösen Prinzip, er hat das Böse geschaffen wie Ormuzd das Gute. Dem Ahriman unterstehen sechs den guten Geistern des Ormuzd entgegengesetzte böse Geister: das Laster, die Lüge, die böse Gesinnung, Torheit, Knechtschaft, Krankheit. Nach den Lehren der späteren Religionsbücher soll der Kampf zwischen Ormuzd und Ahriman 6000 Jahre dauern und mit dem Untergang des bösen Geistes und der Erschaffung einer neuen unvergänglichen Welt enden. Die Seelen der Toten gelangen zur Brücke Tschinvat, an der das Gericht über die Guten und Bösen abgehalten wird. Die Seelen der Guten wandeln in die seligen Gefilde des Paradieses Garodemana, des „Ortes der Lobgesänge“. Die Seelen der Bösen werden an den „schlechtesten“ Ort, d. i. in die Hölle verbannt. Mit dem Untergang der alten Welt verbindet sich das jüngste Gericht, und das Böse verschwindet völlig.

Wir erkennen, welche Vorstellungen und Anschauungen aus der indogermanischen Urheimat in den Glaubenslehren der europäischen Völker verblieben sind. Der iranische Urmythos ist geradezu vorbildlich und deshalb typisch und wichtig für die Auffassung der Völker von Gut und Böse. Im späteren Parsismus wird auch die Lehre von den bösen Geistern fortgebildet. Sie werden Daeva, Drusch, Pairikas (Peri) genannt, teils Unholdinnen, die mit den bösen Menschen sogar geschlechtlich verkehren, teils tückische Dämonen, Trockenheit, Mißwachs, Seuche über die Menschen verhängend. Gegen das Ende der

³⁴ Zu nachstehenden Ausführungen vgl. man den in Karl Mays Nachlaß vorgefundenen, aus seiner Jugendzeit stammenden Entwurf „Mensch und Teufel“ (Jahrbuch 1919, S. 173). Die Herausgeber.

Welt wird der Heiland Saoschjant erwartet (an anderen Stellen werden drei Erlöser genannt), der die bösen Geister vernichtet und die neue vollkommene Welt heraufführt.

[244] Bei den Indern – den Iraniern stammverwandt – erweiterte sich der Dualismus gewissermaßen zu einer Dreiheit (Trimurit). Der oberste Gott ist Brahma, der Schöpfer der Welt, der allem Leben einhaucht. Er ist aber keine Personifikation: kein Tempel, kein Kultus sind ihm gewidmet, er ist nur Gegenstand der als Drang und Fülle des Gemüts den Göttern zustrebenden frommen Betrachtung und Andacht. Neben ihm ist Wischnu, ursprünglich der Sonnengott, der Erhalter der Welt. Später wurde auch sein Wirken vergeistigt und mit der indischen Erlöserlehre verknüpft. So oft eine Erschlaffung des Gesetzes und eine Erholung des Unrechts auf der Erde eintritt, steigt er in irgendeiner Gestalt (Tier, Mensch, übermenschliche Erscheinung) vom Himmel herab. Bei der zehnten solchen Inkarnation wird die völlig verderbte Welt vernichtet und eine neue Menschheit geboren. Der dritte der Götter ist Siwa (Ciwa), ursprünglich der auf dem Himalaja thronende Herr der Berge, als Vertreter der zerstörenden, aber auch zugleich reinigenden und befruchtenden Naturkräfte, der Meere, der Stürme, des Feuers. Später wird er der Schutzherr der Büsser.

Dem Brahmanismus eigentümlich ist seine Ausstrahlungslehre. Das Brahma ist die Weltseele und entfaltet sich zur Welt, die, von jener sich entfernend, ihr immer unähnlicher wird und mit dem Weltübel (Schmerz, Krankheit, Sünde, Tod) behaftet ist. Die von der Weltseele ausgestrahlten Wesen (Menschen) kehren nur über den Reinigungsprozeß der Seelenwanderung, von der Materie völlig geläutert, in das Brahma zurück. Die ärgsten Sünder leiden nach ihrem Tod in einer unter der Erde gelegenen [245] Hölle durch unermeßliche Zeiträume ärgste Pein aller Art, bis sie die Seelenwanderung durch die verschiedensten Geschöpfe erneuern dürfen.

Dem schließlich in unzähligen Läuterungsvorschriften erstarrenden Brahmanismus setzt sich der junge Buddhismus entgegen. Auch seine Anhänger besaßen ein tiefgehendes Gefühl für das Böse in der Welt und in der Menschenseele, sowie eine feste Entschlossenheit, ihm kämpfend entgegenzutreten und es zu besiegen. Die ganze buddhistische Lehre gipfelt in diesem Kampf und Sieg. Nirwana heißt jener Zustand des Friedens, nur für Menschen erreichbar, die sich nicht von den Sinnen und Leidenschaften führen lassen, ein Zustand der Ruhe, des Glücks, allein durch innere Veredlung zu gewinnen.

Nach buddhistischer Auffassung hat derjenige, der Schmerz und Unglück erntet, selbst zu irgendwelcher Zeit, im gegenwärtigen oder in einem früheren Lebenslauf, Torheit, Irrtum oder Sünde gesät. Jedes Einzelwesen erbt alles Gute und alles Böse, was alle seine Vorgänger gewesen sind oder getan haben, und nimmt das Ringen um Erleuchtung gerade an der Stelle – im Wege der Seelenwanderung – auf, wo jene es abgebrochen haben. Die Aufhebung des Bösen soll in diesem Leben vollzogen werden. Hierzu zeigt der Buddhismus den „edlen achtfachen Pfad“ eines tugendhaften und gedankenvollen Lebens. Wer ihn nachdenklichen Sinnes wandelt, wird von der Knechtschaft des Mara, des Geistes des Bösen, des Erzfeindes, des Versuchers, befreit und findet ein Ende des Leides im Eingehen zum Nirwana. Böse Gelüste jeder Art sind jetzt aus seinem Geiste ausgejätet. [246] Nirwana bedeutet einen sündelosen, ruhigen Gemütszustand.

Man bemerkt, wie literarisch und kriminalpsychologisch spannend im Sinne unsres Themas diese Streifzüge in die alten Mythenbildungen sind.

Die Lehre des Konfutse (Chungfutse, lateinisch Confucius) beruht, der chinesischen Ueberlieferung entsprechend, auf der Wohlfahrt der Familie und des Staates, und setzt das Glück des Individuums erst an zweite Stelle; es soll eben auf jene Wohlfahrt sich gründen. Dabei wird die Uebereinstimmung des wahrhaft Sittlichen mit dem wahrhaft Nützlichen entschieden erstrebt und wirkungsvoll entfaltet. Die Aeltern und Höheren sollen durch edles Beispiel den Nacheifer der Jüngeren und Untergebenen, die jenen unbedingten, aber kindlichen Gehorsam schulden, erwecken und hierdurch das Dasein aller Menschen verbessern, ja bis zu einer gewissen Vollkommenheit führen. Konfutse nahm die menschliche Natur als ursprünglich gut. Er spricht nicht von Gott, lehrt keine Unsterblichkeit der Seele, kennt keine vergeltende Gerechtigkeit einer höheren Macht für gute und böse Taten. Die ganze Lehre ist auf eine praktische irdische und staatliche Wohlfahrt berechnet. Eine andere chinesische Lehre geht von dem Weisen Laotse (Lipeyang) aus, die Träger einer idealen Auffassung ist, die sonst dem Chinesen fehlt. Der innere Mensch wird jetzt über den bloßen Staatsbürger gestellt. Durch Erkenntnis eines höchsten Wesens und durch eine im Beherrschen der Begierden gewonnene Herzensreinheit soll der Mensch einer

höchsten Vollkommenheit nachstreben. Auch die Lehre Buddhas fand, freilich in nüchterner Verunstaltung, in China [247] große Verbreitung. Der chinesische Weise Sünking nahm im Gegensatz zu seinem Meister Konfutsen den Menschen als von Haus aus böse an.

Es gewährt einen außerordentlichen Reiz, unsere Betrachtungen noch an anderen Völkern fortzusetzen. Es ist, als schlugen wir ein Buch vom Gewissen der Menschheit auf. Im folgenden gelangen wir zu den Spielarten des einheitlichen menschlichen Urgedankens, die sich von der strengen Durchführung des Dualismus lösen wollen, aber doch in gewissem Sinne wieder in ihn einmünden. Der Menschen- und Seelenkenner wird diesen Strebungen, Regungen und Gestaltungen mit besonderer Aufmerksamkeit folgen.

Das Volk Israel, dessen Mythos in den Büchern Moses gestaltet wird, wurde der weltgeschichtliche Träger des einheitlichen Gottesgedankens. Der Schöpfer und Erhalter der Welt war Adonai oder Elohim, später Jehovah, richtiger Jahve. Er war ein großer, gütiger, aber auch ein strenger und strafender Gott. Belohnung für Gutes und Böses hält er in seiner Hand. Neben ihm findet sich kein Raum für eine böse Gottheit. Der Satan, d. h. Widersacher, ist im Buche Hiob ein zwar übelwollender, aber Jehovah untergeordneter und in seinem Auftrag handelnder Unglücksengel. Auch im jüdisch-christlichen Mythos wird in der Schöpfungsgeschichte sofort der Kampf zwischen dem Guten und Bösen erwähnt. Im Garten Eden steht der Baum der Erkenntnis. „Aber vom Baum des Erkenntnisses Gutes und Böses sollst du nicht essen. Denn welches Tages du davon issest, wirst du des Todes sterben.“ (1. Moses II,17). Adam und Eva, durch die – ebenfalls symbolische – kriechende [248] giftige Schlange verführt, essen vom Baum der Erkenntnis und werden aus dem Paradies ausgetrieben. Danach werden in den Büchern Mose die menschlichen Verbrechen aller Art, als ob ihnen keines fehlen sollte, dargestellt.

Durch die Berührung mit dem Parsismus drang der Gedanke von einem persönlichen Haupt des Bösen auch in das Judentum ein. Unter solchem Einfluß erst wurde der Satan zum eigentlichen Teufel. Neben ihm erscheinen, z. B. im Buche Tobias, noch andere Dämonen als Plagegeister der Menschen. Im neuen Testament wird der Satan auch Beelzebub (eine phönizische Gottheit, Form des Baal) genannt, nachdem die heidnischen Götter in der Vorstellung der Juden zu Dämonen geworden waren. Im Satan erscheint das Böse völlig vergeistigt; nur in der höllischen Feuerflamme lebt die Erinnerung an zerstörende Naturkräfte fort. In der christlichen Glaubenslehre wird er zum persönlichen Inbegriff der Sünde, der dem Reiche Gottes ewige Feindschaft und Untergang geschworen hat. In der alten christlichen Kirche waren die bösen Geister, die Dämonen, von Gott geschaffene und dann freiwillig von ihm abgefallene Geister. Als Haupt der bösen Geister galt den Kirchenvätern Luzifer (Morgenstern), der aus dem Himmel gestürzt war; er hatte sich alsbald nach der Schöpfung aus Neid und Hochmut von Gott losgesagt und bekämpfte ihn und sein Reich.

Erst unter dem Einfluß des Parsismus entwickelte das spätere Judentum die Lehre von der Auferstehung der Toten. Bis zur Wiederauferstehung führten die Toten an einem lichtlosen Ort (Scherl), an einem bestimmten Teile desselben die Bösen, ihr [249] Dasein. Dieser Ort Gehema – genannt nach einem Tal bei Jerusalem, wohin das Aas und die Leichen der Verbrecher geworfen wurden – wurde ein Ort der körperlichen Qual mit Feuerpein, Heulen und Zähneklappern.

Das junge Christentum glaubt an eine schließliche Bekehrung aller Menschen und an das Aufhören aller Uebel, Sünden und Strafen auf Erden. Man hielt die endlose Verderbtheit und Unseligkeit der Menschen nicht mit der Güte Gottes für vereinbar.

Ja Origines u. a., ebenso die Mystiker des Mittelalters lehrten die Wiederherstellung der Welt im schuldlosen Zustande zur Zeit ihrer Erschaffung. Im mittelalterlichen Aberglauben, in dem die Reste des germanischen Heidentums mit der christlichen Auffassung von Hölle und Teufel zusammentrafen, gewann der Teufel wieder eine schreckhafte Gestalt, in der ihn auch die Reformation mit ihrer wunderlichsten und entsetzlichsten Blüte, mit den Hexenprozessen, festhielt. Die Theologen und Juristen dieser finsternen Zeit stellten auch die „Naturgeschichte“ des Teufels erneut und genau fest. Erst die Rationalisten verwiesen ihn ganz aus der christlichen Lehre.

Der Urmythos der Griechen findet sich in Hesiods „Theogonie“ gestaltet. Der unter ungeheurer Frevelübung – Urverbrechen, Mord, Raub – auf beiden Seiten geführte Kampf der Götter gegen die Titanen, mit dem Siege des Zeus endend, bedeutet eine Welt- und Kulturperiode, in der das Geistige über die aus dem Chaos erzeugte Materie die Herrschaft gewinnt; die rohen Gewalten der Natur und des

Menschenlebens fügen sich einer **[250]** sittlichen Weltordnung. Der griechische Göttermythos findet sich in Homers Heldengedichten, der Ilias und Odyssee, weiter ausgestaltet. Zeus ist nicht der Schöpfer, sondern nur der Regierer und Lenker der Welt. Er ist der Hüter der von ihm selbst auf Erden gesetzten Ordnung wie der Weltordnung überhaupt. Er schickt „im ewigen Wechsel bald Gutes, bald Böses herab; denn er herrschet mit Allmacht“ (Odyssee IV, 236). Er sendet durch seine Tochter Ate, die Göttin des Unheils, den Menschen die Betörung, Verblendung und Verwirrung der Sinne, die sie zur Begehung von Frevel und Verderben führt. Für eine selbständige böse Gottheit ist also auf dem Olymp neben Zeus kein Raum. Er ist zugleich Wiederhersteller der verletzten Rechtsordnung; auf sein Gebot werden Nemesis und Erinnyen gegen den Missetäter ausgesandt; damit gibt er aber auch die innere Reinigung und Sühne, die den Menschen von der Schuld wieder befreit. Er ist der Bluträcher und zugleich – meist durch seinen liebsten, zum Verkünder seiner Satzungen bestellten Sohn Apollo (Orestie) – die Zuflucht des bußfertigen Verbrechers.

Scheu und Ehrfurcht vor den Göttern bestimmte die Menschen zu sittlichem Handeln. Die Tugend ist den Griechen eine Beobachtung des rechten Maßes. Wer diese übertritt, begeht den Frevel, das Verbrechen. Das Laster, das Böse erscheint weniger positiv wie negativ als mangelnde Tugend. In der älteren Zeit wird die Schuld am Frevel zuweilen den Göttern zugeschrieben. Die spätere Zeit machte den Verbrecher für sein vorsätzliches Tun voll verantwortlich. Die den Missetäter treffende Strafe und Vergeltung gilt als gerecht auferlegte Sühne des **[251]** Unrechts, welche die Gunst der Götter zurückbringt. Der Mythos von den drei Totenrichtern im Hades unter Vorsitz des Minos, die über die Verbrecher richten, ist nachhomerisch. Plato gibt im „Phädon“ (62) eine ganz eingehende Schilderung. Pythagoras und Plato lehrten in Anlehnung an die Aegypter die Seelenwanderung als einen Läuterungsprozeß.

In der germanischen Mythologie, wie sie die Edda-Lieder wiedergeben, ist Odin (Wodan) zwar nicht der Schöpfer der Welt, aber der Herrscher über Himmel und Erde, ihr Ordner und Lenker. Er ist der Gesetzgeber und sorgt dafür, daß die göttlichen und menschlichen Gebote gehalten und die Frevler bestraft werden. Odin führt als die die Welt erhaltende Sonne – also in dem ursprünglichen Naturmythos – den Beinamen des Feueräugigen. Die Personifikation des Feuers in seiner verderblichen Wirkung ist Loke oder Loki. Er gehört nicht wie Odin zum Asengeschlecht, ist ein Sohn des Riesen Farbauti und von uralter Zeit her durch Blutbrüderschaft mit Odin unter die Asen aufgenommen worden. Seine vernichtende Mitwirkung hat ihn zum Vertreter des bösen Prinzips, zum Urheber alles Verderbens in der Welt gemacht. Seine rein physikalischen Wirkungen wurden im Mythos vergeistigt. Böse Denkungsart, List, Schadenfreude, Betrug, Unbeständigkeit und Verräterei wurden ihm zugeschrieben. Die Verwandtschaft mit dem mittelalterlichen deutschen Teufel ist offenbar, dessen „freundlich‘ Element“ ebenfalls das Feuer ist. Durch die Streiche seiner Bosheit, welche die alten Göttersagen berichten, fördert oder bekämpft Loki die Asen. Mit der Riesenfrau Angurboda **[252]** („Angstbotin“) aus Jötunheim zeugt er die den Asen feindlichen Kinder, den Wolf Fenris, die Midgardschlange (Weltmeer) und die Todesgöttin Hel.

Bei der Götterdämmerung (Ragnarök), dem Untergang der immer sündhafter gewordenen Welt, spielt Loki mit seinen Kindern eine wichtige Rolle. Odin wird vom Fenriswolf verschlungen, Thor vom Gifte der erlegten Midgardschlange getötet. Heimdall, der Wächter des Himmels, und Loki erschlagen sich gegenseitig; Loki ist der letzte, der fällt, sein Feuer verbrennt die ganze Welt. Nach dem Weltbrand erhebt sich eine neue schönere Erde, von Menschen bewohnt, die friedvoll und voller Unschuld leben. Das Böse ist dann aus der Welt getilgt. – Während nur die in der Schlacht gefallenen Helden in Walhall Aufnahme fanden, gelangten, wie die an Krankheit und Altersschwäche Gestorbenen, so die Ehrlosen, die Lügner, Diebe und sonstigen Verbrecher nach Helheim im äußersten Ende von Niflheim.

Das Reich der Todesgöttin Hel wurde im Mittelalter zur Hölle. Unter den Zweigen der die ganze Welt überragenden Weltesche Yggdrasil, wo die Nornen wohnten, hielt Odin über Götter und Menschen Gericht.

Muhamed gelangte zur Erkenntnis von der Nichtigkeit des Sterndienstes, dem die Araber wie die alten Assyrer und Sabäer im Glauben an einen wohlthätigen und schädlichen Einfluß der Gestirne nicht nur auf die Natur, sondern auch auf des Menschen Gemüt und Schicksal ergeben waren. Muhamed erhielt einige, aber nicht genaue Kenntnis von Judentum und Christentum. Das meiste seiner eignen Lehre entlehnt er dem Judentum, so seine Auffassung **[253]** von Gott und seinen Eigenschaften, vom Satan, von der Bestrafung des Frevlers und der Belohnung des Guten im jenseitigen Leben und vom Weltgericht.

Nach jüdisch-christlichem Vorbilde gestaltete er die Lehre von den guten und bösen Engeln aus, die in eine Reihe von Unterabteilungen zerfallen. Der Beherrscher der bösen Engel war, wie bei den Juden, der Satan. Gegenüber dem Glauben an den unbedingten Ratschluß Gottes, der alle Geschicke der Menschen, die günstigen wie die widrigen, von vornherein aus der Fülle seiner Allmacht bestimmt hat, gegenüber diesem Fatalismus nahm er – in einem gewissen Widerspruch – eine Freiheit des menschlichen Willens an, den einzelne vermittelnde Ausleger den „winzig kleinen Willen“, etwa unserer heutigen Annahme einer relativen Freiheit des im übrigen bedingten, determinierten Willens entsprechend, nannten.

Endlich zeigt uns ein Blick auf die heutigen primitiven Völker, vergleichsweise, wie etwa der mythologische Anfang bei den gegenwärtigen Kulturvölkern vor Jahrtausenden eingesetzt haben mag.

Selbst bei den primitiven Völkerschaften finden sich wenigstens Ansätze zu einer Unterscheidung von Gut und Böse. Die wilden Völkerschaften Afrikas huldigen, soweit sie nicht den Islam oder das Christentum angenommen haben, einem rohen Fetischismus mit krassem Aberglauben an Zauberkünste und Hexerei. Gute und böse Geister werden verehrt, die durch Darbringung von Opfern günstig gestimmt werden. Die bösen und guten Geister sind die personifizierten Naturkräfte und niedrigen Mächte, die das Menschenschicksal beeinflussen. Eine [254] höhere ethische Auffassung von Gut und Böse fehlt, ebenso von einer zukünftigen Belohnung guter oder böser Taten.

Die Indianer glauben zwar an den „Großen Geist“ als den Schöpfer und Erhalter alles Seienden, aber es besteht kein Kult für diese gute und wohlthätige Gottheit. Geopfert wird vielmehr den bösen Geistern, den Schutzgeistern und den Seelen der Abgeschiedenen. Die bösen Geister stellen die den Menschen feindlichen Mächte dar, nicht nur die schädlichen Naturkräfte, sondern auch anthropomorphe Dämonen, Rachegeister usw. Die höhere ethische Wertschätzung von Gut und Böse und der Ausgleich in einem künftigen Leben sind nicht vorhanden. In die „Jagdgründe des Großen Geistes“ nach dem Tode gelangen auch Tiere, z. B. die Lieblingsrosse der Helden.

Die Eskimo, die zufolge ihrer Bedürfnislosigkeit, zu der sie die Unwirtlichkeit ihrer Natur erzogen hat, das gutherzigste Volk der ganzen Erde genannt worden sind, haben eine dualistische religiöse Auffassung. Dem gütigen Schöpfer und Erhalter der Welt steht eine ihn bekämpfende mißgünstige, schadenstiftende weibliche Gottheit gegenüber. Eine ethische Auffassung von Gut und Böse ist vorhanden. In einem Leben nach dem Tode, das in ihren Sagen als ein arktisches Paradies beschrieben wird, werden die Guten belohnt, die Bösen und die Verbrecher bestraft.

Was so im Mythos, in der Urdichtung geschah, wiederholt sich in dem aus ihm abgeleiteten Dichtungsstoffe, wiederholt sich in der Heldensage, die den Mythos ablöst. Die Göttergestalten treten in den [255] Hintergrund, im Vordergrund steht der Held, steht der Heros, der Mensch, der aber noch immer göttergleiche Züge aufweist und meist seine Geburt von einer Gottheit herleitet. Der Heros ist ein den Göttern nahegebrachter Mensch, der Uebermensch. Weil er in menschlicher Gestalt eigentlich immer noch einen Gott versinnbildlicht, ist Inhalt seines Lebens und der Dichtung, die ihn besingt, immer noch und immer wieder in Anlehnung und symbolischer Nachbildung des Mythos der Kampf des Guten mit dem Bösen, der sich unter Frevelverübung meist auf beiden kämpfenden Seiten vollzieht. So ist der Frevel, das Verbrechen also auch hauptsächlich Gegenstand der Heldensage.

Die persische Heldensage findet, aus dem uraltpersischen Kampfe eines aus der sichtbaren Natur entlehnten Licht- und Finsternisreiches von Ormuzd und Ahriman entsprungen, ihre Ausgestaltung in einem Kampfe des guten und bösen Fürsten und ihre poetische Bearbeitung etwa 1000 v. Chr. durch Firdusi, den Dichter des „Schahnameh“. So wird Herkules, ursprünglich der allbeherrschende Sonnengott, der griechische Nationalheros, der das Finstere und Böse bekämpft, Götter und Menschen von Not und Unheil befreit und überhaupt für das Wohl der Menschheit tätig ist. Alle seine sagenhaften zwölf sogenannten Herkulesarbeiten weisen ihren ursprünglichen Zusammenhang mit dem Wirken des Sonnengottes auf. So symbolisiert z. B. die Vernichtung der lernäischen Schlange, der Hydra, die wohlthätige Kraft der Sonne, welche die giftigen Sümpfe austrocknet. Bei Herkules handelt es sich um einen Kampf mit einer wirklichen Schlange mit neun Köpfen, [256] einen Kampf, der aber sofort auch symbolisch vergeistigt wird. In allen seinen Arbeiten vernichtet Herkules bzw. bekämpft er die finsternen, zerstörenden Mächte; auch das Heraufholen des Höllenhundes Zerberus aus der Unterwelt hat symbolisch-vergeistigte Bedeutung. Und Herkules selbst ist gleichfalls ein großer Frevler und Weltenwanderer!

In der Sanskritliteratur ist ein von den Hindus Vorderindiens hochverehrtes Heldengedicht „Mahâbhârata“ („Der große Kampf der Bhârata“), dessen Inhalt eine Zusammenfassung der kosmogonischen und theogonischen Mythologie, der Sagen und der Philosophie der arischen Inder darstellt. Die mythische Handlung bildet der Thronfolgestreit zwischen den Söhnen zweier Brüder, Pându und Dhritarâschtra, beide vom Bhâratastamm. Der erste hat fünf Söhne, die aber nicht er, sondern Gottheiten mit seiner Frau gezeugt hatten; der andere, ältere und blinde Bruder hat hundert Söhne. Die Söhne Pândus, die Pândava, sind gutmütig, gerecht und maßvoll im Zorn, die Söhne Dhritarâschtras, die Kaurava, dagegen anmaßend, neidisch und böswillig. Das gute und böse Prinzip werden ganz deutlich versinnbildlicht. Die Kaurava trachten den Pândava nach dem Leben: nach vielen Schicksalen und Kämpfen behalten die Pândusöhne die Oberhand, deren letzter Sprößling aber dem Thron entsagt, mit seinen Brüdern in die einsamen Täler des Himalaja zieht und in den Himmel und in die Gottheit (Krischna) zurückkehrt, die in ihm und seinen Brüdern menschliche Form angenommen hatte.

Endlich ist Siegfried (Sigurd), der germanische Nationalheld, ein Symbol des Frühlingsgottes Baldur, [257] dessen siegreiches, aber kurzes Leben in der Natur er in seinem Heldentum und Untergang versinnbildlicht. Der Lichtgott führt den Kampf gegen den giftigen Drachen und die heimtückischen Zwerge im dunklen Niflheim, im Nebelreich. Dasselbe vollbringt der Mensch Siegfried, aus göttlichem Geschlecht, als Heros. Auch bei ihm der Kampf gegen das Finstere, Böse und Verbrechen, gegen den Drachen, die heimtückischen Zwerge, dabei selbst sich durch den Besitz des geraubten Nibelungengoldes in Schuld verstrickend. So wird auch das Nibelungenlied, unser deutsches Nationalepos, zur Darstellung von Kampf, Frevel und Verbrechen.

Aus Mythos und Heldensage schöpft das große Drama der Antike seinen Stoff. Mit diesem nimmt es ohne weiteres die Darstellung des Verbrechens auf. Wir sehen, der Faden der literarisch-kriminellen Entwicklung reißt nicht ab; er spinnt sich fort vom Chaos, von der Urschöpfung bis zum heutigen Tag.

Noch ein neuer Gesichtspunkt ist zu beachten. Das antike Drama geht aus den Veranstaltungen des religiösen Kultus hervor. Alle ursprüngliche Religiosität der Völker spricht sich schon im Mythos aus, wie wir sahen. Der Kampf zwischen Licht und Finsternis, zwischen Gutem und Bösem ist zugleich ein erstes Religionsbekenntnis. (Sonnenkultus bei allen ersten Völkern.) Gottesglaube ohne Kampf zwischen Gutem und Bösem ist undenkbar. Dieser Kampf, als äußerer und innerer mit dem Ziel der Läuterung, ist sogar Inhalt des Glaubens und der Religion. Nur dieser Kampf gebiert den sittlichen Fortschritt.

Also Darstellung des Kampfes mit dem Verbrechen [258] ist vornehmlich auch aus religiösen Motiven erwachsen und findet sich auch solchergestalt in dem antiken Drama. Die großen griechischen Tragiker werden nicht müde, die Gestalten ihrer Heldensage auf die Szene zu stellen: Aeschylus in seiner Trilogie „Orestie“ das grauenvolle Schicksal der Atriden, den die Tochter Iphigenie opfernden Agamemnon, die darüber erzürnte Gattenmörderin Klytämnestra, den rächenden Muttermörder Orest; Sophokles in seiner Elektra, die ihren Bruder Orest zum Muttermord anstachelnde Schwester, im König Oedipus den Vatermörder und Mutterschänder, dann die gegen die Staatsgesetze frevelnde Antigone; Euripides ebenfalls einen Orest und eine Elektra, vor allem aber Medea, die Mörderin ihrer Brüder, die Giftmischerin und Brandstifterin, die Vergifterin ihrer Nebenbuhlerin, Mörderin ihrer Kinder. An diesen heroisch-kriminellen Stoffen, an dem Urverbrechen der Menschheit erweisen die griechischen Tragiker wieder und immer wieder ihre Meisterschaft. Ihre Helden sind Heroen zugleich und Frevler.

Sehr lehrreich ist ein Blick auf das indische Drama (Nâtaka von Nâta, Tänzer), das gleichfalls aus religiösen Feierlichkeiten und Aufzügen mit Gesang und Tanz hervorgegangen ist. Die Gegenstände sind der Mythologie und der Heldensage, der Geschichte und dem bürgerlichen Leben entnommen. Hauptmotiv ist die Liebe, ein tragischer Ausgang kommt nicht vor. Den Höhepunkt des indischen Dramas bezeichnen die dem Könige Sudraka zugeschriebene „Mrcchakatikâ“ und die zwei Stücke des Kâlidâsa „Sakuntala“ und „Vikramorvasi“. Die „Mrcchakatikâ“ [259] („Das Thronwägelchen“) behandelt auf farbenreichem Hintergrunde die Liebe des Brahmanen Carudatta mit der anmutigen und edlen Hetäre Vasantasena. Das Kriminelle ist ausgiebig vorhanden und wird etwa wie in den leichteren Stücken Shakespeares mit oft derbem Humor behandelt. Mit prächtiger Psychologie ist der Spitzbube Sarvilaka gezeichnet, ebenso der mordlustige Samsthanaka, der falsche Anschuldiger, der Vasantasena besitzen möchte, endlich die europäisch

anmutende Gerichtsverhandlung mit humoristischen Ansätzen einer Kriminalpsychologie. Nicht mit Unrecht wird im „Vorspiel“ angekündigt, daß im Stück „die Erbärmlichkeit der Rechtspflege und das natürliche Wesen eines Bösewichts“ dichterisch dargestellt werden sollen. Der Ausgang ist befriedigend, das Böse unterliegt, das Gute siegt. Kālidāsa's berühmte „Sakuntala“ ist die Pflgetochter eines frommen Einsiedlers, der sich der König Duschmanta ohne Zeremoniell vermählt. Als sie aber danach an seinen Hof kommt, erkennt er sie nicht wieder. Nachdem der König von ihr gegangen war, hatte sie, in Gedanken versunken, unterlassen, einem leicht aufbrausenden Einsiedler die schuldige Ehrerbietung zu erweisen. Der Erzürnte spricht über sie den Fluch aus, daß ihr Liebhaber sie vergessen und erst durch ein Erkennungszeichen sich ihrer wieder erinnern solle. Das verzweifelnde junge Weib wird von Nymphen an Indras Hof entführt, bis die Auffindung des verlorenen Erkennungsringes, den der König ihr beim Abschied gegeben hatte, die Vereinigung der Gatten herbeiführt. Also auch in dieser Dichtung das Kriminelle leicht gestreift, der verhängnisvolle Fluch ist in fein psychologischer Weise die Folge des dem [260] Einsiedler, einem „großen Weisen“, gezeigten beleidigenden Verhaltens. Auch hier – im „Zwischenspiel“ – eine humorvolle Kriminalistik, fast im Stile Shakespeares, in der Szene, da der Polizeimeister mit seinen Häschern als vermeintlichen Dieb den Fischer verhört, der im Magen eines gefangenen Karpfens den kostbaren Erinnerungsring gefunden hat, den der König an Sakuntala gab. Zur Darstellung des großen Verbrechers und Verbrechens im Sinne der antiken und germanischen Tragödie gelangt das indische Drama nicht. Die anstachelnde Aktivität des Bösen (im „Faust“ der „Geselle, der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen“), die zum Fördernis des Guten wird, ist nicht vorhanden. Die indische Dramatik fordert nicht die Charaktere nach den antiken oder germanischen Kunstgesetzen. Der Inder bewertet im Drama auch nicht die Handlung, sondern mehr die in schöner bilderreicher Sprache verfaßten Schilderungen. Alles dies wird aus der ganzen, auch klimatisch bedingten brahmanisch-buddhistischen Lebensauffassung verständlich.

Auch das neue Drama kann seine religiöse Wurzel nicht verleugnen. Die antike Tragödie wurde durch das große christliche Passions- und Erlösungsdrama ersetzt, das durch die sogenannten Mysterien und Passionsspiele dargestellt wurde. Durch die Einführung allegorischer Figuren, Personifikationen der verschiedenen einander bekämpfenden Tugenden und Laster entstanden die sogenannten Moralitäten, moralische Schauspiele, die zunächst in den Händen von Bruderschaften waren und bald zu stehenden Bühnen führten. Man sieht, auch hier ist der Kampf zwischen Gutem und Bösen, zwischen [261] Tugend und Verbrechen sofort – eben aus religiöser Wurzel – gegeben.

Und eigenartig ist nun die Stellung des Christentums zum Verbrechen und Verbrecher. Das Christentum des Neuen Testaments ist nicht um Strafe bemüht, sondern um Reue, Buße und Bekehrung. „Es wird mehr Freude im Himmel sein über einen Sünder, der Buße tut, als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen.“ „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie“; Christusworte angesichts der Ehebrecherin. „Noch heute wirst du mit mir im Paradiese sein!“ Worte am Kreuz an den mitgekreuzigten Mörder. Christus lehnt es ausdrücklich ab, über den Verbrecher ein Strafurteil zu fällen. „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!“ In gewisser Beziehung stammt der religiöse Gegensatz zu dem staatlichen System von Verbrechen und Strafe schon aus dem Alten Testament. „Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr.“ Die Strafgewalt wird allein für Gott, nicht für Menschen, in Anspruch genommen. Dieser religiösen Stellungnahme und Auffassung werden wir uns später bei der Analyse des Dramas noch einmal zu erinnern haben.

Noch aber müssen wir nachholen, einer anderen menschlichen Geistestätigkeit Erwähnung zu tun, die schon lange in die älteste epische Dichtung der Völker und auch in das antike Drama eingemündet ist. Ich meine die Philosophie. Ihre Uranfänge liegen, wie wir sehen, im Mythos, der zugleich alles Vorstellungsleben eines Volkes und seine höchste und tiefste Weisheit erschließt. Auch in der alten Heldensage offenbart sich noch der philosophische Geist der [262] Völker. Man denke an die Sprüche der Weisheit bei Homer und in den germanischen Eddaliedern. Eine eigentliche philosophische Wissenschaft entwickelt sich erst später.

Alle Philosophie ordnet sich um drei Hauptzentren: die Frage nach Ursprung und Wesen der Welt, nach dem Dasein Gottes und endlich die dritte Frage: wie das Böse in der Welt mit dem Willen Gottes und einer sittlichen Weltordnung zu vereinbaren ist – die unermüdlichste Frage der Philosophen. Die griechische Philosophie hatte einen idealen Glauben an die Herrschaft des Guten. Sokrates sagt bei Plato (Phädon 39), daß es der sehr Guten und der sehr

Schlechten immer nur wenige gebe, der Mittelmäßigen am meisten, und das bei einem Wettstreit der Schlechtigkeit sich nur sehr wenige als die ersten zeigen würden. Die Tugend der Seele besteht in der Besonnenheit des Menschen. Die besonnene Seele ist die gute, die böse Seele ist die besinnungslose und ungebundene (Gorgias 62). Wer durch die Tugend glücklich sein will, muß die Besonnenheit suchen und üben, die Zügellosigkeit aber fliehen. Die Tugend ist eine Weisheit und deshalb lehrbar. Es kommt darauf an, Gutes und Böses zu erkennen und zu unterscheiden. Es gibt nichts Stärkeres als Erkenntnis, sie herrscht auch über Lust und Unlust. Wer bei der Wahl zwischen Gutem und Bösem fehlt, der fehlt aus Mangel an Erkenntnis, ja aus größtem Unverstand (Protagoras 37). Stets ein Wackerer zu sein, zu bleiben, ist nicht möglich; solches liegt außerhalb der menschlichen Natur. „Denn bald edel und bald auch schlecht ist der beste der Menschen“ (Protagoras 26). Der Mensch muß ein Schurke werden, **[263]** wenn des Geschickes Macht ihn niederwirft. „Ich suche auf dem Erdenrunde nicht den ganz tadellosen Mann; es genügt mir, wenn sich einer in der Mitte hält und nichts Schlechtes tut. Aber ich glaube nicht, es gäbe auch solche, die willig Böses tun. Ich wenigstens glaube dieses, daß kein weiser Mann der Meinung ist, irgendein Mensch fehle willig oder vollbringe irgend etwas Böses und Schlechtes willig, sondern sie wissen wohl, daß alle, die Böses und Schlechtes tun, es unfreiwillig tun ... Es liegt gar nicht in des Menschen Natur, dem nachgehen zu wollen, was er für böse hält, anstatt des Guten“ (Protagoras 31,38).

Schließlich wird die Philosophie, die Ethik, die Wissenschaft vom Guten und Bösen als **Schönheitslehre** aufgefaßt. Plato läßt es im Gorgias (18,30) seinen Lehrer direkt aussprechen: „Das Böse nenne ich unschön. Das Schöne ist das Gute, weil beide Lust erwecken, das Schlechte ist das Unschöne, weil beide Unlust erwecken.“ Da dem Griechen das Laster und das Schlechte als das Unschöne gelten und das Häßliche in seiner Schönheitswelt keinen Platz hatte, deshalb ging er in seiner Philosophie und Poesie an diesem häßlichen Bösen vorüber und schöpfte auch – im Gegensatz zu Shakespeare und den Neueren – seine ganze furchtbare Tiefe nicht aus. Daher bildete er in seiner Mythologie auch keine selbständige böse Gottheit; ein anderer Grund war freilich der monotheistische Zug, der seinen Polytheismus durchweht. **Thersites** ist der schlechteste und zugleich der häßlichste Grieche vor Troja. Selbst die **Erinyen** gestaltete der griechische Schönheitssinn aus uralten vampyrartigen unterirdischen Jungfrauen später zu jungen wilden Jägerinnen. Als Goethe in der klassischen **[264]** Walpurgisnacht (Faust II) seinen Mephisto in Hellas auftreten läßt, kann er ihm als entsprechende Maske nur die der Häßlichkeit – der einäugigen **Phorkyade** – geben, da die griechische Mythologie keinen Teufel kennt.

Spinoza hielt das Böse gar nicht für etwas Wirkliches, für nichts Positives, sondern für ein Negatives, eben für die Abwesenheit des Guten. **Leibniz** sagt, das Böse sei nur von Gott zugelassen, weil **ohne** Böses keine Freiheit, **ohne** Freiheit keine Tugend sei. Das Böse sei gar nichts Reales; durch das Böse werde die Harmonie des vollkommenen Universums nicht gestört. Auch **Kant** erkennt dem Bösen an sich keine Realität zu. Gut und böse sei nur die Handlungsart eines Menschen mit Rücksicht auf dessen Gesinnung. Er glaubt aber an ein „**radikal Böses**“ in diesem Sinne beim Menschen aus einer unerklärlichen Tat seiner vollbewußten Freiheit. Gutes und Böses seien die Folgen einer menschlichen Willensbestimmung. Dieselbe Meinung vertritt auch **Schopenhauer**. Und **Friedrich Nietzsche** stellt sich ebenfalls „jenseits von Gut und Böse“.

Wir erkennen also immer mehr – nicht nur in der Dichtung, sondern auch in anderen, gerade den hervorragendsten, geistigen Schöpfungen, im religiösen Werke, in der Metaphysik, in der Philosophie und in der mit beiden eng verbundenen Ethik, in der Sittenlehre, ist ein Hauptthema: Gut und Böse, Tugend und Verbrechen. Das ist das gewaltige Urthema und gewissermaßen Leitmotiv der ganzen großen Menschheitssymphonien.

In **Shakespeares** sogenannten Königsdramen wird der Stoff nicht mehr aus der alten Heldensage **[265]** genommen, sondern aus der kaum um Jahrhunderte zurückliegenden Geschichte – gewissenmaßen der Fortsetzung der Heldensage – des englischen Volkes. Und mitübernommen werden aus der Geschichte die Verbrechen und Verbrecher ihrer Zeit. Shakespeare wird zum Verkünder vom Walten eines bösen Prinzips, das in der Weltgeschichte schöpferische Kraft hat, ohne das sich die Geschichte der Menschheit nicht vollziehen kann (**Wilhelm Wundts** Gesetz von der Heterogonie der Zwecke). Zum Vertreter dieses bösen Prinzips wird vor allem Richard III. Das unselige Blutvergießen im Kampfe der Roten und der Weißen Rose im Verlaufe von Jahrzehnten, der immer fortgeerbte Verrat, die immer wiederholte Willkür haben schließlich einen solchen

Menschen erzeugt, der in dieser feilen, schwächlichen Zeit, die keine wahre Liebe und keine echte Treue mehr zu kennen scheint, in rücksichtsloser Brutalität mit den letzten überlebenden Vertretern jener Unzeit wie ein Rachedämon aufräumt, um nach getaner Arbeit, nach erfüllter Mission selbst als Opfer zu fallen. Die Darstellung des Verbrechens im Drama wird Mittel der Ausdeutung des letzten Sinnes der Weltgeschichte.

In anderen Dramen – in Macbeth, Hamlet, König Lear – haftet der Stoff noch am Sagenhaften; die Darstellung des Kriminellen gibt die Grundlage für das Wirken der auf solchem Untergrunde schimmernden, aus ihm sich ablösenden großen und größten sittlichen Ideen. Gleichen Zwecken dient die Gestalt des Schurken Jago im „Othello“, des böartigen Kaliban im „Sturm“, die Handlung in „Maß für Maß“.

[266] An Shakespeare knüpft Friedrich Schiller an. Alle seine dramatischen Helden – vom Brüderpaar Karl und Franz Moor in den Räufern, vom Präsidenten und Sekretär Wurm in Kabale und Liebe, von Fiesco und Muley Hassan, von Don Carlos und Marquis Posa an, über Wallenstein, Don Caesar in der Braut von Messina zu Maria Stuart, der Jungfrau von Orleans und Wilhelm Tell – alle Verbrecher, fast alle politische Verbrechergestalten, in der Hauptsache aus der Geschichte genommen und ihre Wirklichkeit und großen Ideen versinnbildlichend.

Auch Goethe kommt von Shakespeare her. Im Götz von Berlichingen und im Egmont der politische Verbrecher, im Orest der „Iphigenie auf Tauris“ eine neue Lösung des alten antiken kriminellen Problems. Endlich im „Faust“ mit der großen aus dem Religiösen entlehnten Erlösungsidee die Symbolisierung des Urproblems vom Bösen wie vom Anfang an bei Goethe; dem Bösen wird in der sittlichen Entwicklung des Menschen sein wichtiger Anteil zuerkannt. Der Herrgott spricht es aus:

Des Menschen Tätigkeit kann allzuleicht erschlaffen.
Er liebt sich bald die unbedingte Ruh,
Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,
Der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen.

Dazu die erklärenden Schlußworte im II. Teile des Faust:

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen,
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.

[267] Inhalt der ganzen Fausttragödie in beiden Teilen: Eine Symphonie des gewaltigen Urthemas – Symbolisierung des Urkampfes zwischen Gutem und Bösem, gerade deshalb eine Welt- und Menschheitstragödie und Dichtung!

Bei den Epigonen Friedrich Hebbel – Judith, Genoveva, Gyges und sein Ring, Die Nibelungen, Herodes und Mariamne, Agnes Bernauer –, Otto Ludwig – Der Erbförster, Die Makkabäer –, und auch Franz Grillparzer – Die Ahnfrau, Medea – die Darstellung des Kriminellen im historisch-ethischen Sinne Schillers.

Schon bei Schiller (Kabale und Liebe), Goethe (Clavigo) und Friedrich Hebbel (Maria Magdalena) kommt statt der historischen auch die soziologische Seite der kriminellen Darstellung zur Geltung. Im bürgerlichen Drama erscheint das bürgerliche Verbrechen unserer Beobachtung nähergerückt, als Ausfluß von Veranlagung und Umgebung des Helden. Damit ergießt sich in das neuere Drama ein ganz neuer, dem lebenden Geschlechte fruchtbarer Strom des Kriminellen. Zu nennen sind weiter Henrik Ibsen mit Baumeister Solneß, Nora, Die Gespenster, Stützen der Gesellschaft, Rosmersholm, Peer Gynt – weiter August Strindberg, mit den Kammerspielen, den Einaktern Rausch usw. – Tolstoi mit der „Macht der Finsternis“ – Gerhart Hauptmann mit Vor Sonnenaufgang, Die Weber, Der Biberpelz, Florian Geyer, Die Ratten. Bei Gerhart Hauptmann tritt die soziologische Idee im Kriminellen am deutlichsten zutage; er arbeitet manchmal („Vor Sonnenaufgang“) geradezu wissenschaftlich im Geiste einer Kriminalsoziologie, **[268]** die das Verbrechen als eine notwendige Erscheinung der menschlichen Gesellschaft und ihrer Zustände zeichnet (Hermann Sudermann: „Stein unter Steinen“).

Bei der jüngsten Dichtergeneration tritt die kriminelle Darstellung in den Dienst noch

neuerer Zeitideen: z. B. einer Mystik, die den Zusammenhang mit dem Unbewußten, mit dem Unerforschlichen sucht, oder in den Dienst der Idee vom Kampfe der Generationen, wobei der Vatermord in Gedanken ([Joachim] v. d. Goltz: „Vater und Sohn“), der versuchte Vatermord, der wirkliche Vatermord die obersten Sprossen der literarischen Leiter sind, oder der aus dem Kriege und der Revolution geborenen Ideen, z. B. [Ernst] Trollers „Hinkemann“.

Wir wiederholen: vom Mythos bis zur Gegenwart ist es immer der jeweilige Menschheits- und Zeitgeist, der – aus irgendwelchem Grunde – die kriminelle Darstellung in den Bereich der Dichtung geradezu zu zwingen scheint. Die kriminelle Darstellung dient dem Dichter zum Spiegelbilde der ihn jeweilig bewegenden Ideen.

Wir müssen noch einen gleichartigen Seitenblick auf die epische, die erzählende Dichtung werfen. Als sich der alte Mythos nach Jahrhunderten in Einzelheiten auflöste, wurde im Volksmärchen – Umbildungen des Mythos – der uralte Kampf zwischen Gutem und Bösem beibehalten. Ich habe in meinem früheren Aufsatz „Kunst und Verbrechen“ (Karl-May-Jahrbuch 1925) von unseren Volksmärchen den Schleier weggezogen und die verhüllten Grausamkeiten und Verbrechen aufgezeigt.

In der Einfachheit und Schlichtheit grenzt das [269] Märchen an die Dichtungsart der Erzählung, die besonders in ihrer Volkstümlichkeit eine eigene Gattung bildet. Wohl und Wehe des bewegten Menschenschicksals gelangen zur Darstellung, dabei mit Vorliebe der Kampf der Tugend mit dem Laster, des Guten mit dem Bösen, zuweilen mit einer mehr oder minder auffälligen Tendenz. Die ältere Literatur ist voll solcher Motive. Ein Musterbeispiel eigenster Art ist Schillers Prosaerzählung „Der Verbrecher aus verlorener Ehre“ mit einem wahren Schatz kriminalpsychologischer Weisheit. „Bei jedem großen Verbrechen war eine verhältnismäßig große Kraft in Bewegung ... Stünde einmal, wie für die übrigen Reiche der Natur ein Linnäus auf, welcher nach Trieben und Neigungen klassifizierte, wie sehr würde man erstaunen, wenn man so manchen, dessen Laster in der engen bürgerlichen Sphäre und in der schmalen Umzäunung der Gesetze jetzt ersticken muß, mit dem Ungeheuer Borgia in einer Ordnung beisammenfände.“ „Die Richter sahen in das Buch der Gesetze, aber nicht einer in die Gemütsverfassung des Beklagten.“ – Ansätze zu kleinen Erzählungen kriminellen Inhalts finden sich auch bei Goethe in Werthers Leiden und Wilhelm Meisters Lehrjahren.

Schiller führt den kriminellen Stoff sogar in die Ballade ein: Die Kindesmörderin, die Kraniche des Ibykus, Der Gang nach dem Eisenhammer. Ihn ahmt später [Adelbert von] Chamisso in seinem Gedicht „Die Sonne bringt es an den Tag“ nach, [Joseph von] Eichendorff in dem Gedicht „Die Räuberbrüder“, Wilh. Müller im „Glockengruß zu Breslau“ usw.

Die Volkserzählung mit kriminellem Inhalt, mehr oder minder nebensächlich, nimmt bei allen Völkern [270] einen breiten Umfang ein und schließt bei uns z. B. auch [Peter] Rosegger teilweise in sich. Hier ist auch Karl May als volkstümlicher Erzähler in seinen weniger bekannten „Erzgebirgischen Dorfgeschichten“³⁵ zu erwähnen, in denen – wie übrigens auch in seinen sonstigen Schriften – vornehmliches Hauptthema ist der endgültige Sieg des Guten über das Böse mit unerbittlicher Gerechtigkeit. In Verbindung mit unseren Ausführungen über die Mythologie und Dichtung, insbesondere der Iranier und Inder, darf es gewiß als kein Zufall gelten, daß Karl May seine große Erzählung „Ardistan und Dschinnistan“, die den Kampf zwischen Gutem und Bösem symbolisiert und den Sieg des Edelmenschen verherrlicht, in die asiatischen Hochgebirge verlegt, also dahin, wo in der indogermanischen Urheimat der Völker der große Urdualismus geboren wurde.

Weite Ausdehnung findet das Kriminelle im großen Roman: bei den Engländern in [Charles] Dickens „Oliver Twist“, in [Edward] Bulwer-[Lytton]s „Eugen Aram“ und vielen anderen bis zu Oskar Wildes „Bildnis des Dorian Grey“ und den neuesten; bei den Russen in [Leo] Tolstois Romanen, in [Fjodor M.] Dostojewskis „Raskolnikow oder Schuld und Sühne“ und den „Memoiren aus einem Totenhaus“; bei den Franzosen sind vor allem Emil Zola und Alphons Daudet zu nennen. Um diese Großen gruppieren sich viele mittlere und kleine Erzähler.

Daneben bildet sich ein besonderer Schelmen- und Spitzbubenroman, meist komischer Art, [271] heraus in Spanien (Mendoza: „Großer Schelm“ [Diego Hurtado de Mendoza: „La vida del pizarro“, „Großer Schelm“ von Francisco de Quevedo], [Luis Velez de] Guevara „Hinkender Teufel“), nachgebildet in Frankreich und England, in Deutschland, wo schon Neidhart Fuchs und Pfaff von Kahlenberg Vorläufer waren, in Grimmelshausens

³⁵ Gesammelte Werke Bd. 43 „Aus dunklem Tann“ und Bd. 44 „Der Waldschwarze“.

„Simplizissimus“. Die Weiterentwicklung führt zum Sensations- und Kriminalroman in England mit Wilkie Collins, [Mary Elisabeth] Braddon; in Amerika mit [Edgar Allan] Poe; in Deutschland über [Christian August] Vulpius (Rinaldo Rinaldini) und [Jodocus] Temme u. a. bis zu den jüngsten Detektivgeschichten.

Auch der neueste große deutsche Roman sucht immer noch den kriminellen Gegenstand, z. B. Gerhart Hauptmanns „Phantom“ in Form der Erzählung eines ehemaligen Zuchthäuslers. Klara Viebig schildert in „Absolvo te“ die Psychologie der Giftmischerin. Beliebt ist neuerdings in allen Variationen das Thema der Hochstapler und Schelme. Mein eigener vor zehn Jahren zuerst erschienener Roman „Der Mann mit den sieben Masken“ wäre hier zu nennen (daneben mein Roman: „Die Kraft des Michael Argobast“); ferner Thomas Manns „Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull“.

Der epische Charakter der Erzählung und des Romans bringt es mit sich, daß außer an der hauptsächlichlichen Seelenschilderung auch an der Darstellung des verbrecherischen Geschehens selbst, an der Vorbereitung, Entwicklung, Ausführung, Vollendung, erhöhtes Interesse gewonnen wird. Die spannenden, vorwärts treibenden und verzögernden Momente des Romans werden hierbei ausgenutzt. – –

Weiter ist vor allem die vom Drama ausgehende, später auch in der erzählenden Dichtung ausgeführte Charakterentwicklung des Helden, also [272] das psychologische, das charakterologische Moment, der Einführung des Kriminellen in der Dichtung günstig. Bei dem Tragiker Aeschylus sind die Charaktere noch wenig individuell, schon deutlicher bei Sophokles, scharf, ergiebig und realistisch bei Euripides. Seine „Medea“ (vor 2400 Jahren!) stellt in völliger Vollendung bereits den Typus der Giftmischerin dar, wie ihn erst ganz neuerdings die kriminalpsychologische Wissenschaft herausgearbeitet hat.

Den Höhepunkt in der Charakterentwicklung erreicht das Drama bei Shakespeare. In seinem Richard III. zeichnet er Merkmale und Gesamterscheinung, Veranlagung und Entwicklung des entarteten Verbrechers so vollkommen und plastisch, daß das anschauliche Bild des geborenen Verbrechers vor uns steht, den wissenschaftlich erst [Cesare] Lombroso – dabei in Fehler verfallend, die der Dichter vermeidet – herausgefunden hat. In der giftmischenden Königin im „Cymbeline“ scheint Shakespeare mit prophetischem Blick die berüchtigten Gestalten einer [Marie-Madeleine] Marquise von Brinvilliers, die erst ein halbes Jahrhundert nach Shakespeare lebte, einer [Anna] Zwanziger, [Gesche] Gottfried und [Sophie Charlotte] Ursinus vorausgesehen zu haben. Der Dichter ist mit einem hellsinnigen Blick auch für Verbrechen und Verbrecher begabt.

In Macbeth und der Lady wird das eheliche geschlossene Verbrecherpaar und der gutgeartete, zwar mit Gewissen, aber auch mit latenten kriminellen Instinkten behaftete, von seinem Weibe getriebene ehrgeizige Verbrecher auf die Szene gestellt, der vor und gleich nach der Tat visionär erzittert und doch schließlich sich zum blutigsten Tyrannen entwickelt.

[273] Im Othello tritt Jago als der anscheinend voraussetzungslose große Bösewicht vor uns hin, dessen Sadismus erst unsere wissenschaftlich aufgeklärte Zeit entdecken konnte.

Die Vertiefung des menschlichen Seelenlebens und seine wundersame, oft wunderliche Verknüpfung scheinbar auseinanderlaufender Seelenkräfte zeigt das Drama vor allem am verbrecherischen Charakter, der die normalen menschlichen Züge und Strebungen gewissenmaßen wie unter dem Vergrößerungsglas aufweist. Also gerade der kriminelle Charakter ist ein unerschöpfliches menschlich-dichterisches Studium. Shakespeare wagt sich sogar an das Pathologische zur Erklärung der Charaktere. Richard III, Macbeth, die nachtwandelnde Lady, der epileptische Othello, Hamlet – alle sind sie Psychopathen, die Charaktere und Handlungen werden außerordentlich aufgehellt. König Lear zeigt den beginnenden Greisenwahnsinn.

Ganz neue psychologische Momente bietet Schiller, dessen Charaktere andererseits zurücktreten. Im Wallenstein geben drei Verszeilen in einzigartiger Weise die psychologische Entwicklung vom Verbrechen zur historischen Großtat: Von Wallensteins Hochverrat am Kaiser heißt es:

Entworfen bloß ist's ein gemeiner Frevel,
Vollführt ist's ein unsterblich Unternehmen,
Und wenn es glückt, so ist es auch verziehn.

Welcher Ausblick wird hiermit eröffnet!

In Maria Stuart zeigt der Dichter das Märtyrertum und die Entsühnung des großen Verbrechers; **[274]** dazu das wunderbare Moment der Stellvertretung in der Sühne. Maria Stuart leugnet den Hochverrat an Elisabeth, wegen dessen sie zum Tode verurteilt wird: aber sie bekennt:

Gott würdigt mich durch diesen unverdienten Tod
Die frühe schwere Blutschuld abzubüßen.

Sie meint die Ermordung ihres ersten Gatten.

Dann die Psychologie der Entsühnung:

Wohltätig, heilend nahet mir der Tod,
Der ernste Freund! – Mit seinen schwarzen Flügeln
Bedeckt er meine Schmach – der Menschen adelt,
Den tiefstgesunkenen, das letzte Schicksal.

Ein wunderbares, wahres Wort! –

In der Jungfrau von Orleans Enthüllung eines Seelenlebens, das die Zeitgenossen der Heldin für verbrecherisch hielten. Abermals das psychologische Moment der Stellvertretung in der Sühne: unschuldig der Zauberei, schuldig der untersagten Mannesliebe. Ehe der Jurist in Deutschland das letzte Hexenurteil unterschrieb, verklärte der Dichter-Kriminalist die Hexe von Orleans und gab ihr auch die Himmelfahrt einer Heiligen: „Der schwarze Panzer wird zum Flügelkleide –“.

Das überraschende Kriminelle in Goethes Dichtungen, weiter bei Ibsen (Peer Gynt) und bei Strindberg habe ich in meinem früheren Aufsatz „Kunst und Verbrechen“ (Karl-May-Jahrbuch 1925) eingehend dargelegt. –

Was geschieht vor unseren Augen im Bereiche der Dichtung? Das ganze Reich des Psychologischen wird an der Hand des Kriminellen von den Dichtern geradezu aufgewühlt. Der Dichter, der wirkliche, wird **[275]** zufolge seines genialen Sehertums zum Erforscher, Verkünder, Propheten wie der Höhen so der Abgründe der Menschenseele, und damit des Kriminalpsychologischen. Im „Raskolnikow“ z. B. gibt Dostojewski ein erschütterndes, in die feinsten seelischen Einzelheiten verzweigtes Bild des von seinem Gewissen gepackten Mörders, das der Wirklichkeit wundersam entspricht. Sein Gewissen treibt ihn in die Mordwohnung zurück, wo er die Pfandhändlerin und ihre Schwester erschlug. Er macht sich durch dunkle Andeutungen und Fragen bei den Hausleuten verdächtig, so daß er beinahe verhaftet wird; er will sogar die Mordwohnung – offenbar als Sühnestätte seiner Seele – ermieten.

Wir erkennen, dieses Thema ist unerschöpflich; es läßt sich nur andeuten. Die Dichtung hält mit der Entwicklung der Psychologie Schritt, eilt ihr vielfach voraus. So unergründet, so abgrundtief das menschliche Seelenleben ist, so unabsehbar und ohne Ende die Fülle krimineller Probleme, die der dichterischen Behandlung harren.

Welche reichen Beiträge hat z. B. Friedrich Nietzsche, Philosoph und Dichter zugleich, zur Psychologie des Hochstaplers geliefert, ehe von einer solchen in der Kriminalpsychologie überhaupt die Rede war. (Diese Ausführungen mögen als Ergänzung zu meinem Aufsatz: „Im Reich der Schelme“, Karl-May-Jahrbuch 1926, gelten.) So sagt er: „Besteht zwischen Lüge und Ueberzeugung überhaupt ein Gegensatz? Alle Welt glaubt es, aber was glaubt nicht alle Welt! Jede Ueberzeugung hat ihre Geschichte, ihre Entwicklung; sie wird Ueberzeugung, vorher war sie es nicht.“ Weiter an anderer Stelle **[276]** („Menschliches, Allzumenschliches“ 52): „Bei allen großen Betrügern ist ein Vorgang bemerkenswert, dem sie ihre Macht verdanken. Im eigentlichen Akt des Betrugs, unter all den Vorbereitungen, dem Schauerlichen in Stimme, Ausdruck, Gebärden, inmitten der wirkungsvollen Szenerie überkommt sie der Glaube an sich selbst, dieser ist es, der dann so wunderlich und bezwingend zu den Umgebenden spricht.“ Wie fein erforscht Nietzsche das biologische Wesen der Verstellung: „Am meisten ist die Güte durch die lange Verstellung, welche Güte zu scheinen suchte, entwickelt worden... Die Lüge ist, wenn nicht die Mutter, so doch die Amme der Güte... Die Ehrlichkeit ist ebenfalls am meisten durch die Anforderung eines Anscheins der Ehrlichkeit und Biederkeit großgezogen worden... Aus der dauernden Uebung einer Verstellung entsteht zuletzt Natur.“ Welche Fundgrube der Kriminalpsychologie! Alle primitiven Menschen müssen Verstellung üben auf dem Wege zur Kultur, zur Güte. In den gesellschaftlichen Umgangsformen (konventionellen Lügen) der Hochkultivierten lebt die Verstellung fort. Betrüger und Hochstapler sind auf der primitiven Stufe stehen geblieben, ihre soziale Lage hindert sie zur reinen Güte zu gelangen. Wie fein erklärt

Nietzsche die Maskerade, die Maskenfreudigkeit des Menschen: „Alles, was tief ist, liebt die Maske.“ Was an der Oberfläche liegt, ist seicht. Das Problem des Schauspielers: „Die Falschheit mit gutem Gewissen, die Lust an der Verstellung als Macht herausbrechend, den sogenannten Charakter beiseite schiebend, überflutend, mitunter auslöschend; das innere Verlangen in eine Rolle und Maske, in einen Schein hinein; ein Ueberschuß von Anpassungsfähigkeiten [277] aller Art... Ein solcher Instinkt wird sich am leichtesten bei Familien des niederen Volkes ausgebildet haben, die unter dem wechselnden Druck und Zwang, in tiefer Abhängigkeit ihr Leben durchsetzen, sich verstellen lernen mußten.“ Ich füge auch hier eine kriminalpsychologische Anmerkung hinzu: Wie die größten Schauspieler aller Zeiten kamen auch die größten Hochstapler aller Zeiten aus den unteren, ja untersten Volksschichten. Welche soziale, ethische, künstlerische Aufhellung! Zum Thema Kunst und Verbrechen sagt Nietzsche: „Der Dichter sieht in dem Lügner seinen Milchbruder, dem er die Milch weggetrunken hat.“ Aehnlich Friedrich Hebbel: „Große Lügner haben mir immer imponiert.“

Auch Thomas Mann gibt in seinen schon erwähnten „Bekanntnissen des Hochstaplers Felix Krull“ psychologische Tiefenblicke. Zur selbstbetrügerischen Fälschung der Wirklichkeit bringt nicht jeder die seelische Spannkraft auf. „Dergleichen tut nicht jeder. Man träumt wohl davon, aber man tut es nicht. Wenn jetzt etwas Erschütterndes mit mir geschähe, denkt wohl der Mensch. Wenn du ohnmächtig niederstürzest, wenn Blut aus deinem Munde bräche, Krämpfe dich packten – wie würde dann auf einmal die Härte und Gleichgültigkeit der Welt sich in Aufmerksamkeit, Schrecken und späte Reue verkehren! Aber der Körper ist zäh, stumpfsinnig dauerhaft, er hält aus, wenn die Seele sich längst nach Mitleid und milder Pflege sehnt. Er gibt die alarmierenden und handgreiflichen Erscheinungen nicht her, die jedem die Möglichkeit eignen Jammers vor Augen rücken und der Welt mit fürchterlicher Stimme ins Gewissen reden. Und doch hatte ich sie hergestellt, diese Erscheinungen, [278] und sie zu so voller Wirkung geführt, als sie nur immer hätten ausüben können, wenn sie ohne mein Zutun hervorgetreten wären. Ich hatte die Natur verbessert, einen Traum verwirklicht – und wer je aus dem Nichts, aus der bloßen inneren Kenntnis und Anschauung der Dinge, kurz: aus der Phantasie, unter kühner Einsetzung seiner Person eine zwingende, wirksame Wirklichkeit zu schaffen vermochte, der kennt die wundersame und träumerische Zufriedenheit, mit der ich damals von meiner Schöpfung ausruhte.“

In seiner „Geschichte der Renate Fuchs“ sagt Jakob Wassermann: „Und kann es nicht Seelen geben, welche durch den Schmutz gehen wie im Traum?“ Auch hier liegt ein großes kriminalpsychologisches Problem angedeutet, das vielleicht bei einer Analyse von Karl Mays Jugend Bedeutung finden könnte. Hat daran schon ein zünftiger Kriminalpsychologe gerührt? In meiner „Kriminalpsychologie“ findet man Andeutungen. Wassermanns Satz wissenschaftlich zu analysieren und zu beweisen und danach auch in der kriminalistischen Praxis zur Geltung, zur Anerkennung zu bringen – eine Aufgabe, die der Zukunft gehört.

Ein Wunderbares offenbarte sich. Der geniale Seherblick befähigt die ganz großen Dichter zu Pfadfindern auch im Bereiche des Kriminellen. Nicht die wissenschaftlichen Kriminalpsychologen, sondern Dichter – Euripides, Shakespeare, Schiller, Goethe, Hebbel vor allem – weisen hier die großen Leistungen auf. Es ist nichts, was die zünftigen Kriminalpsychologen später aufgestellt und bewiesen haben, was nicht schon in großen Dichterwerken vorgeahnt und vorgefühl [279] gewesen wäre. Selbst der größte deutsche Kriminalpsychologe, Anselm v. Feuerbach, ist bei seinem Zeitgenossen, dem Dichter Friedrich Schiller, in die Schule gegangen. Sogar am Stil ist das zu erkennen, an der Sprache. Und von den seltsamen kriminellen und sexuellen Verirrungen, von denen [Jean-Jacques] Rousseau (Diebstähle) in seinen Bekenntnissen und Hebbel (Mordlust) in seinen Tagebüchern und Dramen beichtet, hat die Kriminalpsychologie der damaligen Zeitgenossen nichts gewußt.

Und umgekehrt eine andere Seltsamkeit: Große Kriminalpsychologen haben ganz nahe an die Dichter gebaut. Anselm v. Feuerbach beschäftigte sich mit metrischen Arbeiten, sein wissenschaftlicher Stil wird auf den Höhepunkten dichterisch blühend. Lombroso kam vom Dichten zur Kriminalpsychologie. Josef Kohler analysierte Shakespeares „Kaufmann von Venedig“ und „Hamlet“, er war der Verfasser verschiedener Dichtungen. Enrico Ferri, der lebende Altmeister der italienischen Kriminalistik, ist Künstlernatur.

Diese ganz große Perspektive hat endlich auch Zusammenhang mit den ästhetischen Gesetzen der Dichtung, insbesondere des Dramas. Hier erhalten wir abermals neue Aufschlüsse. Nach

Aristoteles, der in seiner Poetik seine Kunstgesetze aus den damals vorhandenen Tragödien der großen griechischen Dichter ableitete, darf in der Tragödie weder eine tugendhafte Person in einer Schicksalswendung vom Glück zum Unglück erscheinen – weil dies weder Furcht (Erschütterung) noch Mitleid (Rührung), sondern Verdruss erregen würde – noch dürfen andererseits schlechte Menschen aus Unglück zu Glück [280] gelangen – weil hierdurch am allerwenigsten Furcht und Mitleid hervorgerufen würden. Aber auch der ganz Schlechte soll nicht aus Glück zu Unglück, weil wir Mitleid nur dem unverdient Leidenden, also nicht dem ganz Schlechten zollen und unsere Furcht nur dem gilt, der – also nicht der ganz Schlechte – uns ähnlich ist. „Folglich bleibt nur eine Person, die in der Mitte zwischen beiden steht, übrig, d. h. eine solche, die sich weder durch Tugend und Gerechtigkeit auszeichnet, noch durch Schlechtigkeit und sittliche Verworfenheit, sondern durch irgendein Vergehen, eine Schuld. Und zwar soll die Person sich in großem Ansehen und in einer glücklichen Lebensstellung befinden, wie Oedipus und Thyest und die berühmten Helden aus solchen Geschlechtern.“ Die Schicksalswendung aus Glück zu Unglück dürfe sich nicht infolge allgemeiner sittlicher Verworfenheit, sondern infolge eines schweren Vergehens (einer schweren Schuld) einer Person von der angegebenen mittleren moralischen Beschaffenheit oder eher noch einer besseren als einer schlechteren vollziehen. Für den besseren Vorwurf erklärt Aristoteles die Handlung, bei welcher der Held die „schwere Tat“ nicht wissentlich, sondern unwissentlich verübt und erst, wie Oedipus bei Sophokles, danach die Erkenntnis davon erlangt. „Denn so fällt das Verletzende weg und die Erkenntnis wirkt niederschmetternd.“ Dies hängt mit der religiösen Auffassung der Griechen zusammen, danach das Schicksal und die Götter dem Menschen seine Taten bestimmen, er also unfrei – ähnlich also wie ein Nichtwissender handelt. Tragisch ist dem Aristoteles diejenige Schuld, der eine ohne Wissen (Oedipus) oder [281] unter dem Drucke besonderer Verhältnisse (Orest), endlich aus übergroßer Leidenschaftlichkeit (Antigone) begangene schwere Tat entspringt.

Also schon vor mehreren tausend Jahren stellte der größte Literaturkritiker aller Zeiten gewisse kriminelle Typen aus ästhetischen, künstlerischen Gründen als Helden der Tragödie, der höchsten Dichtungsgattung, auf. Der ganz Tugendhafte, der ganz Edelmütige, der ganz Gerechte ist ihm kein Held des Trauerspiels. Hier kennzeichnet sich offenbar der ganze griechische Volkscharakter. Dem Griechen war eine gewisse hohe Reizbarkeit eigentümlich, durch die bei äußerer Anregung die entsprechende Kraft erwachte und sich betätigte. Die Kraft aber war begleitet von dem regsten Selbstgefühl und seinem unverhohlenen Ausdruck. Bescheidenheit und Demut waren nicht hellenische Tugenden; die Ehre galt aus Recht und Vorrecht entsprossen. Verschwistert mit der Reizbarkeit zum Handeln war die hohe Empfänglichkeit für Lust und Schmerz. Der Hellene weinte leicht. Zu der unerschöpflichen ästhetischen Produktionskraft regte fortgesetzt ein hohes Maß von Sinnlichkeit und Genußfähigkeit an, das keine Schönheit und keinen Lebensgenuß unangetastet ließ, so daß natürliche und unnatürliche Geschlechtsbegierde schwelgten. Wie im Sexuellen, so grenzte in der gesamten hellenischen Sinnesart das Schlimme nahe an das Edle und Gute. Gewinnsucht, Neid, Feindschaft und Grausamkeit waren nationale Gebrechen. Aber wie das Gute nicht sicher und fest im Herzen der Griechen wohnte, so entfaltete sich auch nicht das Böse zu seiner Vollendung [282] ([Wilhelm] Wachsmut, „Hellenische Altertumskunde“). Aus diesem Volkscharakter erklären sich die hellenischen Kunstgesetze.

Die aristotelischen Gesetze hat in Deutschland bekanntlich Lessing in seiner Hamburgischen Dramaturgie zur Anerkennung gebracht und insbesondere gegen die französischen Dramatiker verteidigt. In Anwendung auf Shakespeares große Verbrechergestalten bewegen sich Macbeth, die Lady, Othello auf der geforderten Linie mittlerer Beschaffenheit, ebenso Coriolan, Brutus, Cassius u. a. Zweifel könnten bei Richard III. entstehen. Wenn man jedoch alle seine Abscheulichkeiten aus einer großen, durch die äußeren Hindernisse der persönlich-körperlichen Mängel gestauten Leidenschaftlichkeit, auf das einzige Ziel, die Königskrone zu erringen, mit unglaublicher Kraft gerichtet, ableitet, dann ist Richard III. bereits hierdurch ein tragischer Held in weiterer Auslegung der Lehre des Aristoteles. Aber Lessing macht noch einige Bemerkungen. „Richard ist ein abscheulicher Bösewicht; aber auch die Beschäftigung unsres Abscheus ist nicht ganz ohne Vergnügen; besonders in der Nachahmung. Auch das Ungeheuer in den Verbrechen partizipiert von den Empfindungen, welche Größe und Kühnheit in uns erwecken. Alles, was Richard tut, ist Greuel; aber all diese Greuel geschehen in Absicht auf etwas; Richard hat einen Plan; und überall, wo wir einen Plan wahrnehmen, wird unsre Neugierde rege; wir warten gern mit ab, ob er

ausgeführt wird werden und wie er es wird werden; wir lieben das Zweckmäßige so sehr, daß es uns, auch unabhängig von der Moralität des Zwecks, Vergnügen [283] gewährt. Wir wollten, daß Richard seinen Zweck erreichte; und wir wollten, daß er ihn auch nicht erreichte.“ (Diese Bemerkung macht übrigens Lessing nicht in bezug auf Shakespeares Richard III., sondern auf ein gleichnamiges Stück eines „Herrn Weiß“ [Christian Felix Weisse], dem er vorwirft, daß er zu wenig bei Shakespeare in die Schule gegangen sei.) Lessing zeigt also hier für die Behandlung krimineller Gegenstände in der Dichtung eine neue, sowohl psychologische als ästhetische Grundlage auf.

Einen „ganz Lasterhaften“ hält aber Lessing mit Aristoteles für ungeeignet zum tragischen Helden, weil er nicht Mitleid zu erregen vermöge. Uebrigens erregt Shakespeares Richard III. in seinem heldenhaften Untergang, verbunden mit seiner vernachlässigten äußeren Natur, tatsächlich noch unser Mitleid. Lessing selbst hat in seinen Dramen den großen Verbrecher nicht auf die Szene gestellt.

Reizvoll ist, wie der französische Dramatiker [Pierre] Corneille, der im Prusias, im Phokas, in der Kleopatra die „abscheulichsten Ungeheuer“ (Lessing) auf die Bühne stellt, sich mit Aristoteles abfindet. „Kleopatra in der ‚Rodogune‘ ist äußerst böse; da ist kein Meuchelmord, vor dem sie sich scheute, wenn er sie nur auf dem Throne zu erhalten vermag, den sie allem in der Welt vorzieht; so heftig ist ihre Herrschsucht. Aber alle ihre Verbrechen sind mit einer gewissen Größe der Seele verbunden, die so etwas Erhabenes hat, daß man, indem man ihre Handlungen verdammt, doch die Quelle, woraus sie entspringen, bewundern muß.“ Corneille huscht hier gewissermaßen an Aristoteles vorbei. Man sieht, wie die Dichter darum geradezu kämpfen, kriminelle Gegenstände in den Bereich [284] ihrer Dichtung, vor allem der Tragödie, zu ziehen.

In reichem Maße ergeht sich auch Friedrich Schiller in seinen ästhetischen Schriften. In dem Aufsatz „Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet“ (1784) heißt es ganz allgemein: „Die Gerichtsbarkeit der Bühne fängt an, wo das Gebiet der weltlichen Gesetze sich endigt... Die Schaubühne übernimmt Schwert und Wage und reißt die Laster vor einen schrecklichen Richterstuhl... Kühne Verbrecher, die längst schon im Staub vermodern, werden durch den allmächtigen Ruf der Dichtkunst jetzt vorgeladen und wiederholen zum schauervollen Unterricht der Nachwelt ein schändliches Leben.“ Also die historisch-ethische Idee, wie bei Schiller überhaupt, hervorgehoben.

In dem Aufsatz „Ueber das Pathetische“ (1793) betont Schiller, daß die ästhetische Kraft, mit der uns eine Darstellung ergreife, in jeder starken Aeußerung von Freiheit und Willenskraft erscheinen könne, und wo nur irgend der Dichter diese antreffe, habe er einen zweckmäßigen Gegenstand gefunden. „Für sein – des Dichters – Interesse ist es eins, aus welcher Klasse von Charakteren, der schlimmen oder guten, er seinen Helden nehmen will, da das nämliche Maß von Kraft, das zum Guten nötig ist, sehr oft zur Konsequenz im Bösen erfordert werden kann... Ein Lasterhafter – wir hören eine Anknüpfung an Lessing – fängt an, uns zu interessieren, sobald er Glück und Leben wagen muß, um seinen schlimmen Willen durchzusetzen... Das ästhetische Urteil enthält hierin mehr Wahres als man gewöhnlich glaubt. Woher sonst kann es kommen, daß wir den [285] halbguten Charakter mit Widerwillen von uns stoßen und dem ganz schlimmen oft mit schauernder Bewunderung folgen?“ Wir übersehen hierbei die Uebertreibungen Schillers nicht! Schiller ist aber, wie wir hören, bereit, den ganz Schlimmen zum Helden zu wählen.

In der Abhandlung: „Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen“ (1792) wird ausgeführt: Die ganze Macht des Sittengesetzes erweise sich nur dann, wenn es mit allen übrigen Naturkräften in Streit gezeigt werde und alle neben ihm ihre Gewalt über ein menschliches Herz verlieren. Diesen Streit und jene Macht habe die Tragödie zu zeigen. „Die höchste Konsequenz eines Bösewichts in Anordnung seiner Maschinen ergötzt uns offenbar, obgleich Anstalten und Zweck unserem moralischen Gefühl widerstreiten. Ein solcher Mensch ist fähig, unsre lebhafteste Teilnahme – abermals hören wir Lessing! – zu erwecken, und wir zittern vor dem Fehlschlage derselben Pläne, deren Vereitelung wir, wenn es wirklich an dem wäre, daß wir alles auf die moralische Zweckmäßigkeit beziehen, auf feurigste wünschen sollten... Wir rechnen dem konsequenten Bösewicht die Besiegung des moralischen Gefühls, von dem wir wissen, daß es sich notwendig (– also keine absolute Bosheit! –) in ihm regen mußte, zu einer Art von Verdienst an, weil es von einer gewissen Stärke der Seele und einer großen Zweckmäßigkeit des Verstandes zeugt, sich durch keine moralische Regung in seinem Handeln irre machen zu lassen.“

Hier wird abermals eine neue Seite des kriminellen Seelenlebens als ästhetisch aufgezeigt.

[286] Im Aufsatz „Ueber die tragische Kunst“ (1792) bekennt sich Schiller wieder zu Aristoteles: „Der tragische Dichter gibt also mit Recht dem gemischten Charakter den Vorzug, und das Ideal seines Helden liegt in gleicher Entfernung zwischen dem ganz Verwerflichen und dem Vollkommenen.“ Schillers eigene Helden entsprechen dem. Franz Moor und Sekretär Wurm bleiben zweifelhaft. Anders Goethe Helden, insbesondere Orest, der edle Mann, der viel verbrach. Mittlere Beschaffenheit wird geradezu wörtlich beschrieben!

Schiller kostet aber sein Thema, das ihm wohlgefällig ist, ganz aus. In den „Zerstreuten Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände“ (1792) bemerkt er: Nicht nur die Gewissensangst eines Verbrechers, sondern seine pflichtwidrigen Handlungen selbst, der wirkliche Aktus eines Verbrechens kann uns in der Darstellung gefallen. „Die Medea des griechischen Trauerspiels, Klytämnestra, die ihren Gemahl ermordet, Orest, der seine Mutter tötet, erfüllen unser Gemüt mit einer schauerlichen Lust. Selbst im gemeinen Leben entdecken wir, daß uns gleichgültige, ja selbst widrige und abschreckende Gegenstände zu interessieren anfangen, sobald sie sich entweder dem Ungeheuren oder dem Schrecklichen nähern.“ Aehnlich endlich in den „Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst“ (1802). Die Abweichung des ästhetischen Urteils vom moralischen sei merkwürdig und verdiene Aufmerksamkeit. Die ästhetische Beurteilung sehe auf die Kraft. Kraftmangel sei etwas Verächtliches, ebenso jede Handlung aus Mangel an Kraft. „Umgekehrt kann uns eine teuflische [287] Tat, wenn sie nur Kraft verrät, ästhetisch gefallen.“

Gustav Freytag zieht in seiner „Technik des Dramas“ (1876) das Fazit. Der Satz des Aristoteles, daß die Charaktere der Helden aus böse und gut gemischt sein müssen, gilt, auf die veränderten Verhältnisse unsrer Bühne angewendet, noch heute. „Der Bühne der Germanen ist die Frage, wieviel der Dichter darin zu wagen habe, seit Shakespeare kaum zweifelhaft. Der Zauber seiner schöpferischen Kraft wirkt vielleicht auf jeden, der selbst zu bilden versucht, am gewaltigsten durch die Ausführung, welche er seinen Bösewichtern gegönnt hat. Sowohl Richard III. als Jago sind Musterbilder, wie der Dichter auch die Bösen und Schlechten (künstlerisch) schön zu bilden habe. Die starke Lebenskraft und die ironische Freiheit, in welcher sie mit dem Leben spielen, verbindet ihnen ein höchst imponierendes Element, welches ihnen widerwillige Bewunderung erzwingt. Beide sind Schurken ohne jeden Beisatz einer mildernden Eigenschaft. Aber in dem Selbstgefühl überlegener Naturen beherrschen sie ihre Umgebung mit einer fast übermenschlichen Energie und Sicherheit.“

Mit einem Male zeigt sich uns eins: das unbewegte, das immer gleichmäßige kampflose Seelenleben des ganz Tugendhaften, ganz Edelmütigen, ganz Gerechten ist undramatisch, weil ohne Entwicklung, und deshalb für die Tragödie ungeeignet.

Auch Friedrich Nietzsche ist Aesthet. Im „Willen zur Macht“, darunter er alles organisch und geistig Wirkende schon im Sinne der neuesten Naturwissenschaft versteht, gibt er eine Auslese. „Die Idealisierung [288] des großen Frevlers (der Sinn für seine Größe) ist griechisch.“ „Wir nehmen die Leidenschaft als ein Vorrecht, wir finden nichts groß, wo nicht ein großes Verbrechen einbegriffen ist; wir konzipieren alles Groß-sein als ein Sich-außerhalb-stellen in bezug auf Moral.“ „Wir widerstreben (irrtümlicherweise) der Vorstellung, daß alle großen Menschen Verbrecher waren (nur im großen Stile und nicht im erbärmlichen), daß das Verbrechen zur Größe gehört (– so nämlich geredet aus dem Bewußtsein der Nierenprüfer und aller derer, die am tiefsten in große Seelen hinuntergestiegen sind –).“ Ebenso im „Jenseits von Gut und Böse“: „Die Advokaten eines Verbrechers sind selten Artisten genug, um das schöne Schreckliche der Tat zugunsten ihres Täters zu wenden.“ Hier eine ganz deutliche Aesthetik des verbrecherischen Aktes, wie bei Schiller, aber über ihn noch hinaus gesteigert.

So sehen wir durch unverrückbare Jahrtausende alte ästhetische Gesetze das Kriminelle seit allen Zeiten und für alle Zeit in den Bereich der Dichtung erhoben. Gerade die Meisterstücke der Dichter stehen auf dem Boden des Kriminellen!

Die Epigonen der Klassiker und die Neueren und Neuesten halten an diesen Grundsätzen fest. Gerhart Hauptmanns Florian Geyer ist ähnlich wie Götz von Berlichingen von gemischter, mehr guter als böser Beschaffenheit. Die diebische Waschfrau Wolf im „Biberpelz“ versöhnt durch Seiten des Gemüts und ihren

Humor, dessen Grundlage – wie auch bei Jago – die souveräne Freiheit ist, die ihre überlegene Kraft an den Gestalten der Umgebung mit spielender Laune erweist. In Gerhart Hauptmanns „Ratten“ [289] geschieht ähnliches: die Ironie der soziologischen Idee wird gezeigt. Auch für die Komödie ist das Kriminelle ästhetisch zu verwerten. Hierher gehört ebenfalls [Heinrich von] Kleists „Zerbrochener Krug“.

Jetzt erkennen wir auch den Begriff des Tragischen. Jene Furcht und jenes Mitleid, die das Tragische erwecken soll, haben kriminelle Verknüpfungen. Der Held von mittlerer Beschaffenheit zwischen Gut und Böse ähnelt uns selbst, wir sind gewissenmaßen es selbst. Wir leiden alle an einer mehr oder minder deutlichen latenten Kriminalität, an einer heimlichen, oft nur durch die Gesetze gehemmten Bereitschaft zum Verbrechen, die unter glücklichen Umständen die Schwelle der Tat nicht überschreitet. Unsre offenbaren oder verborgenen kriminellen Instinkte werden durch die Tragödie in eine geheimnisvolle, teilweise unbewußte Mitschwingung versetzt; sie können sich, zuschauend, zuhörend, an der dichterischen Darstellung des Verbrechens ausleben, ohne sich vielleicht real im Leben betätigen zu müssen. Auf diesem Wege werden in uns Furcht und Mitleid mit dem tragischen Helden der Bühne erweckt. Die Katharsis, die Reinigung und Läuterung vollzieht sich an uns selbst. Das ist das tiefste Geheimnis des Tragischen, das selbst im Filmdrama und Kriminalroman durchschimmern kann. Dieser feinste ästhetische Begriff hat kriminelle Färbung und ist mit unserem eigensten, innersten Menschentum, unsrer mittleren moralischen Beschaffenheit auf das engste verknüpft. Deswegen vor allem kann und wird die Dichtung vom Kriminellen sich niemals lösen, solange unser Menschentum sich nicht wandelt!

Ist der Dichter in gewisser Beziehung ein gesteigerter [290] Mensch, so hat er aus seinen latenten, den heimlichen kriminellen Instinkten heraus die tiefe Schau in Urmenschliches mit seherisch zurückgewandtem Blick. Mit dem Distanzgefühl des Unbürgerlichen begreift er den unversöhnlichen Konflikt zwischen unsrer Kultur und unsrer animalischen Natur und schildert das tragische Ringen des hochgestuften Urmenschensohnes ohne moralische Wertung, rein menschlich und mit künstlerisch-ästhetischer Freude am großen Geschehen an sich.

Vielleicht geschieht in einzelnen Fällen etwas mehr. Wie der Zuschauer in der Tragödie, reinigt vielleicht auch schon der Dichter beim Schaffen durch Furcht und Mitleid sein eigenes Innerstes von den latenten kriminellen Instinkten, die im Hochgestuften gesteigert sein können.

Vielleicht ist bei manchen Dichtern – so bei Schiller, Friedrich Hebbel, Dostojewski, Strindberg – die intensive Befassung mit kriminellen Gegenständen entsprungen aus dem vielleicht unbewußten Gefühle der eigenen kriminellen Gefährdung ihres Innersten, der sie mit ihrem Schaffen ausweichen. Dann hätten wir noch eine letzte psychologisch unlösbare Verankerung des Kriminellen mit der Dichterseele selbst. Ihre eigene Reinigung und Läuterung vollzieht sich.

Bemerkenswert auch und zum Teil erschütternd, selbst in ihrer Ueberhebung, sind die Worte Georg Kaisers anlässlich seiner Münchner Verurteilung: „Wenn ich mich in irgendeinem Falle als Verbrecher gefühlt hätte, dann hätte ich auch die Unruhe des Verbrechers gehabt, aber nicht die unverminderte [291] Seligkeit des Schaffens. Wer viel geleistet hat (Die Rechtfertigung Benvenuto Cellinis), ist schon dadurch straffrei. Man stellt nicht einen Heinrich von Kleist oder einen [Georg] Büchner vor Gericht. Unsinnig ist der Satz: alles ist gleich vor dem Gesetz. Ich bin nicht jeder. Ich bin in die Weltliteratur eingezogen. Es ist ein nationales Unglück, das mich betroffen hat. Halbmast sollte man flaggen. Was mit mir hier geschieht, geht in der Weltgeschichte nicht unter. Ich habe die deutsche Sprache in eine so neue Möglichkeit gelenkt wie die lutherische Bibelübersetzung. Ich habe den Luxus nur gesucht (Rechtfertigung seiner Tat) als Negation der verhaßten Realität... Ein Dichter muß seine eigenen Kinder abschlachten können, wenn ihm das die Möglichkeit zum Schaffen gibt!“ – –

Beachtenswert ist, wie gerade gegensätzlich ein anderer Dichter, der Engländer Oskar Wilde, sich im Zuchthause mit seiner Verurteilung wegen Sittlichkeitsverbrechens auseinandersetzt. In seiner berühmten *Epistola in carcere et vinculis* schreibt er: „Das Wichtigste, was vor mir liegt, ist: alles, was an mir getan worden ist, in mich aufzusaugen, zu einem Teil von mir zu machen, ohne Murren, Bangen und Sträuben hinzunehmen... Ich bin für viel verurteilt worden, was ich nicht getan habe, und es gibt noch mehr in meinem Leben, für das ich niemals zur Rechenschaft gezogen wurde... Irgendwie habe ich diese Dinge für mich gerecht und richtig zu machen... Es ist meine Aufgabe, alles, was mich betroffen hat, zum Guten für mich zu wenden. Alle diese Erniedrigungen im Zuchthause habe ich ins Geistige zu übersetzen.“ Auch er [292] rechtfertigt seine Tat: Seine Veranlagung erklärt er sich folgendermaßen: [„]Was mir das Paradoxe in

der Sphäre des Denkens war, wurde mir das Perverse im Bereich der Leidenschaft. Die Begierde war schließlich eine Krankheit oder Wahnsinn oder beides.“ Ihm, dem Verurteilten, schreibt er weiter, bleibt nur, „völlige Demut“. Schmerz und Leiden sind „gleichsam Urform und Prüfstein aller großen Kunst“. So will er durch das Leiden der Zuchthausstrafe zu noch größerer Kunst aufsteigen. Vorbild ist ihm Christus, den er zum größten Dichter macht. Und schließlich als Mittelpunkt der Epistola die aufragende Größenidee, zum Zwecke der Selbstaufrichtung die Selbstverherrlichung ohnegleichen. „Ich war ein Repräsentant der Kunst und Kultur meines Zeitalters... Die Götter hatten mir fast alles verliehen. Ich besaß Genie, einen erlauchten Namen, Ruhm, Glanz. Ich habe die Kunst zu einer Philosophie, die Philosophie zu einer Kunst gemacht; ich habe die Menschen anders denken gelehrt... Drama, Roman, Gedicht in Prosa, Versgedicht, alles was ich berührte, hüllte ich in ein neues Gewand der Schönheit... alle philosophischen Systeme faßte ich in einen Satz, das ganze Dasein in ein Epigramm zusammen.“ So vollendete sich – in seiner Vorstellung – Oskar Wilde im Zuchthause zu Reading! In seinem berühmten Roman „Das Bildnis des Dorian Gray“ hat sich Oskar Wilde selbst geschildert, mit seiner zynisch überlegenen Verachtung aller Vorurteile, seiner unersättlichen Gier nach Schönheit, Rausch und Sinnenlust, hat sich bewußt jenseits von Gut und Böse gestellt, zeigt keinen Willen zum Sittlichen, kein Gefühl für moralische Verantwortlichkeit. Der Roman das geschriebene Verbrechen!

[293] Und in seiner aufwühlenden Epistel *De profundis* aus dem Zuchthause ein Bekenntnis voll Qual und Tragik, unerhört in der Wucht ihrer Unmittelbarkeit und letzten Durchfühtheit, eine Dichtung von unvergänglichem Wert mit mächtig quellender Bilderpracht der herrlich dahinrauschenden Sprache. Und die grandiose Ballade vom Zuchthaus in Reading, erst im Exil auf französischem Boden geformt, vielleicht die beste Ballade, die das Balladenland England hervorgebracht hat!

So vermögen sich Kunst und Verbrechen wechselseitig zu durchdringen. Wir erhalten einen tiefen, tragisch gefärbten Einblick in die menschliche Seele und in die schicksalhafte Verquickung von Wunschwelt und Wirklichkeit. Sein eigener Aphorismus, in dem er glänzte, mit dem er blendete, hat Oskar Wilde Lügen gestraft: „Durch die Kunst und nur durch die Kunst werden wir vollkommen. Die Kunst und nichts als die Kunst kann uns vor den schmutzigen Gefahren des Lebens schützen.“

Aus dem Religiösen, dem das antike und das neuere Drama, die höchsten Dichtungsgattungen, entstammen, ging die Erlösungsidee in die Tragödie über. Schon bei den griechischen Tragikern werden Orest, Oedipus, Prometheus erlöst, entsühnt. Orest durch den Freispruch der Pallas Athene auf dem Areopag; Oedipus wird auf Kolonos mit seinen Leiden in eine wunderbare Verklärung emporgehoben. Eine Erkenntnis kommt über uns: derselbe, der das Rätsel der Natur – jener widerspruchsvollen, doppelgearteten Sphinx – löst, zerbricht – fast folgerichtig – auch als Mörder des Vaters und Gatte der Mutter die heiligsten Naturordnungen. Deshalb **[294]** die Erlösung, die Entrückung. Prometheus, an den Felsen des Kaukasus geschmiedet, weil er das Feuer vom Himmel raubte und den Menschen brachte, wird von Herkules befreit, erlöst. „Die dem titanisch strebenden Individuum gebotene Notwendigkeit des Frevels“ wird im Schicksal des Prometheus dargestellt. „Das Beste und Höchste, dessen die Menschheit teilhaftig werden kann, erringt sie durch einen Frevel“ (Nietzsche). Deshalb die Erlösung.

Der Reiz des Kriminellen für den Einzelnen wie die Gesamtheit liegt nicht nur in dem Urgegensatz von Gut und Böse, sondern auch in dem Urgegensatz von Frei und Unfrei, der jedem Menschen innewohnt, d. h. der Gegensatz von individuellem, naturhaftem Freisein zu gesellschaftlicher gleichmäßiger Ordnung und Gebundenheit. In den Kriminellen, den Entgleisten, den aus der ewig geruhsamen Ordnung Tretenden respektiert, dunkel ahnend, der Mensch der geregelten Gesellschaft den auch in ihm schlummernden naturhaften Urtrieb zum Freisein, entbunden von den Fesseln notwendiger gesetzmäßiger Ordnung, in der das individuelle Freie leicht das Gefährliche werden kann. „Man hat sich über und außerhalb des Naturgesetzes gestellt!“ (Strindberg: „Rausch“).

Goethe hat in der Iphigenie und im Faust die Erlösungsidee aufgenommen und durchgeführt. In anderen Meisterwerken der Dichtkunst liegt der Erlösungsgedanke etwas verborgener, z. B. in Maria Stuart, Jungfrau von Orleans. Richard Wagner im „Fliegenden Holländer“, „Tannhäuser“, „Tristan“, „Nibelungenring“ und „Parsifal“ führt an seinen tragischen Gestalten mit versteckt kriminellem Einschlag den Erlösungsgedanken deutlich durch. Und wie **[295]** die Religion, wie wir sehen, die weltliche Strafe ursprünglich nicht in ihre Wirkungen aufnimmt, wie ihr nur Reue, Besserung, Heilung, Erlösung vom Uebel am Herzen liegt, so auch der Dichtkunst und den Dichtern vorwiegend die Erlösung, die innere Entsühnung ihrer

Helden. Religion und Dichtkunst treffen sich hier in ihren erhabensten Wirkungen.

Das gewaltige Urthema der großen Menschheitssymphonie wurde zum Leitmotiv der Reinigung, Läuterung, Erlösung.

Auch an der Darstellung des Kriminellen in der Weltliteratur vollzieht sich die große sittliche Läuterung des Menschengeschlechts und unsrer selbst.

[[296]]

Geierschnabel als Reiseonkel

Von Josef Höck

©

Sklaverei im Orient

Von Klara May

Es ist schwer, die Sklaverei vom Islam zu trennen; wie Glieder in einer Kette greifen beide ineinander. Offiziell ist der Menschenhandel verboten, doch wird dieses Gewerbe auch heute noch unter der Hand betrieben. Mancher orientalische Sklave führt auch ein weit besseres Leben als unsre bestgehaltenen und höchstbezahlten Dienstboten. Diese Tatsache wurzelt im Glauben der Orientalen. Die Sklaven speisen mit dem Herrn des Hauses von derselben Platte, von denselben für den Herrn bereiteten Gerichten. Genau so ist es auch im Harem. Mit der Herrin essen die Kinder und Sklavinnen.

Der Sklave im orientalischen Haus ist ein Kind der Herrschaft und sagt wie diese „Vater“ und „Mutter“. Selbst wenn er das Haus verlassen hat und sich in irgendeiner andern Lebensstellung befindet, vielleicht die seines früheren Herrn hochüberragend, bleibt es bei Vater und Mutter in der Anrede.

Aus Sklaven können die höchsten Würdenträger hervorgehen, wenn sie dazu befähigt sind. Sklaven besuchen mit den Kindern des Hauses die gleichen Schulen und werden mit ihnen im Harem erzogen. Der türkische Kriegsminister Redschid Pascha ging, wie manch anderer Minister, aus dem Sklavenstand hervor. Aus Moltkes Briefen dürfte es bekannt sein, daß der Großwesir Chosrew Pascha, einer der allerersten Staatsmänner des Türkenreichs, oft selbst erzählte, [302] daß er auf dem Sklavenmarkt in Stambul als junger, unansehnlicher Mensch für wenige hundert Piaster (1 Piaster = 19 Pfg.) zum Kauf feilgeboten wurde. Weniger bekannt ist aber jedenfalls die Tatsache, daß der Sultan keine freie Türkin heiraten kann, sondern daß seine Gattinnen aus Sklavinnen hervorgehen. Besonders schöne Mädchen, meist Georgierinnen oder Tscherkessinnen, werden zu diesem Zweck in vornehmen Familien untergebracht, genießen dort eine sorgfältige Erziehung und werden dann dem Herrscher zur Auswahl vorgeführt. Und die Sklavin, die ihm den ersten Sohn schenkt, ist auch seine erste Gemahlin.

Eine Sklavin, die von einem freien Mann ein Kind bekommt, kann nie mehr verkauft werden, auch ist sie nach dem Tod des Mannes frei und erbt wie dessen rechtmäßige Frauen.

Einem freien Muselman sind vier Frauen zu ehelichen gestattet, einem Sklaven nur zwei.

Es ist ein Gewohnheitsrecht, den männlichen Sklaven im erwachsenen Alter nach 7 – 9 Jahren freizulassen.

Das Gesagte bezieht sich aber hauptsächlich auf weiße Sklaven; die schwarzen werden mehr zu untergeordneten Arbeiten verwendet, sie sind auch weniger begabt und befähigt, ja manchmal recht böseartig, was freilich kein Wunder ist, wenn man bedenkt, wie sie gewonnen werden. Karl May beschreibt es anschaulich im „Mahdi“ und in der „Sklavenkarawane“. Gegen diese störrischen Untergebenen vermag dann oft selbst die gepriesene Langmut der Mohammedaner nichts auszurichten, wenn sie sich auch wirklich ehrlich mühen, den Vorschriften des Koran nachzukommen, der ihnen in der fünften Sure gebietet:

[303] „Seid gütig gegen eure Sklaven, denn Stolze und Hochmütige liebt Gott nicht.“

Anmerkung des Herausgebers: Frau K. May hat diese kleine Skizze schon vor Jahren geschrieben, im Anschluß an die Orientreise, die sie 1899/1900 mit dem Dichter unternahm (vgl. Band „Ich“, S. 545). Vieles hat sich inzwischen – besonders in und nach dem Weltkrieg – geändert, aber nicht wenig gilt auch für heute noch.

[(304)]

Ueber Karl Mays „Mahdi“

Von Alfred Biedermann



©

Der wertvolle Mensch

Von Prof. Dr. Eduard Engel

Denn nur der große Gegenstand vermag
Den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen.

([Friedrich] Schiller.)

Höchster Gegenstand aller Kunst ist der Mensch, nahezu einziger der Dichtkunst. In der erzählenden und handelnden ist es der ganze Mensch: die sich vor unserm innern oder äußern Auge bewegende Gestalt, sein Wesensgepräge, sein Fühlen, Sprechen, Tun, zuletzt sein Schicksal. In der Liebedichtkunst vornehmlich seine, meine, deine Empfindung.

Jedoch mit Unterschied: nicht jeder Mensch in jeder Kunstform wird zum Kunstwerk, und hier beginnt der Irrtum von Dichtern und Dichtungsgelehrten. Nur der wertvolle Mensch hat Bürgerrecht im Reiche der Kunst. Wer aber ist wertvoll im dichterischen Sinne? Keine gedankenblasse Wesenserklärung des üblichen gelehrtklingenden Schlages genügt; selbst der Forderung: Der Mensch als Gegenstand der Kunst muß Größe haben, stellt sich sogleich die Frage entgegen: Was ist Größe?

Nicht Güte, nicht Seelenadel, nicht kraftvolle Männlichkeit, nicht vornehme Weiblichkeit geben eine durchgreifende Begriffsbestimmung, denn in zahlreichen bleibenden Dichtungen stehen Menschen ohne solche Eigenschaften im Mittelpunkt, und doch erscheinen sie uns wertvoll – im Sinne der Kunst. Nur diese eine Erklärung trifft immer zu: Künstlerisch **[327]** wertvoll ist jeder Mensch, auch der nach dem Urteil der Alltagsprosa mit Recht wertlos genannte, den der Dichter dazu macht, dem er in den Augen des Lesers oder Zuschauers Wert verleiht. Der Mensch, den der Dichter aus der ungeheuren grauen Wesenmasse hellbeleuchtet heraushebt, wird eben dadurch wertvoll und kann ewiges Leben gewinnen.

Mit welchen Mitteln der Dichter seine einzigartigen Menschenwerte schafft, ist seine Sache; ihn hemmt kein Raum, ihn fesselt keine Schranke. Er ist bei seinem prägenden Schöpferwerk an kein göttliches Gebot, an kein menschliches Gesetz gebunden. Nicht Sittlichkeit noch Unsittlichkeit entscheidet: der Tugendhafte kann außerhalb, der Verbrecher innerhalb des Bereiches der Kunst stehen – und umgekehrt. Nicht Schönheit, nicht Geist, nicht irgendwelche Charakterform entscheidet, sondern einzig die Schöpferkraft des Dichters. Selbst der Schwächling kann unter der Zauberhand des Künstlers Gegenstand der großen Dichtung werden, ein künstlerisch wertvoller Mensch, wenn wir uns nur stets bewußt bleiben, daß Schwäche genau so gut zum Gesamtbilde der Menschheit gehört wie Stärke. [William] Shakespeares Richard der Zweite ist das erschütternde Trauerspiel der Unmännlichkeit auf dem Throne.

*

Gibt es überhaupt an sich wertlose Stoffe? Keiner ist wertlos, in dessen Mittelpunkt der Dichter einen von ihm mit dem Kunstwertstempel geprägten Menschen gestellt hat. Was war für die Weltgeschichte, ja nur für die Geschichte Italiens die Verschwörung eines Edelmannes Fiesko von Lavagna? Für die Zeitgenossen **[328]** des engsten Stadt- und Staatskreises von Genua ein verunglückter, schon im Jahre darauf gleichgültiger Putsch. Nun gar für Italien, für Europa, für die Jahrhunderte nachher. Wer war für die Bildungswelt bis zum Jahre 1782 Fiesko? Ein nur vereinzelt Sonderforschern bekannter, in einem schon damals kaum noch gelesenen Buche eines gewissen [Franz Dominicus] Häberlin, der ‚Gründlichen historisch-politischen Nachricht von der Republik Genua‘ (1747), genannter, sonst spurlos verklungener Name. Aber nun schlage man Schillers Drama auf und bewundere die ganz große Kunst der Spielführung und des Ausdrucks, durch die es dem dreiundzwanzigjährigen Schwaben, der weder ein Staatsmann noch ein Geschichtschreiber war, gelingt, im Leser, stärker noch im Zuhörer, die Täuschung zu erzeugen, das Schicksal Italiens werde entschieden, die Weltgeschichte halte den Atem an, und wie ein Donnerschlag werde es über Europa hallen, wenn die Kunde ertönt: Fiesko hat den Doria gestürzt, – nein Fiesko selbst ist vom Gipfel des Sieges ins Nichts gestürzt.

Oder man würdige Kabale und Liebe einmal nach dem menschlichen Werte der sich darin bewegenden Menschenkinder: lauter Gestalten, erfundene Gestalten, eines Deutschen Fürstleintums im 18. Jahrhundert. ‚Wenn ich auftrete, zittert ein Herzogtum‘ – so trumpft der Zwergminister Walter auf; aber wir sagen uns nicht: Und was dann?, sondern stürmisch über die engen Grenzen dieses Staatleins hinaus hat der machtvolle Dichterjüngling seinen Schauplatz geweitet. Eine Welt tut sich vor unserm geschichtlichen Blick

sichtbar auf: der gewaltsame Umsturz der bestehenden Ständeschichtung, der Deutschen, der europäischen **[329]** Welt, kündigt sich an, drei Jahre vor [Pierre Augustin Caron de] Beaumarchais' spaßigem Figaro, sieben Jahre vor dem Ausbruch des französischen Erdbebens.

Für die in allen Jahrhunderten der Dichtung sich immer neu wiederholende, dem nächsten Geschlecht immer neu unbegreifliche Unfähigkeit, Wertvoll und Wertlos zu unterscheiden, ein besonders lehrreiches Beispiel. Sehr viele Zeitgenossen [Johann Wolfgang v.] Goethes, und nicht bloß die Armen im Geiste, gaben [Johann Heinrich] Vossens Luise den Vorrang vor Goethes Hermann und Dorothea. Der durch überschwängliches Gerühmtsein und Selbstgerühme um alles Urteil gebrachte [Friedrich Gottlieb] Klopstock entschied: ‚Hermann und Dorothea ist unter Vossens Luise‘. Und [Johann Wilhelm Ludwig] Gleim, auch ein beachteter Stimmführer der damaligen Geisteswelt, sprach ihm nach. Wohin es mit solchem Gerede gekommen, und wie tief unter Goethes Gedicht von zwei wertvollen Deutschen Jungmensen steht heute für jeden Urteilsfähigen die gute Luise des wackern Voß! In der Luise gibt's ja auch nur wackre Menschen; aber wertvolle für die hohe Kunst? Voß hat gute Menschen gute Gespräche führen lassen; aber was bedeuten seine Menschen, was ihre Gespräche, was die kleine Handlung? Das ist's: die Menschen im Kunstgebilde müssen etwas bedeuten, müssen bedeutend sein, über sich hinaus und hinauf deuten. Alle wertvollen Gestalten der Dichtung tun dies, und ohne solche Gestalten kein bleibendes Werk. Auch wenn nicht jede lehrhafte Ergründung des Wesens der Kunst uns den wertvollen Menschen als Ausgang und Ziel aller Dichtung erweise, – die geschichtliche Erfahrung an den tatsächlich lebendig gebliebenen Werken von drei Jahrtausenden zwingt uns den unerschütterlichsten Lehrsatz der Kunstwissenschaft **[330]** auf: Ohne den wertvollen Menschen keine Dichtung von bleibendem Wert.

Für die Malerei gilt derselbe Grundsatz; es gibt wohl Gradunterschiede des Wertes eines gemalten Gegenstandes, aber Wert muß jeder haben, und den Wert verleiht ihm der Maler. Ein Streifen dürrer Heide in Westpreußen von der Hand eines Meisters kann künstlerisch wertvoller sein, kann mehr bedeuten als eine sogenannte hochromantische Landschaft in Italien oder Griechenland.

*

Alle Dichter seit den ältesten Zeiten der Kunst haben den inneren Leitsatz vom wertvollen Menschen befolgt; nur haben sie ihn bis vor zwei Jahrhunderten so verstanden, daß die Rangstelle in der menschlichen Gesellschaft über den Wert des Menschen für die Eignung zur Kunst entscheide. Alle Helden der Dichtung bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts stehen auf den Höhen der Menschheit. Selbst Eumäos in der Odyssee ist der göttliche, der erhabene Sauhirt: stammt er doch aus königlichem Geschlecht. Der Letzte, der die ernste Dichtung auf die vornehmen Helden beschränken wollte, war [Johann Christoph] Gottsched. Nur für das Lustspiel gestattete er ‚ordentliche Bürger, oder doch Leute von mäßigem Stande, dergleichen auch wohl Barons, Marquis und Grafen: nicht, als wenn die Großen dieser Welt keine Torheiten zu begehen pflegten, die lächerlich wären; nein, sondern weil es wider die Ehrerbietung läuft, die man ihnen schuldig ist, sie als auslachenswertig vorzustellen‘. Aber damit sprach er, wie in den meisten andern Dingen, nur den französischen Lehrmeistern der Dichtung, besonders seinem **[331]** Vorbilde [Nicolas] Boileau nach, und noch bei Lebzeiten Gottscheds war der Bann der ständischen Kunst gebrochen worden: in England wurde durch [George] Lillo und [Richard] Cumberland das Bürgertum trauerspielfähig; in Frankreich folgte [Denis] Diderot diesem Beispiel; [Gotthold Ephraim] Lessings Sara Simpson war der erste Deutsche Versuch, allerdings noch ein schüchtern, denn die handelnden Menschen gehören noch dem Kleinadel und dem reichen Bürgertum an. Goethes Gretchen im Urfaust ist die erste volltragische Gestalt der Weltliteratur aus dem Kleinbürgertum. Schillers Luise Millerin, ohne Kenntnis des Faust entstanden, ist die älteste Tragödie des Zusammenstoßes zwischen Bürgertum und Adel; die Hochzeit Figaros von Beaumarchais das erste bedeutende Lustspiel des Ständekampfes.

Der wertvolle Mensch hat keinen Stand. [Gottfried] Kellers Romeo und Julia auf dem Dorfe, Sali und Vrenchen, sind so wertvoll wie die beiden Grafenkinder zu Verona. Der Schweinejunge in Grimms Märchen, der einfache Kesselarbeiter in Ilse Frapans starker Novelle ‚Die Last‘ und ihr ‚Fleetenkieker‘, der Schollenfischer Klaus Mewes in Gorch Focks ‚Seefahrt ist not‘, [Jeremias] Gotthelfs Seltsame Magd Elfi, [Fritz] Reuters Knecht Jehann in ‚Kein Hüsung‘ – sie alle stehen im lichten Scheine der echten Kunst, obwohl sie nach der Kastendünkelsprache zu den ‚niedern und niedersten Ständen‘ zählen.

*

Damit vergleiche man das ‚Trauerspiel‘ eines nach seiner eignen Behauptung und nach seines Dichters

Absicht auf den Höhen der Menschheit umherstehenden Geisteshelden, des Johannes Vockerat in [Gerhard] Hauptmanns ‚Einsamen Menschen! – Daß immer wieder **[332]** dieses Musterbeispiel von mir herangezogen wird, folgt einzig aus der in ihm enthaltenen Ueberzeugungskraft: es ist das allerwertloseste unter den einst, ja zum Teil noch heute ‚berühmten‘ Stücken eines gefeierten Dichters und beweist die völlige Nichtigkeit des Urteils eines Menschenalters. In einer schon heraufdämmernden nahen Zukunft wird niemand fassen, daß der Verfertiger eines solchen Stückes eben um dieses Stückes willen einst für einen großen Dichter gehalten wurde.

Hauptmann hat seinen Einsamen Menschen die überaus drollige Widmung vorangestellt: ‚Ich lege dies Drama in die Hände derjenigen, die es gelebt haben‘, nämlich in die der Hanswürste, die sich für ein Genie, natürlich ein verkanntes, erklären, aber in Wahrheit an ihrer vollkommenen Nichtskönnerei verdienstermaßen zugrunde gehen. Das Tollste an der Sache ist, daß Hauptmann den wertlosen Schwätzer Vockerat und alle Seinesgleichen selber heilig ernst nimmt, so ernst, daß er ihnen feierlich sein Stück vom verkannten Genie, das nichts als ein öder Tropf ist, widmet. Hauptmann hält den Vockerat wirklich für ein Genie, nur das der Schöpfer seinem Geschöpf nicht ein einziges bedeutsames Wort auf die Lippen legt. Doch nein, Vockerat spricht einmal ein tiefes Wort – außer Zusammenhang mit Charakter und Handlung, ohne Grund und Zweck, und man staunt über die sich plötzlich auftuende Tiefe Vockerats, also Hauptmanns. Aber – das Wort ist von [Friedrich] Nietzsche und lautet: ‚Was uns nicht niederwirft, das macht uns stärker‘ [Götzen-Dämmerung]. Vockerat sagt nicht, daß es von Nietzsche ist, sondern er spricht es aus als eigenste Weisheit; auch Hauptmann sagt uns nicht, von wem ihm und seinem Vockerat solche **[333]** Weisheit kommt. Indessen ein einzelner tiefer Satz, der aus Nietzsche, sagen wir milde: genommen ist – natürlich von Vockerat ohne Wissen Hauptmanns genommen –, macht aus dem gleichgültigen Burschen noch keinen wertvollen Menschen. Es gibt in der weiten Welt der Kunst überhaupt kein ehrliches oder unehrliches Mittel, mit wertlosen Menschen ein wertvolles Kunstwerk zu schaffen.

*

Wie unheimlich stark der Einfluß des Tageslärms des literarischen Klüngels sogar auf sonst unabhängige Denker, auf Zierden der Wissenschaft werden kann, dafür ein merkwürdiges Beispiel. Ein Mann wie [Johannes] Volkelt urteilt über Hauptmanns ‚Einsamen Menschen‘ durchaus zutreffend: ‚Vockerat soll als ein außergewöhnlicher, geistig vornehmer, in seinen Gefühlen der Zeit vorausseilender Mann erscheinen. In Wahrheit aber zeigt er so viel Verschrobenes, Windiges, [Henrik] Ibsen-Nachbeterisches (zu ergänzen: Nietzsche-Abschreiberisches!), daß das, was der Dichter aus ihm gemacht hat, sich nicht mit dem deckt, was er aus ihm machen wollte.‘ Warum deckt sich's nicht? Den sich aufzwingenden Schluß wagte Volkelt nicht zu ziehen oder – nicht auszusprechen: Vockerat ist ein geistloser Mächtiger und Nichtskönnner, den der Dichter selbst für ein Genie hält und uns aufdrängen will, weil eben Vockerat das Höchste ist, was Hauptmann sich als einsame geistige Kraft vorstellen kann. Du gleichst dem Geist, den du begreifst.

Ein andermal heißt es bei Volkelt, dem offenbar bei seinem sonst leidlich anerkennenden allgemeinen Urteil über Hauptmann nicht recht wohl ist: ‚Dürften **[334]** auch langweilige, törichte, nichtige Begebenheiten und Zustände (und Menschen!), sobald sie nur entsprechende Sinnenform (gemeint ist: Bühnenform) gewonnen haben, den Anspruch auf ästhetischen (er meint: künstlerischen) Wert erheben, so würde damit das Aesthetische aus der Reihe der großen menschheitlichen Güter ausscheiden.‘ Ich ziehe den Schluß, den Volkelt nicht gezogen hat: Solange die Dramen Hauptmanns mit ihrem wertlosen Gerede wertloser Menschen für Kunstwerke gelten, ist das Kunsturteil krank oder erheuchelt und verdient keine Beachtung. Daß ein solches Kunsturteil nicht das eine in ihm befangene Menschengeschlecht überdauert, gilt nach allen Erfahrungen der Kunstgeschichte für ausgemacht.

Nur unter einer Bedingung könnte ein an sich wertloser Mensch wertvoll werden, allerdings ohne daß dadurch ein bleibendes Kunstwerk entstände: dadurch, daß er, der sich selbst lange für höchst bedeutend gehalten, schließlich zu der zermalmenden Erkenntnis seiner Nichtigkeit käme. Er würde alsdann gradezu in das Bereich des Tragischen eintreten. Johannes Vockerat, das jüngstdeutsche verkannte Genie aus dem Zeitalter der schreihalsigen ‚Revolution der Literatur‘, brauchte nur, so etwa vom dritten Akt der ‚Einsamen Menschen‘ ab, belehrt zu werden, durch eigne Erleuchtung oder unbarmherziges fremdes Urteil, daß er nichts ist, nichts kann, nichts bedeutet, daß all sein Prahlen: ‚Sieh mal: dies Manuskript! Zwölf Seiten Quellenangabe allein. Nicht? Ich sag' dir, da werden die Perücken wackeln‘ kindisch lächerliches Geschwätz der Ohnmacht ist, daß seine einfachen Eltern und seine bescheidene Frau wertvoller sind als er, da sie nicht

mehr sein wollen, als sie sind, – und er würde zu **[335]** einer tragischen Gestalt, deren Selbstvernichtung uns erschüttern könnte. In den ‚Einsamen Menschen‘ ertränkt er sich mit ungebrochenem Dünkel, voll der kranksinnigen Ueberhebung über seine Angehörigen, unter denen er nur darum einsam ist, weil er, der Wertlose, sich für einen verkannten Uebermenschen hält. Für den hält ihn auch sein Dichter.

*

Das Vorstehende war niedergeschrieben, da geschah die Ernennung eines zweiten ‚größten Deutschen Dichters‘ zum Mitgliede der Abteilung für Dichtkunst in der Berliner Akademie der Künste, des Verfassers der ‚Buddenbrooks‘: Thomas Mann. Dieser Roman gilt gradezu amtlich für den ‚bedeutendsten‘ unsers Zeitalters: in den Prüfungen der angehenden Büchereibeamten wird auf die Frage nach dem ‚größten Deutschen Romanwerk der Gegenwart‘ die Antwort bestimmt erwartet: die Buddenbrooks von Thomas Mann. Was geschähe einem Prüfling, der sich der Antwort erkühnte: ‚Der urteilslose, dem Tageslärm verfallene, blöde nachsprechende Bildungspöbel hält diesen Roman für ein großes bleibendes Kunstwerk; für die Weltliteratur des Echten und Ewigen ist er verwehende Spreu, denn von ihm, fast noch mehr als von Hauptmanns Lebenswerk, gilt Goethes ins Schwarze treffender Vernichtungsspruch:

Getretner Quark

Wird breit, nicht stark.

Der Gegenstand der Buddenbrooks – ‚Verfall einer Familie‘ – ist wertlos bis zur ödesten Nichtigkeit. In den zwei dicken Bänden mit ihren mehr als **[336]** tausend Seiten werden uns die wertlosen Geschehnisse wertloser Menschen in wertlosem Gerede vorgeführt. Fast jeder, der von dem Buche spricht, rühmt mit mehr oder weniger Verzückung die bewundernswerte Kunst der ‚Wiedergabe der Wirklichkeit‘. Diese Kunst braucht gar nicht untersucht und gewertet zu werden, denn wäre sie selbst da, so müßte das Urteil über die Kunstwidrigkeit des ganzen Werkes nur noch strenger lauten. Ein durcheinander wuselnder Menschenplunder, ohne eine einzige Lichtgestalt, ohne ein einziges Geschöpf mit einigem Seelenadel, einiger Höhenbildung, ja einiger Anständigkeit überm Durchschnitt – das ist der Stoff dieses Romans mit dem ungeheuren Erfolg. Daß die Menschen darin der sehr gut essenden und trinkenden, sehr fein gekleideten, sehr behaglich behausten ‚Patrizierwelt‘ einer Hansestadt angehören, macht sie nicht reizvoller. Die Welt der Kaschemme ist unzweifelhaft menschlich und künstlerisch reizvoller und bei weitem weniger mittelmäßig. Ob der ‚patrizisch‘ vornehm tuende Pöbel in Thomas Manns ‚Buddenbrooks‘ verfällt oder nicht – verfault ist das passendere Wort –, kann der Welt ganz gleichgültig sein, denn auch sein Nichtverfall, sein Fortbestehen wäre ohne jede Bedeutung. Tragisch, künstlerisch wertvoll kann nur der Verfall des Wertvollen sein.

Ebenso erfolgreich, also ebenso berühmt wie die ‚Buddenbrooks‘ ist der ‚Zauberberg‘ (1925), der Roman von der Schwindsucht. Wiederum ein hohles Gerede gehaltloser Menschen, die uns nicht dadurch wertvoller werden, daß sie obendrein schwindsüchtig sind. Aber schon die Wahl eines solchen Stoffes beweist des Verfassers völligen Mangel an wahren **[337]** Kunstgefühl: zu der Nichtigkeit seiner Menschen kommt die Widrigkeit ihres Lebens und Vergehens.

Vor lauter Bewunderung übersahen die Zeitgenossen, was freilich in Deutschland fast immer übersehen wird: die Ohnmacht der Sprache. Thomas Mann kann rundheraus nicht Deutsch, seine Muttersprache versagt ihm für die einfachsten Begriffe, auf jeder Seite stehen kitschigste Fremdwörter, zuweilen bis in die Dutzende. Dazu ein absichtsvoll verschnörkelter Satzbau, der irgend etwas Besonderes, vielleicht Tiefe oder holde Einfalt oder geistige Ueberlegenheit vortäuschen soll und – bei sehr vielen wirklich vortäuscht. Die Abgeschmacktheiten sind nicht zu überbieten. So wird uns in den ‚Buddenbrooks‘ auf geschlagenen vier Druckseiten eine genaue ärztliche Beschreibung des Typhus überhaupt zugemutet. Im ‚Zauberberg‘ hält der ‚Held‘ auf vielen Seiten eine Rede an eine junge Russin, die vollkommen Deutsch spricht, über die Reize des nackten weiblichen Körpers in allen, wirklich allen seinen Teilen – in meisterlichem Französisch; derselbe Held, von dem uns wiederholt ausdrücklich gesagt wird, daß er sehr schlecht französisch spricht. Von zwei tollen Dingen eins: Thomas Mann kann in der Tat meisterlich Französisch, besseres als Deutsch, und hat dieses Können absichtsvoll zur Schau gestellt; oder er kann so mittelmäßig Französisch, wie die meisten Deutschen Schriftsteller, hat es aber aus unerforschlichen Kunstgründen für nötig befunden, mit Hilfe eines Franzosen seinen Helden eine französische Rede an eine anständige Frau über die Reize des nackten weiblichen Leibes halten zu lassen. Kann sich der Leser einen französischen, **[338]** einen englischen, aber überhaupt einen gebildeten Schreiber irgendeines Volkes vorstellen, der solcher gradezu

unfaßbaren Albernheit fähig wäre?

Die Deutschen Beurteiler von Thomas Mann haben alles dies und alles andre an seiner Schreibtätigkeit vortrefflich gefunden, und ein preußischer Minister hat ihn dafür in eine Akademie Deutscher Dichter berufen; Thomas Manns Unfähigkeit, sich in Deutscher Sprache auszudrücken, war kein Hinderungsgrund. Kommende Geschlechter werden von dieser Zierde Deutscher Dichtung im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts nichts lesen; aber vielleicht werden zukünftige Sprach- und Kunstforscher Abhandlungen schreiben über die Hand in Hand mit maßlosem Selbstbewußtsein gehende Roheit unsrer Zeit in den höchsten Fragen der Kunst: Seht, das waren den damaligen Wortführern die größten Meister der Deutschen Dichtung! Nur der Tiefstand unsers heutigen Kunsturteils wird als geschichtliche Tatsache bleiben.

*

Die Weltliteratur des Bleibenden kennt einen Roman, worin der Verfall eines ganz bescheidenen Bürgerhauses an uns vorüberzieht: [Honoré de] Balzacs *Histoire de la grandeur et de la décadence de César Birotteau* (1847). Mit gutem Grund hat Frankreichs größter Romandichter den Titel nach [Edward] Gibbons ‚Geschichte des Verfalls und des Sturzes des römischen Reiches‘ gewählt: der kleine Pariser Kaufmann César Birotteau hat Größe, er ist ein wertvoller Mensch, und sein Schicksal fesselt uns durchweg, erschüttert uns im Verfall, erhebt uns in seinem Wiederaufstieg. [339] Neben dem dummstolzen und öden Gesindel Derer aus dem Hause Buddenbrook ist der ehrenhafte Kleinhändler Birotteau ein Held, wie je einer war. Dem Deutschen Leser, der nur durch schlagende Beispiele belehrt werden kann, und der ist mir der liebste, ist nachdrücklich zu empfehlen, die Buddenbrooks und den Zauberberg nach Balzacs Meisterroman zu lesen und vergleichend zu urteilen. Aber schon [Gustav] Freytags Soll und Haben steht wolkenhoch über allem, was Thomas Mann geschrieben, besonders durch die Menschenwerte darin, und selbst [Friedrich] Spielhagens, jetzt doch versunkene, Romane sind gar wohl lesbar, wenn man sich mit fesselnden Gestalten und reichbewegter Handlung begnügt. Es ist kein Wagnis, vorauszusagen, daß Spielhagen, der seit 16 Jahren [1911] Verstorbene, als immer noch gelesener Schriftsteller den Akademiker Thomas Mann überleben wird, nicht zum wenigsten, weil Spielhagens Menschen wertvoller sind. Der Leser selbst stelle unerschrocken andre Vergleiche an, z. B. auch zwischen Thomas Mann und der [Eugenie] Marlitt.

Eins der überzeugendsten Beispiele für die Grundforderung des wertvollen Menschen als Mittelpunkt jedes dichterischen Kunstwerks ist das Schicksal von [Gustave] Flauberts Roman *Madame Bovary* (1857). Bis zur Wende des 19. und 20. Jahrhunderts in der ganzen Welt als der unübertreffliche Meisterroman gerühmt, ist er jetzt selbst in Frankreich nur noch eine Ueberlieferung, nicht mehr ein lebendiger Besitz. Die Franzosen bewundern, mit Recht, noch immer die vollendete Wortkunst des Romans, wenden sich aber mit zunehmender Gleichgültigkeit von dem Inhalt ab. In Deutschland kann er nahezu für versunken [340] gelten. Der Grund liegt auf der Hand: die drei ‚Helden‘, der Mann, die Frau, der Dritte, sind wertlos, nicht so wertlos wie Thomas Manns Menschen, aber doch künstlerisch leer. Flaubert hat sich abgemüht, jede seiner drei Hauptgestalten mit allerlei Reizen auszustatten – Kleinkunst nennt man das mit einem wichtigtuenden Schlagwort –; aber alle diese kleinen Künstchen sind verloren, weil sie an nichtige Wesen gewandt sind. Entscheidend ist das Gefühl des Lesers beim Ausgang der langen Geschichte der Frau Bovary, der Kleinstadtgans mit ihrer Liebe zu einem Kleinstadtladenschwengel: sie stirbt an Gift, und der Leser bleibt unerschüttert. Alle Wort- und Erzählkünste Flauberts haben es nicht fertig gebracht, uns Herzensteilnahme für diese Gans mit dem Spatzenhirn einzuflößen.

Es gibt ein ausgezeichnetes, zuverlässiges Mittel, sich ohne weiteres Klarheit darüber zu verschaffen, ob man es beim Lesen eines Romans, beim Anhören eines Dramas mit wertvollen oder wertlosen Menschengestalten zu tun hat: man stelle sich vor, was doch leicht ist, ein Blitz oder ein vom Dach fallender Ziegel erschlage die ganze sich so anspruchsvoll gebärdende Gesellschaft, natürlich erst, nachdem wir sie gründlich kennen gelernt –, also auf der letzten Buchseite oder im fünften Akt –: würden wir den unglücklichen Zufall als ein Unglück für die Kunst ansehen? Ich habe mir diese Frage schon oft Büchern und Theaterstücken gegenüber gestellt und bin dadurch jedesmal schnell mit dem Urteil fertig geworden. Mich rührt Johannes Vockerat nicht im geringsten, wenn er im fünften Akt ins Wasser geht; er würde mich auch nicht rühren, wenn er schon im dritten Akt zufällig [341] ins tiefste Wasser plumpste, denn seine vollkommene Entbehrlichkeit für die Menschheit und für die Kunst stand schon im zweiten für mich fest. Und da einmal vom Ertrinken eines Dramahelden die Rede ist, so sei der angeblich geniale Maler Gabriel Schilling dem angeblich genialen Philosophen Johannes Vockerat als durchaus gleichwertig zugesellt.

*

Woran sind Goethes Clavigo und Stella untergegangen? Die Handlung in beiden Stücken ist nicht ohne Reiz, an äußerer Spannung fehlt es nicht; die Sprache ist, wenngleich nicht auf Goethes Gipfelhöhe, für ein Bühnenwerk wohlgeeignet. Aber Clavigo ist für uns, nach allem was wir von ihm hören und sehen, ein wertloser Jammerkerl, denn die ihm nachgerühmten schriftstellerischen und politischen Gaben können wir nicht würdigen, da wir nichts davon gewahren. Und der erbärmliche Waschlappen Fernando in der Stella läßt sogar seine beiden weiblichen Opfer als trostlose Puten erscheinen. Nicht die sittliche Erbärmlichkeit Clavigos und Fernandos, sondern ihrer beider menschliche Nichtigkeit mußte jedem Werke mit solchen Gestalten den Lebensnerv töten. Freilich als Riesenkerle und Großgeister preisen sich Goethes armselige Mädchenverderber nicht an; sie sind jämmerlich, aber nicht so grausig lächerlich wie Hauptmanns höchster ihm faßbarer Geistesmensch Vockerat.

Seien wir doch ganz offen und ehrlich und furchtlos in unserm Kunsturteil: käme es nur auf den männlichen Wert Fausts an, hätten wir nicht Wagner, Gretchen, Valentin, Frau Marthe und vor allem Mephistopheles um ihn herum; hörten wir nicht **[342]** Goethes eigne Gedanken in einer Sprache, die auf den erhabensten Höhen schreitet und in die dunkelsten Tiefen niedersteigt; vergäßen wir nicht über den Zaubern der weisheitvollen Reden die Schwäche des Redners Faust; müßten wir unser Urteil über das gewaltigste dramatische Gedicht Deutscher Zunge einzig nach dessen wenig heldenhaftem Helden Faust schöpfen, wie würde es lauten? Dabei mag sogar Fausts zweiter Teil ganz unberücksichtigt bleiben.

*

Daß der wertvolle Mensch im Kunstwerk nicht gleichbedeutend ist mit dem guten, dem edlen, dem schönen, dem vornehmen Menschen, wurde schon bemerkt. Das Böse in allen Abstufungen, vom Sittlichbrüchigen bis zum Teuflischen ist mit demselben künstlerischen Recht Gegenstand des Dichters wie das Edelste und Erhabenste. Die Alten haben das Böse kaum je in den Mittelpunkt eines Dramas gestellt, allenfalls mit Ausnahme des Agamemnon von Aeschylus, worin Klytämnestra die Führung hat. Erst Shakespeare hat den Schritt darüber hinaus gewagt: im Macbeth und im Richard dem Dritten. Braucht man aber hinzuzufügen, daß es sich in beiden Fällen um das großartige Böse handelt, um das Teuflische als eine Weltmacht, die mit dem Edeln im Kampf auf Leben und Tod steht und – unterliegt, selbst trotz scheinbarem Sieg unterliegt?

Größe muß das Böse haben, erst dadurch wird es künstlerisch wertvoll: dies gilt für das Drama der Griechen wie für das aller ihrer Nachfolger. Kreon in des Sophokles Antigone ist kein kleinlicher Bösewicht, und liest man im Agamemnon die furchtbaren **[343]** Worte Klytämnestras nach ihrem Mord an dem Gatten, so wird man bis ins Mark erschüttert durch die Urgewalt des Entsetzlichen:

Mir kam er endlich, lange schon voraus bedacht,
Der Kampf des alten Grolles ...
Da steh ich jetzt am Ziele, wo mein Opfer fiel,
Und so vollzog ich's und verleugn' es nimmermehr,
Daß weder Flucht ihm übrig war noch Widerstand ...
... Als er niederlag,
Versetzt ich ihm den dritten Schlag, willkommen Dank
Dem Totenretter Hades dort im Schattenland ...
Und wie des Blutes jäher Strahl aussprudelte,
Bespritz' er mich mit dunkeln Tropfen Taus,
Die mich erfrischten, wie Kronions feuchter Süd
Die Saaten ...
Ob solchen Glücks, ihr grauen Häupter dieser Stadt,
Freut euch, wofern ihr Freude fühlt; ich juble laut ...
Ich sag' es unerschrocken, was ihr alle selbst
Hier seht: und ob ihr's loben, ob ihr's tadeln wollt,
Gleichviel – da liegt er, Agamemnon, mein Gemahl,
Als Leiche, hier von meiner rechten Hand entseelt,
Ein Werk der edeln Meisterin!

Selbst Aegisth ist kein gemeiner Mordgesell; auch er steigt auf zu schauriger Größe, wenn er sich als Rächer des Mordes seines Vaters Thyestes bekennt:

... Er nicht wissend, was er nehme, nehme
Und aß vom Mahl, des Stammes Fluchmahl ...
Und als er endlich inne war der Greuelthat (des Atreus),
Wehklagt er, sinkt er nieder, ...
Ruft auf die Pelopiden grauses Leid herab, ...
So möge Tantals ganzes Haus zugrunde gehn!
Nach solchem Fluche kannst du den dort liegen sehn:
Ich bin der Meister, der des Mordes Fäden spann.

Am überzeugendsten wirkt Shakespeare durch seine Steigerung des Bösen ins Große, Shylock, Edmund, **[344]** Goneril und Regan im Lear, Lady Macbeth, über allem Richard der Dritte sind dessen Zeugen. Man beachte die Worte des Scheusals Jago am Schluß des Othello:

Fragt mich um nichts, – ihr wißt ja, was ihr wißt,
Kein Wort mehr kommt fortan aus meinem Munde.

Welch eine Steigerung dieses Teufels in Menschengestalt über sich selbst hinaus, man möchte sagen: bis ins Heldenhafte des Bösen.

Und so im Kleinsten wie im Größten: Bianca im Othello ist nur eine, allerdings nicht gleichgültige, Nebenrolle: ein leichtfertiges Liebchen Cassios, ein Dirnchen, wie die auch nicht unbedenkliche Emilia sie schimpft. Aber dem Dichter ist diese flüchtig auftauchende Gestalt nicht nebensächlich: da sie mit dem verhängnisvollen Taschentuch Othellos zu tun gehabt, aber auch weil Cassio nicht als gemeiner Dirnenjäger erscheinen soll, leiht Shakespeare der Bianca Worte, die auch diesem verachteten Weibe Wert geben:

E m i l i a : Pfui über dich, du Dirne!
B i a n c a : Ich bin keine Dirne, mein
Leben ist so ehrenhaft wie
Deins, die du mich beschimpfst.

*

Der Begriff des Bedeutsamen und künstlerisch Wertvollen wandelt sich mit den Jahrhunderten, nicht nur nach ständischen, sondern auch nach echt sachlichen Merkmalen. Schiller schreibt in seinen ‚Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen‘: ‚Ein Mensch, der stiehlt, würde für jede poetische Darstellung von ernsthaftem Inhalt ein höchst verwerfliches **[345]** Objekt sein.‘ Es gehört keine kühne Phantasie dazu, ein erschütterndes Trauerspiel auf einem Diebstahl aufgebaut zu ersinnen: nur müssen Dieb und Diebstahl darnach sein. Und Herodots Meisterdieb in der Schatzkammer des Königs Rhampsinit ragt hoch hinaus über einen spaßhaften Lustspielhelden.

Nicht alles an sich Wertvolle und Bedeutsame kann Gegenstand der bleibenden Kunst sein. Zur Freude, zur Erhebung hat sich der Mensch die Kunst geschaffen: wo die Unlustgefühle durch ein Kunstwerk stärker erregt werden als die Lustgefühle, da fragen wir uns nicht, ob der Gegenstand wertvoll und bedeutsam ist, sondern wir wenden uns schauernd ab. Goethe hatte Recht, als er auf seiner Reise in Italien voll Abscheu den zahllosen Folter- und Henkerbildern in den Sammlungen den Rücken kehrte: ‚Man ist immer auf der Anatomie, dem Rabenstein, dem Schindanger ... Entweder Missetäter oder Verzückte, Verbrecher oder Narren.‘ – Die Künstler und Beschauer des 16. und 17. Jahrhunderts hatten Wohlgefallen an den bluttriefenden Bildern des Bethlemitischen Kindermordes gefunden. Es hat Bewunderer des französischen Romans ‚Der Aussätzige von Aosta‘ von Xavier de Maistre gegeben, und in Deutschland erklärte man vor hundert Jahren Zacharias Werners Drama ‚Die Makkabäer‘ für wundervoll, worin – auf offener Bühne, vor den Augen der Mutter – den gefangenen Söhnen die Glieder einzeln abgehackt werden und einer der Helden gar im siedenden Kessel kocht. Man kann nicht leugnen, daß solche Erlebnisse kein Kinderspiel sind, und man stimmt gerührt, oder wie sonst?, der Mutter zu: ‚O es ist schwer doch, von Märtyrern Mutter zu sein.‘ Was **[346]** aber die Kunst mit solchen Greueln zu schaffen habe, untersuchte weder der kranksinnige Dichter noch seine Leserschaft.

Der Philoktet von Sophokles, König Amfortas bei Wolfram von Eschenbach und bei Richard Wagner sind nicht so sehr abstoßend wie rührend: eine Wunde ist etwas nicht Seltenes, und wir sind im Gebiete der

hohen Tragik. Hartmann [von Aue]s Armer Heinrich wird uns nur als eine jammervolle Tatsache erzählt, nicht sichtbar vorgeführt. Hingegen beweist Hauptmanns Umgestaltung dieses Versromans in ein Drama, daß er ebenso geschmacklos und widerkünstlerisch im Urteil wie ohnmächtig und unschöpferisch in der Gestaltung ist. Wenn Goethe schon vor dem erzählten Armen Heinrich einen körperlichen Ekel empfand, was würde er zu einem Dichter wie Hauptmann gesagt haben, der einen vom Aussatz Zerfressenen leibhaftig auf die Bühne stellte? Wo ist die Grenze? Gibt es nicht noch scheußlichere Menschenseuchen, hinter denen grauenvolle Schicksale lauern?, aber gehören sie in den Tempel der Kunst? Möchte man das unglückselige Opfer der Lustseuche Ulrich von Hutten auf seinem Krankenlager als Bühnengestalt sehen?

Die Kunst bewegt sich in den Reichen des Schönen: kann auch das Häßliche wertvoll sein und echtes Kunstgebilde werden? Zweifellos, so gut wie das Böse, wenn es vom Künstler, nur bei ihm steht die Macht, kunstadlig behandelt wird. Homer überbietet sich in den Häßlichkeiten und Gemeinheiten des elenden Thersites; aber wer möchte ihn aus der Ilias wegwünschen? Ja selbst da, wo die gewollte äußerste Häßlichkeit uns leibhaftig entgegentritt, im Bildnis, kann sie ein wertvolles Kunstwerk darstellen: Hille Bobbe [Malle Babbe] **[347]** von Franz Hals ist ein Meisterwerk, das uns grade durch die unwahrscheinliche Häßlichkeit entzückt; unser aufsteigender Widerwille schlägt schnell um in Belustigung: die Häßlichkeit ist nur die eines armen ungefährlichen Weibleins, und wir bewundern die künstlerische Kühnheit und überlegene Meisterschaft des wunderbaren Haarlemer Bildnismalers. Man möchte das Bild nicht im Arbeits- oder Wohnzimmer dauernd aufhängen, es aber bei guter Laune zuweilen gern betrachten und vorzeigen.

*

Kommt es denn aber überhaupt auf Wert oder Unwert der Menschen in einer Dichtung, oder ganz allgemein: kommt es irgendwie auf den Inhalt und Gehalt eines Werkes an? Was liegt am Stoff, am Gegenstand, am Was? –, entscheidet nicht einzig die Formkunst des Dichters? Hat nicht sogar ein Deutscher Philosoph mit Ansehen, [Johann Friedrich] Herbart, den Satz hingeschrieben: ‚Die Materie ist gleichgültig?‘ Haben nicht ganze ‚Dichterschulen‘ und Künstlergemeinden erklärt, die Kunst ist sich selber Zweck, der Gegenstand ist Nebensache? Hört man nicht noch heute, und nicht allein im Ursprungsland Frankreich, das Schlagwort ‚Die Kunst ist um der Kunst willen da‘ (*L’art pour l’art*) mit überlegener Gebärde gegen jeden losprasseln, der bescheiden meint, die Kunst sei für die sie genießenden Menschen da, für diese werde auch von jedem Künstler das Kunstwerk bestimmt, also müsse doch sozusagen ein wenig mit den Kunststürben der Menschen gerechnet werden – ?

Hier wie so oft ist ein Blick auf die geschichtliche Wirklichkeit der Kunstentwicklung überzeugender als **[348]** alles Streiten um Lehrmeinungen über Wesen und Zweck der Kunst: die Verteidiger des Satzes *L’art pour l’art* können nicht ein einziges Beweisbeispiel anführen; es gibt kein Kunstwerk, zumal in der Dichtung, das bei fehlendem oder nichtigem oder wertlosem Inhalt bloß durch die vollendete Kunstform der allmächtigen Zeit getrotzt hätte. Nicht einmal in Frankreich, wo seit den Tagen der Romantiker und derer um [Théodore de] Banville die Götzendienerei der bloßen Form sich immer wieder laut vernehmen läßt.

Das von Victor Cousin um 1863 geprägte Wort *L’art pour l’art* [bereits 1812 Toussaint-Bernard Emeric-David] war ursprünglich ganz vernünftig gemeint, nämlich: ‚Die Religion ist notwendig für die Religion, die Sittlichkeit für die Sittlichkeit, die Kunst für die Kunst.‘ Gegen die Auffassung, die Kunst sei nur um ihrer selbst willen da, hat schon der Genfer [Rodolphe] Töpffer eingewandt: das sei genau so dumm, wie wenn man sagen wolle: die Sprache sei nur für die Sprache da, die Bilder für die Bilder, die Form für die Form.

Erst die Formenspieler, die in glänzenden Versen wenig oder nichts zu sagen hatten, leugneten die Notwendigkeit eines wertvollen Inhalts. Théophile Gautier, den man gewöhnlich für den Hauptverfechter der zwecklosen Kunst ansieht, hat sich nur unklar ausgedrückt: ‚Für uns ist die Kunst nicht das Mittel, sondern das Ziel ... Jeder Künstler, der sich etwas anders vornimmt als das Schöne, ist in unsern Augen kein Künstler.‘ Aber zum Schönen gehört obenan der wertvolle Inhalt, also der wertvolle Mensch, denn nur der hat Schönheits-, also Kunstwert.

In Deutschland hat kein gewichtiger Kunstforscher, geschweige ein echter Künstler jemals behauptet, auf **[349]** den Inhalt komme nichts an, ein Werk mit nichtigem Stoff könne ein Kunstgebilde sein. Das wichtigste Wort Goethes hierüber lautet: ‚Der innere Gehalt des bearbeiteten Gegenstandes ist der Anfang und das Ende der Kunst.‘ Der sonst sehr gescheite Professor Konrad Lange allerdings nannte einst Gedichte wie Goethes ‚Der du von dem Himmel bist‘ und ‚Ueber allen Gipfeln ist Ruh‘ ein Nichts; aber solche Nichtse sind alle beste reinlyrische Schöpfungen: man kann den Empfindungsgehalt jedes guten Liedes in weniger als

zwei Druckzeilen aussprechen, ja man muß ihn so knapp aussprechen können, sonst ist das Gedicht Gerede, nicht Klang gewordenes Herzgefühl. Der hochgelehrte Professor der Aesthetik Konrad Lange übersah, daß es sich in der Lyrik immer nur um ganz einfache menschliche Urgefühle handeln kann, die so alt wie die Menschenwelt sind, um millionenfach auch in der Alltagsrede ausgesprochene Regungen. Darum sind sie aber keineswegs ein Nichts, sondern jede ist so wertvoll, wie eben Menschengefühle sein können. Goethes ‚Der du von dem Himmel bist‘, dieser Seufzer der von Leidenschaften durchtobten Menschenbrust nach endlichem Frieden, ist nicht neu, nicht wertvoll durch Einzigkeit; aber er ist allgemeinmenschlich, wahr, ewig gültig, also ganz und gar kein Nichts. Freilich im Liede mehr als in jeder andern dichterischen Ausdrucksweise muß die Kunstform den einfachen Inhalt so steigern, daß er als etwas Außerordentliches erscheint. Dies geschieht durch den allmächtigen Zauber, der da heißt Eigentümlichkeit des Ausdrucks und von dem Goethes tiefer Satz gilt: ‚Die originellsten Autoren sind es nicht deswegen, weil sie etwas Neues hervorbringen, sondern allein, weil sie fähig sind, dergleichen **[350]** Dinge zu sagen, als wenn sie vorher niemals wären gesagt worden.‘

Daß bei Goethe sich aus verschiedenen Zeiten und Anlässen, mehr noch durch unzuverlässige Ueberlieferung scheinbar widersprechende Urteile über Stoffgehalt und Kunstgewalt finden, darf nicht wundernehmen. Bei richtiger Wertung laufen alle seine Aussprüche doch darauf hinaus: Nur der wertvolle Mensch, der bedeutende Inhalt sichert dem Kunstwerk Wirkung und Lebensdauer. Nach [Johann Peter] Eckermann hat Goethe gesagt: ‚Im Grunde bleibt kein realer Gegenstand unpoetisch‘; allerdings heißt es weiter: ‚sobald der Dichter ihn gehörig zu gebrauchen weiß‘. Gehörig, also dem Gegenstande angemessen: z. B. ein ohnmächtiger Narr, der sich wie Hauptmanns einsamer Mensch Vockerat für ein Riesengenie hält, könnte vielleicht als Stoff einer ausgelassenen Posse unter den Händen eines kraftvollen Dichters große Wirkung tun. Seltsam genug, daß nicht längst einer unsrer Possendichter sich dieses auf allen Gassen, in allen großstädtischen Kaffehäusern, besonders im ‚Café Größenwahn‘ (das gibt’s oder gab’s in Berlin) zu beliebigem Gebrauch bereiten Stoffes bemächtigt hat. Oskar Blumenthals Lustspiel ‚Im Glashaus‘ war gar nicht übel, hatte aber den ergiebigen Stoff nur abgeschäumt, nicht ausgeschöpft.

Für die Tragödie forderte Aristoteles, der jeden seiner künstlerischen Heischesätze mit dem Blick auf die gesamte ihm geläufige griechische Dramendichtung niederschrieb, nichts aus dem blauen Dunst einer selbstgefälligen Kunstphilosophie heraufstiftete, forderte er nachdrücklich eine ‚Handlung würdigen, bedeutenden Inhalts‘, also bedeutender, wertvoller **[351]** Menschen, denn nur mit diesen ist eine Handlung bedeutenden Inhalts möglich. Und sogar der strengste Richter aller äußerlichen Weltlichkeit, der heilige Augustin, unterschied zwischen Lüge und Lüge in der Kunst: Lüge sei nur die Dichtung, die nichts bedeutet, also auf nichts Höheres hinleitet; die Erdichtung aber, die auf eine Wahrheit hinführt, sei keine Lüge, sondern Verkörperung von etwas Wahrem. Ihm erschien der wertlose Mensch, der bedeutungslose Gegenstand als Kunstlüge.

*

Man kann die Wichtigkeit des Stoffes für den Kunstwert einer Dichtung ebenso einseitig überschätzen wie den der Form. Die ausführlichste Stelle bei Goethe über die Bedeutung von Stoff und Form findet sich im 7. Kapitel des 2. Buches von Dichtung und Wahrheit und lautet: ‚Der innere Gehalt des bearbeiteten Gegenstandes ist der Anfang und das Ende der Kunst. Man wird zwar nicht leugnen, daß das Genie, das ausgebildete Kunsttalent durch Behandlung aus allem alles machen und den widerspenstigsten Stoff bezwingen könne. Genau besehen, entsteht aber alsdann immer mehr ein Kunststück als ein Kunstwerk, welches auf einem würdigen Gegenstande ruhen soll, damit uns zuletzt die Behandlung durch Geschick, Mühe und Fleiß die Würde des Stoffes nur desto glücklicher und herrlicher entgegenbringe.‘ Kann man eine ewige, unerschütterliche Kunstwahrheit überzeugender aussprechen? Leider folgt gleich darauf ein sehr schlecht gewähltes Beispiel: [Karl Wilhelm] Ramlers Gedichte über die Taten Friedrichs des Großen: ‚Alle seine Gedichte sind gehaltvoll, beschäftigen uns mit großen, **[352]** herzerhebenden Gegenständen und behaupten dadurch (?) einen unzerstörlichen Wert.‘ Goethe selbst erlebte noch das Versinken der Gedichte Ramlers; ja sie waren schon versunken, als Goethe jenen Satz niederschrieb. Nein, kein noch so bedeutender, ja gewaltiger Gegenstand schafft einen unzerstörlichen Wert, wenn nicht die gleichwertige Kunstform eines Meisters sich des Gegenstandes bemächtigt, und davon kann bei dem gespreizten Nichtdichter Ramler keine Rede sein. Machten schon die großen, die herzerhebenden Gegenstände den bedeutenden Dichter, so hätten grade wir Deutsche eine unabsehbare Reihe von Klassikern, denn jeder dürrtügste Stümper streckt

seine ohnmächtigen Hände nach den Riesenstoffen aus, natürlich in dem Glauben, daß schon der Stoff ihn mit sich auf die Höhen der Kunst tragen werde. [Christian Dietrich] Grabbe und sein schon beim Leben vergessener Nachtreter [Karl August] Bleibtreu sind die warnenden Beispiele für die Wertlosigkeit des wertvollsten Stoffes in den Händen eines großenwahnsinnigen Nichtkönners.

*

Und trotz alledem bleibt bestehen: obenan der Stoff, nichts ohne den Stoff, wehe dem Kunstzeitalter mit gleichgültigen Stoffen. Schon ein ganz kurz und formlos mitgeteilter Novellenstoff kann tief erschüttern. Hingegen ärgert ein formvollendet behandelter wertloser Gegenstand uns doppelt durch die Vergeudung von Formkunst an das Wertlose. Der wertvolle Mensch im Mittelpunkt, das wertvolle menschliche Erlebnis, die wertvolle menschliche Gedankenwelt – es gibt kein bleibendes Kunstwerk ohne diese drei Voraussetzungen. Die Frage nach dem bleibenden [353] Werte [August von] Platens ist jetzt durch die Zeit entschieden: sein Lebenswerk ist nicht geblieben; aber schon vor hundert Jahren hatte Goethe den Todeskeim gespürt: er verglich Platens Dichtung mit dem auf dem Wasser schwimmenden Kork. Dem Leben Platens fehlte das wertvolle Erlebnis, daher seiner Kunst die Schwere. Die Freude am beschwingten Vers und am klingenden Reim entschädigt den geläuterten Kunstverstand nicht für das Gefühl der gähnenden Leere.

Gewiß ist jedes echte Kunstwerk eine unzerlegbare Einheit und wirkt als Ganzes, ohne daß der Genießer sich zunächst klar wird, ob mehr der Gegenstand oder mehr die Kunstform ihn hingerissen hat. Dennoch wird sich jeder selbst bei oberflächlicher Nachprüfung gestehen, daß der nachhaltigste Eindruck vom Gegenstande herrührt, ja daß in den meisten Fällen von der Form sehr wenig in ihm lebendig nachschwingt. Man rede noch so lehrhaft klug von der Eignung jedes Stoffes für die Kunst, – an dem Maßstabe der Dauer des lebendigen Bleibens behauptet das Werk mit dem wertvolleren Inhalt den Rang vor dem noch so formschönen Werk mit minder wertvollem Inhalt. Der Froschmäusekrieg eines unbekanntenen alten Griechen, [Karl] Immermanns Tulifantchen, des Franzosen [Jean-Baptiste Louis] Gresset Heldengedichtchen ‚Vert-Vert‘ sind allerliebste kleine Kunstwerke, Kleinkunstwerkchen, aber keines von den dreien ist wirklich lebendiger Literaturbesitz geblieben.

Man soll nicht Kunstwerk mit Kunstwerk vergleichen?, jedes fordert seinen eignen Maßstab? Zugegeben, vergleichen wir nicht; aber die Zeit, die über uns allen t[h]ronende Richterin, vergleicht oder wägt ab, unbekümmert um die weisen Ermahnungen [354] zum ‚objektiven‘ Urteil, und sie lehrt uns, daß Größe vor Niedlichkeit, Menschenwert vor zierlicher Spielerei, Gehalt vor Formenkunst geht. Alle bleibende Dichtung handelt von ringenden Menschen, und die ältesten Kunstrichter nannten ein würdiges Schauspiel für Götter den *virum fortem cum mala fortuna compositum*, den starken, den wertvollen Menschen im Kampf mit dem widrigen Schicksal. Kellers ‚Spiegel das Kätzchen‘ ist reizend, ich liebe es, ich bewundere viele einzelne Schönheiten, habe auch meine kleine schmunzelnde Freude am Ganzen; aber wer hat größere Aussichten auf lebendige Dauer: Kellers Romeo und Julie oder Spiegel das Kätzchen?

Einer, der sich für besonders geistreich hielt, hat ein gutgemaltes Bündel Spargel für künstlerisch wertvoller erklärt als einen schlechtgemalten Christus. Der geistreiche Mann hat eine Erdummheit ausgesprochen, denn ein gutgemaltes Bündel Spargel, z. B. das von [Edouard] Manet, ist trotz seinem bescheidenen Gegenstand, immerhin ein Werk der Kunst; ein schlechtgemaltes Bild gehört trotz dem größten Gegenstande überhaupt nicht zur Kunst. In solchem Falle ist die Mahnung: Man soll nicht vergleichen, selbstverständlich.

*

Der Abdruck des vorangegangenen Abschnittes meines Buches ‚Was bleibt?‘ in diesem Jahrbuch zwingt die Frage auf: Wie besteht der Erzähler und Menschenschöpfer Karl May vor der Forderung des wertvollen Menschen als der strengen Unerläßlichkeit für lebendige Dauer? Die Antwort auf diese Frage muß den Begriff der ewigen Weltliteratur beiseite lassen und [355] sich im Bereiche dessen halten, was Karl May selbst gewollt hat. Nach allem, was ich von ihm weiß, hat er sich niemals für einen der großen zeitlosen Dichter gehalten, sondern bei allem berechtigten Selbstgefühl nur für einen Unterhaltungsschriftsteller mit dem hohen Ziel: ein sittlich sauberer Freund und Lehrer seines Volkes, besonders der Jugend zu sein. Daß er dieses Ziel erreicht hat, steht jetzt unanzweifelbar fest. Er hätte es nicht erreicht, er wäre nicht der meistgelesene Erzähler, nicht bloß Deutschlands, geworden, wenn nicht auch in allen seinen erfolgreichsten Romanen der wertvolle Mensch im Mittelpunkt stände. Wertvoll nicht vom erhabensten Blickpunkt der unvergänglichen Weltliteratur, wohl aber von dem bescheidneren des Unterhaltungsromans eines

langandauernden Zeitalters. Die Helden Karl Mays, obenan der unüberwindliche Kara Ben Nemsi, fesseln den Leser, der sich an spannender Unterhaltung genügen läßt. Er liebt Karl Mays Gestalten, er nimmt Herzensanteil an ihren Taten, ihren Schicksalen, ihrer Klugheit und ihrer Dummheit. Wer aber liebt die Johannes Vockerate, wer einen einzigen der vielzuvielen Buddenbrooke, wer den mehr oder weniger schwindsüchtigen, aber vollkommen gleichgültigen Hans Kastrop?

[[356]]

Old Shatterhands Milde

Von Studienrat Fritz Prüfer

©

[[364]]

Der Herold der Völkerversöhnung

Von Ernst Görlich

©

Mittel der Darstellung

Von Studienrat Dr. Max F i n k e t

Mit Genugtuung habe ich im Jahrbuch 1924 Mays Schreibart als eine im wesentlichen gesunde, ja hervorragend flüssige und kraftvolle nachweisen können.

Noch mehr als die Schreibart beherrscht May alle übrigen Mittel der Erzählungskunst und Darstellungsweise. Wie meisterhaft ist z.B. die Eröffnung der „Sklavenkarawane“, Bd. 41, die auch sonst unter den sieben ausdrücklichen Jugendschriften Mays (Bd. 35 - 41) hervorrägt, und zwar besonders durch die Gediegenheit der Vorbereitung!

Die Erzählung beginnt mit einer arabischen Gebetsaufforderung und dem seltsamen Vorgang des El Asr-Gebetes. Sie versetzt uns wie auf einem Zauberteppich in eine Lage, die unsre Wißbegier reizt. Wir sehen die Betenden knien, mit dem Gesicht nach der Gegend von Mekka gerichtet, sich verbeugen, sich mit Sand waschen. Der Sand als Ersatz für Wasser führt zwanglos zur Schilderung des Schauplatzes. Hierbei wendet May das Kunstmittel des Gegensatzes an. Er sagt erst, wo der Schauplatz nicht war. Es war nicht die Sahara, nicht die Hammada, die er schildert. Unsre Neugier wird gereizt dadurch, daß die gewünschte Auskunft vorenthalten wird. Er begnügt sich vorläufig zu sagen: „Aber ein Stück Wüste war es doch, das rundum vor dem Auge lag.“ Schatten war nur hinter einer zackigen Felsengruppe zu finden. In diesem Schatten hatte sich die Karawane gelagert. [371] So sind Mays Uebergänge fast immer geschickt und ungezwungen. Die Erzählung wächst aus einer Keimzelle heraus und folgt einem Gesetz gesunden, inneren Wachstums, das keine Sprünge, kein Spalier kennt, aber freilich auch die Gartenschere vermissen läßt, die wild wuchernde Triebe kappt.

Nun wird die Karawane geschildert. Fünf von den sechs Teilnehmern sind Araber, und zwar „übertrieben strenggläubige Muselmanen“. Wer ist der sechste Teilnehmer? Wie geschickt lenkt May auf ihn unsre Aufmerksamkeit. Der Araber-Scheik murmelt: „Allah verderbe den Hund, den Christen!“ Es heißt nun weiter: „Dabei warf er einen verborgnen bösen Blick auf den sechsten Mann, der hart am Felsen saß und damit beschäftigt war, einen kleinen Vorgel auszubalgen.“ Jetzt wird das Aussehen dieses Mannes geschildert, und zwar, worin er abwich und worin er übereinstimmte mit seiner Umgebung. Der erregende Umstand ist da, die Spannung wächst, Spieler und Gegenspieler sind in künstlerischer Weise ohne jeden Zwang eingeführt. Nun spinnt sich der Rocken der Handlung flott weiter ab.

Die eingestreuten Belehrungen und Betrachtungen empfinde ich selbst mehr als Ruhepunkte, als wohlbekömmliche Verdünnungsmittel des Trankes seiner Erfindung, der leicht überscharf werden könnte.

Zweifellos ist May nicht freizusprechen von einer gewissen Neigung, Seiten zu füllen, ja Zeilen zu schinden, wie der Fachausdruck lautet: die Folge jener auch heut noch herrschenden Unsitte, geistige Leistungen, die doch nichts mit Ausdehnung, sondern nur mit Kraft und Lebenserzeugung zu tun haben, mit der Elle zu messen. Hierzu kommt noch, daß der [372] mit Hochdruck arbeitende Schriftsteller hin und wieder gleichsam sich Leerlaufstellen verordnen mußte, um einer Ueberlastung des Bewußtseins vorzubeugen. Daher manche handlungsleere und scheinbar überflüssige Stelle, manche Weitschweifigkeit der Wechselrede. Doch was den Schriftsteller während der Dauer seiner Schaffenswehen innerlich bedingt, die Notwendigkeit der Atempause, das bedingt nicht den Leser. Deswegen ist es gerechtfertigt, die Werke Mays, wie schon bei einer Reihe von Bänden geschehen, anlässlich neuer Auflagen von diesen handlungsleeren Stellen zu befreien. Doch ist Vorsicht geboten, da nicht abzuleugnen ist, daß solche Stellen bisweilen auch als Kunstmittel, nämlich als verlangsamende, bremsende oder spannende Umstände, zu bewerten sind, wie ja auch in der Musik die Pausen eine hervorragende und unersetzbare Bedeutung für den Bau der Motive und Themen besitzen. Man denke an den Pausenkünstler Beethoven, bei dem manche Pause in dem genauen Ausmaß ihrer Länge eine Offenbarung ist.

Die Kraft und Schärfe des Mayschen Vorstellungsvermögens reißen immer wieder zur Bewunderung hin. Wie ist alles innerlich gesehen, beobachtet, gegenständlich mit der Fülle aller Merkmale einer Sache, dem Auge des Lesers vorgestellt! Er beschreibt z.B. die Bestattungsfeierlichkeiten für Pir Kamek, den Priester der Dschesidi (Bd. 2, S. 106 ff.):

Die Urne wurde abgeladen und an die Seile befestigt. Ein andres Seil, unten an die Urne gebunden, diente dazu, das zerbrechliche Gefäß von den Steinen abzuhalten.

Ist es nicht ein Zeichen einer im Gegenständlichen des Lebens ganz verwurzelten Innenwelt des Dichters, **[373]** wenn er hier, sorgsam wie seine ganze Art, nicht versäumt, die gebrechliche Urne durch ein unten befestigtes Seil von dem Felsen abziehen zu lassen?

May schreibt nicht einfach: „Während wir rauchten ...“, sondern belebt den Vorgang durch eine Einzelheit: „Während wir den starken, rauhen und nur wenig fermentierten Tabak von Kelekowa in Brand steckten“ (Bd. 2, S. 126).

Beherztigt May überall die bekannte Regel, derzufolge ein guter Schriftsteller ins Einzelne gehen muß, um zu fesseln? Der Sprachwelschling sagt: „Wer detailliert, interessiert.“ May begnügt sich z.B. nicht, einfach zu sagen, daß ein Schriftstück des greisen Dschesidi-Priesters Pir Kamek (Bd. 2, S. 88) im Innern des hohlen Baums versteckt gewesen sei. Nein, er spricht von einer besonderen Baumart, von dem Thinar-Baum. Er weiß jede Handlung mit einer Fülle gegenständlicher Anschauungen im Kleinsten zu beleben, so wenn er schildert, wie eine geheime Schrift entziffert wird (z.B. Bd. 2, S. 93; Bd. 3, S. 640/41). Er löst, worauf schon Fritz Prüfer in seinem aufschlußreichen Aufsatz über den Wert des „Blauroten Methusalem“ (Jahrbuch 1918) vom Standpunkt des Lehrers und des Unterrichts hinwies, überall Beschreibung in Handlung auf und befriedigt damit ein schon von Homer durchgehend erfülltes Gesetz der Darstellung.

Mays Schriften sind vielfach, z.B. auch in erd- und völkerkundlicher Hinsicht, belehrend, doch mehr durch allgemeine Kennzeichnungen und treffende Stimmungsbilder als in allen Einzelheiten.

Die fremdsprachlichen Wechselreden und sonstigen Bestandteile haben nur eine schwache innere Beziehung. **[374]** Sie wirken als Reize, als Köder der Einbildungskraft, als Theaterflitter. Daher auch die Fülle sphinxartiger Kapitelüberschriften. So in Bd. 10 und 23. –

Daß May dennoch scharf schaute, fein schilderte, wahrheitsgetreu malte, Gestalten richtig zeichnete, bekennt ja auch der aus dem Weltkrieg als Berichterstatter bekannte Schriftsteller E. S e r m a n n in seinem Aufsatz „Auf den Spuren Kara Ben Nemsis“ (Jahrbuch 1918). Aehnlich der Hauptmann Hans-Erich T z s c h i r n e r - B e y (Jahrbuch 1919) und andre Sachkenner.

Man geht fehl, wenn man bei May völlig zuverlässige Belehrungen überhaupt auf allen Gebieten des Wissens fordert. Erwartet man denn bei einem Schriftsteller, der sich selbst als Hakawati, als Märchenerzähler, ausdrücklich bezeichnet, die Sachlichkeit der Wissenschaft? Wenn nun auf der einen Seite die Prüfung der Einzelheiten bei May seinen Ruhm einwandfreier Sachlichkeit hier und da zerbröckeln mußte, so lernte man ihn auf der andern Seite als erfindungsreichen Erzähler und einen grundgütigen Menschen um so höher schätzen. Ueberdies werden die neuen Auflagen allmählich auch nach der sachlichen Seite hin verbessert, so daß die Schulen Mays Werke nicht nur als Träger sittlicher Hochziele, sondern auch als Mittel sachlicher Belehrung ruhig verwerten können.

Mays Schreibart³⁷ ist stellenweise hastig, ungepflegt, doch immer ehrlich. Sie ist vor allem nicht papieren, sie drückt seine innern Zustände und Gesichte **[375]** immer leicht verständlich, oft sehr frisch und lebendig aus, während wir bei vielen höher geschätzten Schriftstellern oft Satzgebilde finden, die nur mit Anstrengung und Hemmung und dann noch unvollständig zu verstehen sind. Der gute Eifer für das Wohl der Jugend darf nicht dazu verführen, mit der roten Tinte schulmeisterlicher Einseitigkeit die Schönheitsfehler einer Schreibweise anzustreichen, die durch ihre Vorzüge, vor allem durch Klarheit, Verständlichkeit und wohlklingenden Fluß weit mehr als nur wettgemacht werden. Denn die schlimmsten Gebrechen unsrer Schreibweise sind: Gespreiztheit, unklare Gliederung, Bildervermischung, die stets auf Unehrllichkeit oder Unreife deuten, ferner unschöne Taktschrift und Fehlgreifen im Ausdruck. Von all diesen Gebrechen ist Mays Schreibweise im wesentlichen frei.

May ist wirklich, wie H e r m a n n H e s s e in einem eignen Aufsatz über ihn bekannte, kein Macher, sondern ein Schriftsteller, der die verschiedenen Kunstmittel der Erzählung mit zunehmender Meisterschaft, freilich mehr unbewußt als planmäßig anwendet. Seine Kunst steht, wie bei allen Genies, mit der unbewußten Natur im innigsten Bunde. Verdient der als Schundschriftsteller, als Macher abgetan zu werden, der so entschieden für sittliche Hochziele eintritt, der in 40 Bänden das Kunststück fertig bringt, auf das Allerweltsmittel der spannungsuchenden Schriftsteller zu verzichten, das Liebesspiel? Welche Meisterschaft

³⁷ Vgl. meinen Aufsatz im Jahrbuch 1924

verrät sich in der Kunst der Darstellung, des Aufbaus und der Einführung der handelnden Personen (Exposition)! Hierfür noch ein Beispiel. Man lese im Bd. 3 „Von Bagdad nach Stambul“ das siebente Kapitel „In Stambul“:

[376] Da saßen zwei in einem Zimmer des Hotel de Pest in Pera, tranken den famosen Ruster, den ihnen der Wirt, Herr Totfaluschi, eingeschenkt hatte, rauchten dazu und langweilten sich entsetzlich, wie es schien.

Sie sahen nicht gar sehr „geschniegelt und gebügelt“ aus. Das Aeußere des einen bestand in langen, starken Juchtenstiefeln, einer braunen Hose, einer braunen Jacke, sonnenverbranntem Gesicht und braunen Beduinenhänden. Das Aeußere des andern war „grau in grau gemalt“, die Nase ausgenommen, die sich mit einem ausdauernden holden Erröten präsentierte. Sie tranken und rauchten, und rauchten und tranken in allertiefster Schweigsamkeit. War es wirklich aus Langeweile, oder trugen sie sich mit großen, weltbewegenden Gedanken, für welche die Sprache der Menschen glücklicherweise keinen passenden Ausdruck fand?

Es schien das letzte der Fall zu sein, denn plötzlich öffnete der Graue den Mund, schüttelte die Nase und schloß die Augen; er konnte es nicht länger verhindern, einer seiner großen Gedanken befreite sich und riß sich los in den siegreich hervorgestoßenen Worten:

„Master, was haltet Ihr von der orientalischen Frage?“

„Daß sie nicht mit einem Frage-, sondern mit einem Ausrufzeichen zu markieren ist,“ lautete die Antwort des Braunen.

Der Graue tat seinen Mund wieder zu, riß die Augen auf und machte ein Gesicht, als habe er eben einen Band von Keladis „Sprüche eines Weisen“, Großfolio und in Schweinsleder gebunden, verschlingen müssen.

Der Graue war Sir David Lindsay, und der Braune, der war ich.

Man wird mir zugeben, daß Vorenthaltung der Namen hier wie sonst als ein spannungserregender Umstand wirkt. In geschickterer und ungezwungenerer Weise sind die beiden Personen kaum ins Spiel zu bringen.

Ein Mittel, die Spannung des Zwiegesprächs zu erhöhen, wird von May meisterlich gehandhabt: das der Enttäuschung. Er hält seinen Gesprächsgegner, **[377]** auf seinen Gedankengang scheinbar eingehend, lange Zeit auf falscher Fährte, um dann auf dem Höhepunkt der Erwartung jäh mit dem Gegenteil des Erwarteten herauszuplatzen. Dies reichlich angewandte Mittel wirkt außerordentlich anregend auf das Vergnügen des Lesers. Als Beispiel für diesen Grundzug der Mayschen Romanteknik sei das Gespräch abgedruckt, das May in Amadijah, wo er die Befreiung Amad el Ghandurs, des Sohnes Mohammeds, des Scheichs der Schammar, betreibt, mit dem prachtvoll gezeichneten Mutesselim und dem Makredsches führt. Die beiden Ehrenmänner wollen ein Lösegeld von ihm erpressen.

„Ja. Der Mutesselim wird dich gefangennehmen und dich nach Mossul schicken, dich und alle, die bei dir sind. Es gibt nur ein einziges Mittel, dich und sie zu retten.“

„Welches?“

Er gab einen Wink und die drei Offiziere traten ab.

„Du bist ein Emir aus Frankistan, denn die Nemsis sind Franken,“ begann nun der Makredsches. „Ich weiß, daß du unter dem Schutz ihrer Konsuln stehst, und daß wir dich also nicht töten dürfen. Aber du hast ein Verbrechen begangen, auf dem die Strafe des Todes steht. Wir müssen dich über Mossul nach Stambul senden, wo du dann allerdings ganz gewiß deine Strafe erleiden wirst.“

Er machte eine Pause. Es schien ihm nicht leicht zu werden, jetzt die richtige Wendung zu finden.

„Weiter!“ meinte ich.

„Nun bist du aber ein Schützling des Mutessarifs gewesen; auch der Mutesselim hat dich freundlich aufgenommen, und so wollen diese beiden nicht, daß dir ein so trauriges Los bereitet werde.“

„Allah denke ihrer dafür in ihrer letzten Stunde!“

„Ja! Darum ist es möglich, daß wir von einer Verfolgung dieser Sache absehen, wenn - - -“

„Nun, wenn?“

[378] „Wenn du uns sagst, wieviel das Leben eines Emirs aus Germanistan wert ist.“

„Es ist gar nichts wert.“

„Nichts? Du scherzest!“

„Ich rede im Ernst. Gar nichts ist es wert.“

„Inwiefern?“

„Weil Allah auch einen Emir in jeder Stunde zu sich fordern kann.“

„Du hast recht; das Leben steht in Allahs Hand; aber es ist ein Gut, das man beschützen und erhalten soll!“

„Du scheinst kein guter Moslem zu sein, denn sonst würdest du wissen, daß die Wege des Menschen im Buch verzeichnet stehen.“

„Und dennoch kann der Mensch sein Leben wegwerfen, wenn er diesem Buch nicht gehorcht. Willst du dieses tun?“

„Nun gut, Makredsich. Wie hoch würdest du dein eigenes Leben schätzen?“

„Wenigstens zehntausend Piaster.“

„So ist das Leben eines Nemtsche gerade zehntausendmal mehr wert, nämlich hundert Millionen Piaster. Wie kommt es, daß ein Türke so sehr tief im Preis steht?“

Er blickte mich verwundert an. „Bist du so ein reicher Emir?“

„Ja, da ich ein so teures Leben besitze.“

„So meine ich, daß du hier in Amadijah dein Leben auf zwanzigtausend Piaster schätzen wirst.“

„Natürlich!“

„Und das deines Hadschi Lindsay-Bey ebenso hoch.“

„Ich stimme bei.“

„Und zehntausend für den dritten.“

„Ist nicht zu viel.“

„Und dein Diener?“

„Er ist zwar ein Araber, aber ein tapftrer und treuer Mann, der ebensoviele wert ist, wie jeder andre.“

„So meinst du, daß auch er zehntausend kostet?“

„Ja.“

„Hast du die Summe berechnet?“

„Sechzigtausend Piaster. Nicht?“

„Ja. Habt ihr soviel Geld bei euch?“

[379] „Wir sind sehr reich, Effendi.“

„Wann wollt ihr bezahlen?“

„Gar nicht.“

Es war spaßig zu beobachten, mit welchen Gesichtern die beiden Männer erst mich und dann sich ansahen. Dann fragte der Makredsich:

„Wie meinst du das, Effendi?“

May versteht sich überhaupt auf die Lesenseele. Er hat die rechte Witterung für das Zeitmaß, in dem ihr Spannungshunger befriedigt werden muß. Er vermeidet mit richtigem Blick im allgemeinen ein Zuviel und ein Zuwenig an Spannung, er „dosiert“ sie gleichsam richtig nach den Gesetzen, die zur „Diätetik“ der Lesenseele gehören. Ich habe in dieser Beziehung immer jene Stelle im Bd. 24 „Weihnacht“ bewundert, an der May, vielmehr Old Shatterhand, der ausgewanderten Frau Hiller den auf Leder geschriebenen Indianerbrief deutet. Mit welcher Kunst bekommen wir hier (S. 200 - 210) nach und nach im Verlauf des Wechselgesprächs alles Wissenswerte zu erfahren!

Der Mann der Frau Hiller, ein Pelzhändler, ist in die Gefangenschaft eines Indianerhäuptlings geraten, der ihn als Geisel benutzt und seine Freigabe von der Lieferung einer großen Gewehrmenge abhängig macht. Sein erpresserisches Angebot hat er einem Lederbrief anvertraut, dessen Bedeutung die ahnungslose Frau gar nicht kennt. Schon das ist ein Kunstgriff des Schriftstellers, daß er die Empfängerin des geheimnisvollen Indianerbriefs auf die gleiche Stufe der Unkenntnis stellt, auf der sich der Leser befindet. Wie Old Shatterhand die um ihren so lange ausgebliebenen Mann bangende Frau schrittweise aufklärt über das Wesen des Stückchens Leder, die Art des Briefverschlusses, **[380]** wie er durch Aufweichen des zusammengelegten Lederstücks den Brief öffnet und schließlich die sichtbar gewordene Bilderschrift entziffert, und dabei in spannungsreichem Hin und Her von Frage und Belehrung allmählich alle Einzelheiten der Gefangennahme ihres Gatten erfährt: das alles ist so fabelhaft sicher aufgebaut, daß May auch der Anerkennung von Anspruchsvolleren sicher sein sollte. Keine trockene Belehrung, überall lebensvolle Handlung; überall wird das Wissen dem Leser in innigster Verbindung mit dem Schicksal von Menschen, ihren Leiden, Freuden und Erwartungen vermittelt.

Ein Schundliterat ergeht sich, mindestens dann und wann, in schwülstigen Gemeinplätzen und unechten Gefühlsduseleien. So gut wie nichts von alledem bei Karl May. Seine Sprache ist klar, knapp, Hauptsatzliebend, hat Hand und Fuß, Anschauung und Bildhaftigkeit. Seine Beschreibungen haben immer die Form aufeinanderfolgender Beobachtungen.

Er schildert lebendig, immer sachlich und gibt stets greifbare Maßzahlen. Besonders gelingen ihm Menschenschilderungen, die mit einfachsten Mitteln oft wahre Kabinettstücke an Kunst der Darstellung bieten. Man lese daraufhin z.B. die Schilderung des Haushofmeisters Selim im ersten Band des „Mahdi“! May ist groß, ja in seiner Art einzig in der Kunst, Menschentypen zu schaffen und diese mit einfachsten, aber zwingend anschaulichen Mitteln zu kennzeichnen. Er erinnert in der Verwendung harmloser und urwüchsiger Mittel, vor allem der Situationskomik und Gestaltkomik, an Wilhelm Busch. Bei ihm kommt noch die Sprachkomik dazu. So sagt Selim immer: „Richtig, sehr richtig.“ In den amerikanischen Erzählungen **[381]** kommt ein an die Plakatreklame der „Stettiner Sänger“ erinnerndes Freundespaar vor. Der Lange hat die ständige Redewendung: „Wenn du denkst, lieber Dick, daß ..., so habe ich nichts dagegen.“ Mit zwingender Drolligkeit gezeichnete Käuze sind u.a. der Hobble-Frank und die Tante Droll in „Halbblut“, Gottfried von Bouillon, Kapitän Turnerstick und Mijnheer van Aardappelenbosch im „Blauroten Methusalem“, Hadschi Halef Omar - der freilich über alle bloße Komik weit hinauswächst, als Held und Mensch innerer Entwicklung - und viele, viele andre.

Wer könnte unsrer Schuljugend die bunte Eigenart orientalischen Straßenlebens so anschaulich vor Augen führen wie May?

Durch ein vernichtendes Urteil über May wurde ich vor Jahren veranlaßt, nach langer Zeit einmal wieder einen Band May zu lesen. Aber diesmal dämmte ich den Anteil am Stofflichen und am Handlungsablauf gewaltsam zurück und prüfte, sichtete, schürfte zweifelnd und forschte Zeile für Zeile nach einer Spur der Berechtigung, die jenem vernichtenden Urteil zukommen könnte. Auch grad vom Standpunkt des Lehrers fragte ich immer wieder nach Wert und Unwert, Nutzen und Schaden, förderlicher und verderblicher, volkserzieherischer und volksschädigender Wirkung der Mayschen Bücher. Nehmt alles nur in allem: sie sind schulwürdig.

Das Buch ohne Ende

Von Mittelschulrektor a. D. Franz Rohrmoser

Wir ostpreußischen Salzburger haben uns manchen erlebten Zug durch den Wandel der Zeiten erhalten. Wir bleiben am liebsten da sitzen, wo der Soldatenkönig vor fast 200 Jahren unsere Sippen an Pregel, Inster und Angerapp seßhaft gemacht hat, und wenn wir gar über das alte Königsberg hinaus müssen, ist es uns, als gingen wir ins Ausland. Das alte Bauernblut vererbt sich unverdünnt von Geschlecht zu Geschlecht. Wenn das Schicksal auch diesen und jenen in den Soldatenrock gesteckt, an den Schreibtisch des Beamten, in die Stube des Gelehrten gebannt hat: die Sehnsucht nach der Scholle, die die Väter gepflügt, kommt immer wieder zum Durchbruch, und die Güter und Bauernhöfe sind die Mittelpunkte, um die sich die Geschwister, die Vettern, Neffen und Nichten sammeln, mögen sie noch so zerstreut leben. Ich muß das vorausschicken, denn wäre es nicht so, hätte ich meine Bekanntschaft mit Karl May nicht schon als Quartaner gemacht.

Wie die meisten auf dem Lande bodenständigen Familien haben wir einen sehr ausgedehnten Kreis von Verwandten, die zumeist auf ihren Höfen in den Kreisen Gumbinnen und Insterburg sitzen. Das hatte für meine Geschwister und mich den Vorzug, daß unsere Ferien sich immer sehr abwechslungsreich gestalteten, weil wir nicht nur von den Großeltern, sondern auch von den zahlreichen Geschwistern unserer Eltern eingeladen wurden. Natürlich hatten wir es bald heraus, [383] wo es am schönsten war, und wo es sich lohnte, am längsten zu verweilen. Zuerst liebte ich die meiner Verwandten an meisten, die den größten Obstgarten hatten. Später schloß ich einen Onkel ganz besonders ins Herz, der mich allein ausreiten ließ, dann wieder einen andern, der eine große Bücherei besaß. Als ich aber Student war, zog es mich dahin, wo nicht etwa schöne Basen waren, wie die verehrte Leserin vielleicht meint, sondern wo es die besten Zigarren und am reichlichsten kommentmäßigen „Stoff“ gab.

Ich bitte, nicht ungeduldig zu werden, denn nun komme ich allmählich zu Karl May. Ein Schwager meines Vaters hatte einen größeren Hof im Kreis Gumbinnen; aber so idyllisch schön er auch an den romantischen Schluchten lag, durch die tief unten die tückische Angerapp rauscht, nach dem Maßstab, den wir Kinder anlegten, war dort „nicht viel los“. Die drei Basen waren für Spielgefährten zu alt, außer den schnell abgegrasten Stachelbeeren gab es nur Spätobst, die Pferde wurden alle zum Ackern gebraucht, und die Geschichten aus den alten Jahrgängen des „Lahrer hinkenden Boten“ wußten wir mittlerweile auswendig. Nur eine Merkwürdigkeit hatte das Haus für uns: es wurde dort Sirup gekocht, den wir mit Löffeln essen durften. Wenn wir uns dann dergestalt den Magen genügend verdorben hatten, zogen wir weiter.

Aber in einem Jahr begab sich hier ein Ereignis, das für mich nicht ohne Bedeutung war und bewirkt hat, daß ich jenen einsamen Bauernhof nicht vergessen habe, wie so vieles andere aus meinem Jugendland.

Auf einem Schrank fand ich eines Tages, als Regenwetter mich in die Stube bannte und ich des Sechsendsechzigspiels, das ein uralter Großonkel uns Kindern [384] beigebracht hatte, müde war, ein dickes verstaubtes Buch. Es hatte den Titel: „Die Verfolgung rund um die Erde“ und war von Karl May. Die folgenden Tage war ich kaum zum Essen zu bewegen. Ich lag irgendwo unter einem Baum und las und las.

Bis dahin waren der Telamonier Ajas und der göttliche Dulder Odysseus die Helden meiner Träume gewesen. Ich hatte die „Sagen Trojas“ und die „Irrfahrten“ des Königs von Ithaka schon als Sextaner zahllose Male verschlungen, und mein früh erwachter Hang zu romantischen Träumereien und meine lebhaftere Einbildungskraft bewirkten es, daß ich, ein zweiter Don Quijote, beinahe die Grenze zwischen Wahn und Wirklichkeit vergaß und mein Ich mit den Gestalten meiner Helden verschmolz. Wobei ich allerdings bei den Schlachten, die wir Gymnasiasten vor der alten Turnhalle in Königsberg den „Klippschülern“ zu liefern pflegten, manchmal rauh in die Wirklichkeit zurückgestoßen wurde, indem man mir zu Gemüte führte, daß ich zum mindesten nicht unbesiegbar sei.

Nun ging eine neue Welt vor mir auf. Nicht Götter und Halbgötter, Menschen von Fleisch und Blut waren es, die unerhörte Gefahren bestanden, unglaubliche Taten verübten. Nicht Lieblinge der Götter und Göttinnen besiegten mit deren Hilfe ihre Feinde: hier stand der Mann für sich allein, eigener Mut, Kaltblütigkeit, scharfes logisches Denken verhalfen zum Erfolg. Ich war wie verzaubert.

Und dann kam der jähe Sturz aus allen Himmeln. Es war nur der erste Band. So fieberhaft ich auch das ganze Haus bis zu den Dachkammern durchsuchte, ich fand keine Fortsetzung. Niemand wußte, woher das

Buch gekommen war. Vielleicht hatte mein verstorbener **[385]** Vetter, der irgendwo im Reich bei einem Dragonerregiment gedient hatte, es seinerzeit mitgebracht. Ich mußte mich in mein Schicksal fügen.

Ich war so unglücklich, wie man als Kind nur sein kann. Ich zermarterte mir den Kopf, um einen Ausgang der verwickelten Handlung, deren Schauplatz fast die ganze Welt war, zu finden: vergeblich. Ich war froh, als die Ferien endlich vorüber waren.

In Königsberg wanderte ich von einer Leihbibliothek zur anderen, wochenlang. Aber überall schüttelte man den Kopf, niemand kannte das Buch. Als Saul seine Eselin suchte, fand er wenigstens ein Königreich. Ich erreichte durch meine Forschungsreise nichts, als daß ich einen Aufsatz zu spät abieferte und dafür zwei Stunden nachsitzen mußte. Aber mein Buch fand ich nicht.

Einige Jahre danach, als Obersekundaner, wurde ich mit einem Klassengenossen befreundet, der alle bis dahin erschienenen Werke von Karl May besaß. Ich las den Winnetou, die morgenländischen Romane, alle andern, ich durchstöberte die Jahrgänge des „Guten Kameraden“, in denen sich manche Erzählung von Karl May vorfand, aber mein Buch war nicht darunter. Vielleicht handelt es sich um ein Jugendwerk, weniger wert als die späteren, so daß der Verfasser es ausgemerzt hat. Vielleicht hat er es in eine andere Form gegossen, ich habe es jedenfalls nicht auftreiben können.

Ich habe dann in späteren Jahren immer wieder zu den Büchern Karl Mays gegriffen und so feststellen können, daß nicht nur jugendliche Urteilslosigkeit mich für ihn hatte schwärmen lassen. Ich habe in meiner Eigenschaft als Schulleiter mich für berechtigt gehalten, in Wort und Schrift in die Kämpfe um Karl May einzugreifen, und ich habe es mit herzlicher **[386]** Freude erlebt, daß das Geschrei seiner Angreifer mehr und mehr verstummte. Ich versenke mich auch heute noch, um die Sorgen des Alltags zu vergessen, in die Welt der Abenteuer, die aus den so oft gelesenen Bänden vor mir aufsteigt. Aber ich tue es nie, ohne dabei jenes geheimnisvollen Buches zu gedenken, das mir einst so viel Freude und so viel Kummer gemacht hat, nie ohne ein leises Bedauern, daß es für mich ein Buch ohne Ende geblieben ist.

*

Anmerkung des Karl-May-Verlags: Den Wunsch des Verfassers, jetzt nach Jahrzehnten den Roman seiner Jugenderinnerung zu Ende zu lesen, konnten wir erfüllen, indem wir ihm die Bände 51–55 unsrer Sammlung übermittelten. Mit dem „Buch ohne Ende“ ist nämlich der vielumstrittene Lieferungsroman „Waldröschen“ gemeint, der von dem einstigen Verleger gelegentlich auch unter dem Titel „Die Verfolgung rund um die Erde“ verbreitet wurde.

Ueber die seltsamen Geschicke dieses Romans, der inzwischen in sorgfältig durchgefeilter Fassung und selbstverständlich unter Wegfall des bisherigen farblosen Titels als Band 51–55 unsrer Sammlung herauskam, habe ich mich eingehend im Jahrbuch 1926 geäußert. Meine damalige Aufsatzreihe ist inzwischen auch als Sonderdruck unter dem Titel „Die Lieferungsromane Karl Mays“ erschienen. Für alle unsre Leser werden die obigen Ausführungen Rohrmosers von Reiz sein; denn sie bezeugen, wie außerordentlich nachhaltig selbst jene Schriften Karl Mays wirkten, die in dem früheren Gewand nicht in jeder Hinsicht vollwertige Kinder seiner Muse waren.

Dr. E. A. Schmid.

Ewigkeitsbewußt

Von Tono Kaiser

Alle Lebenswege führen ins Zeitlose. Alles Zeitliche mündet im Vergänglichen. Der Höhenwanderer durchschreitet die Täler des Tages und lacht ob dieser Vergänglichkeit. Er steigt auf die Höhen der Einsamkeit und meißeilt Stufen in steile Felsen, die zum Gipfel der Ueberwindung führen. Nur auf ihm herrscht nicht Zeitentag, sondern der Tag der Seele. Die Sonne der Ewigkeit schenkt ihm sein Licht, und seine Nacht ist ein Ausruhen in letzter Ahnung. Tausende andre wandern lieber in Tälern des Zeitlichen, sehen die Höhen jenseits von Gut und Böse, den Gipfel der Ueberwindung nicht und sind blind für das Streben suchender Höhenseele. Geben sie dann einmal ein Urteil ab über den Wanderer, der über ihre kleinen Ziele, über ihre engen Köpfe hinaus und empor zum Sonnennahen gepilgert ist, dann sehen sie nur die Wege, die der Wanderer zurücklegen mußte, bevor er den Gipfel auch nur erschauen konnte. Ihr Urteil ist engherzig und engstirnig, und dem Vergänglichen gilt es. Für die Schritte zum Unbesiegbaren haben sie keinen Blick übrig; es fehlt ihnen das reine, das überwindende Auge dazu, und so fehlt auch die Wahrheit des Erschöpfenden in ihrem kurzsichtigen, harten Urteil über den Höhenwanderer. –

Weit und beschwerlich ist der Weg von den Tälern des Tages bis zu den Höhen zeitbefreiten Erkennens! **[388]** Viele bleiben auf der Strecke liegen. Viele ersticken schon im Staub der Täler, ehe sie auch nur den ersten Hügel der Höhenwanderung erreicht haben. Andre ruhen zu lang unterwegs aus, und bis sie zum Weiterwandern schreiten wollen, sind ihre Glieder erstarrt. Wieder andre glauben vorwärts zu schreiten, den Höhen zu, den ersehnten; aber Unbewußtes treibt ihre Füße nach rückwärts und noch im Krebsen glauben sie aufwärts zu steigen. Sie klettern auf Wolkenberge, statt auf Lebenshöhen und verwechseln Nebel und von der Welt abtrennende Unklarheit mit reifer Einsamkeit. Und wieder andre glauben den Pfad gehen zu müssen, auf dem ihnen das grellste Licht entgegenleuchtet. Aber auch Trug ist grellfarbig! Das Leuchten tagfreien Erkennens hingegen ist frei von Aufdringlichem.

Nur der Höhenwanderer schreitet unbeirrt vorwärts. Freilich, den Gefahren des Tags und seines Sumpfgeistes entgeht er nicht. Er kann stolpern, auch fallen; aber er kann nicht liegen bleiben. Er kann durch Sumpf waten, aber nicht vermooren! – So er dann die Höhen der vereinsamenden Erkenntnis nach vielen Mühen und Kämpfen erreicht hat, hört und sieht er sich selbst. Tausende sehen sich selbst erst in ihren letzten Stunden; andre hören und sehen sich selbst niemals in ihrem Leben, weil sie alles Aeußerliche als Wesenhaftes achten. –

Aus der Selbsterkenntnis des Höhenwanderers aber sprudelt ihm zugleich die Kraftquelle zum letzten, zum beschwerlichsten Lebensweg, zur Wanderung auf den Gipfel der Ueberwindung. Die schmalen Pfade führen da über den Leidgrat des Seins. Die Schluchten des Tages liegen unter den **[389]** Füßen, unter dem Blick liegt die Jahrtausenddauer des Vergänglichen, die Zähigkeit aller Erdüberlieferung. Der Pfad ist steinig; die Torheiten der Menschen haben ihn mit versteinertem Leid gekieselst; jeder Kiesel spitz und scharf – irgend ein vergangener Schmerz. Dem Höhenwanderer ist nichts unbekannt auf diesem Leidgrat, auch nicht die klaffenden Felssäulen schmerzgerächter Lust, die, nach dem Ziel zu, tief aus den Gründen wie mahnende Arme ins Zukünftige ragen. Seine eigenen vergangenen Torheiten, seine eigenen Kämpfe und Schmerzen liegen mit versteinert auf dieser Strecke und schürfen ihn bei jedem Schritt. Wenige nur gehen diesen Prüfungsweg und von den wenigen bestehen die meisten die Prüfung nicht. Sie sind nicht reif zur Ueberwindung; sie sind nicht stark genug, um sich die Stufen zum Gipfel hämmern zu können, und Hilfe finden sie hier nicht. Die einen stürzen ohnmächtig in die dunklen Klüfte des Tages zurück; sie ruhten zu wenig aus auf der Höhe des großen Erkennens. Sie verliebten sich in deren Einsamkeit. Sie überwandten wohl den Zeitentag und sein Schattensein, aber es fehlte ihnen die Kraft, auch noch die Vereinsamung zu überwinden, die dieser Sieg zur Folge hat. Stufen bauen zum Gipfel der Ueberwindung heißt aber auch noch besiegen wollen, was der Liebe wert ist!

Der Höhenwanderer steigt empor auf seinen eigenen Treppen. Er baute sie vom mächtigen Dom seiner starken Seele aus als Freitreppen zum letzten Ziel. Leichter werden seine Füße, freier sein Atem. Irgend eine Sehnsucht, die von den Tälern herauf kam, wollte ihn manchmal müde machen. Aber irgend ein andres, höheres Sehnen, das vom erschauten **[390]** Gipfel herab flutete, trieb ihn aufwärts. Da hat er diesen Gipfel, die überragende Höhe der Ueberwindung denn erreicht! Die Welt der Zeit liegt unter ihm; Tage und

Nächte des Seins liegen unter ihm; die Einsamkeit und ihre vereinsamende Erkenntnis liegen unter ihm und mit ihr er selbst! – Ausschau hält sein Blick und findet nichts als Ewigkeit. Ausschau hält seine Seele und findet alles! Von Grenzenmärchen, von Menschenhaß und Animamächten weiß sie nur in Rückerinnerung. Und Ausschau wird Ahnung: Auf dem Gipfel der Ueberwindung, dessen Grundfelsen die Selbstüberwindung ist, fließt das Menschliche ins Göttliche über, und als dessen Teil greift der Höhenwanderer als Heimgefundener in die Saiten seiner tagbefreiten Seele. Er wird sich – ewigkeitsbewußt:

Ich schwing das Rad
Der Ewigkeit,
Wenn ich die Urheimat gefunden,
Und sich im Jubelfest
Befreiter Stunden
In Purpurfeldern ferner Welten
Mein Hauch ergatterter Vergangenheit
Mit Sternenzukunft hat gebunden. –

Dann breche ich den morschen Wust,
Der erdenschwer und zäh mich hält,
Und flattere in Himmelslust,
Erlöst vom „Glück“,
Zur neuen überlebten Welt!

Ich schwing das Rad
Zeitloser Zeit,
[391] Vom Schwächsten und vom Zeitenschwall
Endlich befreit,
und lach bewußt
mich selbst zum All! –

Werd Schwing-Rad selbst,
Das Erdentag
Und seine teufelschwangre Plag
Im Schwung zermalmt,
Bis alle Lügenwelt verqualmt,
Bis Menschentorheit erdverbannt,
und mein Erkennen klar
Die Lösung letzter Rätselqual
In neue Morgenländer flammt. –

Geborenwerden des Gebärens
Stürmt urwild dann
Mir kraftbewußt durchs Herz,
Und all mein Ende,
Das die Zeit errang,
Tanzt anfangwärts! –

Des Höhenwanderers Werke, geschöpft aus Bronnen, die er während der Höhenwanderung auf dem Leidgrat von Erlebnis zu Erlebnis in eigener Seele gegraben, sie wirken weiter, ihr Geist der Höhe tanzt anfangwärts als Schicksalsausgleich, als Verbindung zwischen Zeitenlauf und Menschheitsfrage, als Erfüllung der Ewigkeit.

Wie wenige solcher Höhenwanderer gibt es doch und wie viele von diesen Wenigen bleiben unerkant, ungesehen, falsch gewertet! Einer, der die Wanderung von den Tälern des Tages aus aufgenommen und die Sümpfe und Höhlen Ardistsans, des **[392]** Anima-Menschenreichs durchschritten hatte; einer, der emporgestiegen ist durch seine eigenen Fehler und Irrungen hindurch mit Grauen und Entsetzen und erschütternden Kämpfen, als ob er durch den Morast der ganzen Menschheit hindurch hätte müssen, empor bis zur Höhe der Sehnsucht nach letztem Erkennen, zur Höhe der Geisterschmiede, wo er als wahrer

Höhenwanderer auch noch durch dieses Prüfungsland dem Gipfel der Ueberwindung zu weiter schritt, zum Dschinnistan des Seins, ins Reich des Edelmenschen; einer, der seiner Zeit Ewigkeit predigte, und selber trotz aller äußeren und inneren Anfeindungen mehr der Ewigkeit zu leben als der Zeit zu dienen suchte, einer dieser wenigen Höhenwanderer war Karl May. Er war ewigkeitsbewußt, indem er den Weg seines Lieblingsmärchens „Sitara“ schritt. Es war für ihn, den armen Weberssohn, den schon in Kindheit und Jugend die graue Not, das herbe Zeitenleid eisern umklammert hielt, ein beschwerlicher und weiter Pfad, bis er den Tälern des Tages, ihrem Unkraut und Dornengeheck entrann und auf der einsamen Höhe jenes letzten Erkennens ausruhen konnte, das über das Zeitliche hinaus zum Gipfel der Ueberwindung weist. Er mußte erst gar viele schwere Zeiterlebnisse hinter sich haben auf seiner Wanderung, mußte erst den zeitgefangenen, qualdurchwühlten Teil seines eigenen Ichs hinter sich sehen, bis er sich die Stufen bis zu diesem Gipfel bauen konnte. Im ersten Teil von „Ardistan und Dschinnistan“ hat er als Diener seiner überzeitlichen Sehnsucht diese Treppen zur Ueberwindung also gezeichnet: „Die Antwort auf die Menschheitsfrage suchen heißt **[393]** leben. Wer da stirbt, ohne gesucht zu haben, der hat nicht gelebt, sondern nur vegetiert und wird Kompost, weiter nichts!“ – Nur der Höhenwanderer May, der ewigkeitsbewußte Kämpfer kann ethisches so umstürzlerisch, so vulkanisch und doch so eindeutig geklärt aussprechen. Der Höhenwanderer bleibt ein Suchender bis zum letzten Atemzug. Er gibt sich mit der Einsamkeitsruhe letzten, scheinbar letzten Erkennens nicht zufrieden. Ueberwindung selbst dieser Erkenntnisse ist ihm ein weiteres, ein fernstes Ziel. May erreichte den Gipfel der Ueberwindung, indem er als Suchender den Weg zur Selbstüberwindung fand: er machte trotz der damit verbundenen Gefahren aus seiner Selbsterkenntnis ein Selbstbekenntnis. Das konnte er nur tun, weil seine Seele nicht mehr Gefangene des Zeitlichen war, sondern sich der Ewigkeit bewußt wurde und sich von diesem Bewußtsein im weiteren Schaffen leiten ließ. Seine Arbeiten sind, vom Symbolischen aus betrachtet, ein einziger großer, durch alle Nächte der Not und der Kampfqual leuchtender Wegweiser aus dem Zeitlichen heraus ins Ewige. – Die Vorstellung von diesem Ewigen ist bei ihm auf den Ewigkeitsbegriff des Christlichen eingestellt. Es ist nicht das kosmische Ewigkeitsbewußtsein eines Nietzsche, wie es dieser urgewaltig in der ewigen Wiederkunft erlebt, noch der Heraklitsche „Panta-rhei“ Begriff oder das Schopenhauersche Nirwana, noch sonst eine außerhalb eines kirchlichen Bekenntnisses liegende, rein freie Ewigkeits-Erklärung, was den Höhenwanderer May beseelt. Aber wer kann sagen: das ist Ewigkeit und das ist sie nicht? Es kommt **[394]** doch vor allem nicht auf den Ewigkeitsbegriff als solchen an, sondern auf die Art und Weise, in welcher der suchende Mensch diese letzten Rätsel erlebt. Der Höhenwanderer, der auf den Gipfel der Ueberwindung steigt, sucht nicht nur ihre Lösung zu finden, sondern lebt auch nach den Erkenntnissen dieser Lösung. Karl May tat dies als großes Kind, rein und selbstverständlich. Alle Höhenwanderer sind am Ende ihres Ziels große Kinder geworden. Das Ewigkeitsbewußtsein schenkt das Kindliche des Alls, das der Zeitentag erstickt, wieder zurück! Es atmet wie Sternenfrühling durch alle Werke Mays, auch wenn es oft von seiner Frömmigkeit umkleidet ist, die auch nur Folgeerscheinung ist seiner für ihn gültigen Ewigkeitserkenntnisse. Nicht nur als Mensch strebte er das ewigkeitsbewußte Leben an, wie seine schweren seelischen Kämpfe offenbaren, von denen der verschont bleibt, der nur zeitbewußt vegetiert, sondern auch als Schaffender läßt er in all seinen Arbeiten das Ziel des Höhenwanderers durchblicken. Wie viele Werke anderer gefeierter Schriftsteller sind so ganz auf das Nurzeitliche eingestellt! Um wieviel höher vom ethischen, philosophischen wie pädagogischen Standpunkt steht da die Unterhaltungsliteratur Mays, in der – und zwar durchaus nicht auf Kosten der Unterhaltung – die Gedanken des Lesers über das Alltägliche, Zeitliche hinaus zu Fragen des Ewigen geleitet werden!

Wahrlich, für seine Werke, die er ewigkeitsbewußt geschrieben hat, und von denen [Hermann] Graf Keyserling einmal eingestand, er lese mit Entzücken die Bücher von Karl May – ein Bekenntnis, das Paul von Lohra „einen warmen Lufthauch **[395]** in den kühlen Regionen Darmstädter Philosophie“ nannte. Für diese Werke gilt der Schluß des Höhenwanderer-Lieds:

Und all mein Ende,
Das die Zeit errang,
Tanzt anfangwärts! –

Atlantis

Von stud. phil. Hans Graefe

Der erste Band der Gesammelten Werke Karl Mays „Durch die Wüste“ beginnt sehr spannend mit dem Todesritt über den Schott el Dscherid. Mit atemloser Spannung folgen wir dem Helden Kara Ben Nemsî. May schildert die unheimliche Umgebung, die trostlose Oede des Gebiets, ohne anzudeuten, daß hier vor vielen Jahrtausenden ein blühendes Kulturland war, daß hier, im heutigen Tunis, eine sagenhafte Stadt versunken liegt, die man, irreführt durch alte Berichte, lange Zeit in andern Gegenden gesucht hat. Atlantis!

Seit dem Altertum streiten sich die Gelehrten über die Lage der Insel Atlantis, die – wie Platon erzählt – durch eine Sturmflut innerhalb eines Tages und einer Nacht untergegangen sei. Diese Insel soll größer gewesen sein als Libyen und Kleinasien zusammengenommen und nicht weit von den Säulen des Herkules gelegen haben. Könige waren ihre Herrscher, die sogar mit Aegypten und Griechenland Krieg führten. Platon schreibt diese Angaben in seinem „Kritias“ und „Timaios“ und beruft sich dabei auf Solon und die Jahrbücher der ägyptischen Priester. Auch über die politische Verfassung und über die Reichtümer der Insel gibt er genaue Berichte. Erwähnt wird die Insel jedoch bei keinem andern der älteren Schriftsteller. Strabon und Plinius bezweifeln sogar schon die Behauptung Platons.

Im Mittelalter suchte man die Sage sehr allgemein [397] dadurch zu erklären, daß phönikische oder karthagische Schiffe an die Kanaren, Azoren, oder gar an das amerikanische Festland verschlagen worden seien. Diese Annahme vertritt [Jens] Bircherod in seiner Abhandlung „*De orbe novo non novo.*“ (Altdorf 1685.) Auch Adalbert Stütz erwähnt in seinem Aufsatz „Ueber die Abstammung der Ureinwohner Amerikas“ (Karl-May-Jahrbuch 1923) die Atlantisfrage. Seine Gewährsleute sind der Abbé Brasseur de Bourbourg: „*Histoire des nations civilisées*“ und Houbert Howe Bancroft: „*The native races of the Pacific States of North America.*“

Bourbourg verwarf in dem obengenannten Werk die Atlantisfrage als „absurd“, machte aber dann eine völlige Umwandlung durch. Aus dem Codex Chimalpopoca, einer alten Handschrift der Nahua, schöpfte er sein Wissen über die Vergangenheit des mexikanischen Reiches und wurde ein begeisterter Verfechter der Atlantissage. Tatsächlich ist es merkwürdig, daß zwischen Mittelamerika und Aegypten so manche Uebereinstimmungen vorhanden sind. Ohne sie mit der Atlantis in Verbindung zu bringen, muß man doch irgendwelche Kulturzusammenhänge annehmen.

Bancroft knüpft an indianische Ueberlieferungen von Untergangsdarstellungen an und bringt die Ansichten amerikanischer Gelehrter. Daß in der Tertiärzeit, vom oberen Oligozän bis etwa in die Mitte der Miozänperiode, ein nordatlantisches Festland bestanden hat, ist möglich und, daß im Golf von Mexiko Festland war, dessen Ueberreste die heutigen Antillen sind, ist mehr als wahrscheinlich. Außerdem ragt ja die brasilianische Pernambukoküste gar sehnsüchtig in den Golf von Guinea hinein.

[398] Mit der Insel Atlantis hat dies alles aber nichts zu tun. Und sie gar bei Spitzbergen zu suchen, was auch vorgekommen ist, ist meines Erachtens eine Tollheit.

Wenn die Insel überhaupt bestanden hat, dann mußte sie in der Nähe der sogenannten alten Welt zu suchen sein. Sie im atlantischen Ozean zu vermuten, war nach dessen Beschaffenheit unmöglich, also forschte man auf dem Festland. Kurz erwähnen möchte ich nur Leo Frobenius mit seinem Werk: „Und Afrika sprach“, nach dem er sie im Innern Afrikas entdeckt haben wollte. Dann aber fand die Erklärung starken Beifall, die besagte, daß Atlantis keine Insel, sondern eine Stadt in Südspanien an der Tartessosmündung gewesen sei, die durch ungeheuren Handelsverkehr berühmt war. Allerdings deckte sich manches mit der platonischen Erzählung nicht, aber das wies man eben in das Reich der Fabel.

Und doch stimmt Platons Bericht bis auf das Kleinste. Die Erklärung ist so einfach, daß man sich verwundert fragt, warum man nicht schon längst auf diese Lösung gekommen ist.

Ein Deutscher, der Münchner Geograph Paul Borchardt, hat – zunächst in der Theorie – Atlantis gefunden. Auf jahrelangen Reisen in Vorderasien und Nordafrika erforschte Borchardt die Geschichte der Karawanenstraße. Dabei kam er u. a. auf die Berichte des griechischen Schriftstellers Herodot. Er konnte schon vor einigen Jahren nachweisen, daß eine Karawanenstraße, die vom hunderttorigen Theben in Aegypten nach dem Berge Atlas führen soll, ihren Endpunkt nicht am heutigen Atlas in Marokko, sondern an dem 3000 Meter hohen Hoggar Massiv im Innern der [399] westlichen Sahara hat. Das Gebiet ist aber erst durch die neueren französischen Expeditionen bekannt geworden. Hieraus ergab sich schon das eine: die

Atlanten, die nach Herodot am Fuße des Atlas wohnten, waren nicht in Marokko zu Hause, sondern gehörten in jenen Teil der Sahara.

At-tala heißt aber in der Sprache der Eingeborenen nichts anderes als Quelle oder Fluß. Borchardt schloß nun ganz richtig, daß dieser Name auch auf einen Fluß passen müsse, der vom Hoggar Massiv in nördlicher Richtung hinabfließt. Dafür kommt aber nur der heutige Ighaghar in Betracht, ein Wadi, das zur Regenzeit die großen Schotts im Süden von Algerien und Tunis bewässert. Der östlichste und größte dieser Salzseen ist der Schott el Dscherid, der nur 20 Kilometer von der kleinen Syrte entfernt ist. Diese Seen waren im Altertum noch nicht versalzen, sondern dienten zur Bewässerung der Felder, weshalb hier eine Ausmündung bestand.

Das Altertum kannte den Schott es Dscherid unter dem Namen Triton-See. Einen noch älteren Namen fand Borchardt in den Jubiläen, einen apokryphen Buch der Hebräer: Bahr Atala. Hier ist also wieder das Wort, womit man das Quellgebirge und den Fluß bezeichnete. Damit war der Schlüssel zu der ganzen Atlantisfrage gefunden.

Platon erzählt von dem atlantischen Meer, in dem die Insel versunken sei. Das Meer ist eben nicht der Atlantische Ozean, wie man so lange annahm, sondern der heutige Schott el Dscherid. Borchardts Behauptung, daß der Begriff Insel nicht ganz wörtlich zu nehmen sei, ist richtig, wenn man weiß, daß der Orientale Insel, Halbinsel und Oase mit denselben Worten bezeichnet³⁸. [400] Wenn also Platon vom Untergang der Insel Atlantis durch Erdbeben und Ueberschwemmung berichtet, so meint er die Flußinsel, die, wie wir auch aus anderen Berichten wissen, am Ausfluß des Schott el Dscherid gelegen hat.

Platon erzählt, daß die Insel Atlantis größer gewesen sei als Libyen und Kleinasien zusammengenommen, und meinte damit den gesamten Machtbereich der Atlantier, das große Oasenland, das sich von den Säulen des Herkules bis tief hinein in die Sahara erstreckte.

Die Insel selbst hatte eine ungemein günstige Lage. Umgeben von einer üppigen Oasenlandschaft befanden sich in der Nähe metallreiche Berge und das Mittelländische Meer, das von der kleinen Syrte aus weithin befahren werden konnte. Platon sagt selbst, daß die Atlantier bis zu den Tyrrhenern in Italien geherrscht und mit den Athenern Krieg geführt hätten.

Eins jedoch war für die Stadt verhängnisvoll: sie lag an einer erdbebenreichen Stelle. Deshalb war der Erderschütterer Poseidon, der als solcher auch bei Homer wiederkehrt, ihr höchster Gott und hat, wie sie glaubten, schließlich auch ihre Stadt vernichtet. Wann diese ungeheure Katastrophe geschehen ist, vielleicht die furchtbarste, die je ein Volk betroffen hat, wissen wir nicht. Platon spricht von 9000 Jahren vor Solon. Aber Borchardt nimmt hier nicht Sonnenjahre, sondern Mondjahre an und kommt so auf die Zeit um 1250 v. Chr. (!), eine sehr unruhige Zeit für Nordafrika, in der zahlreiche libysche Volksstämme in [401] Aegypten einfielen und erst durch Ramses II. vernichtet oder unterworfen wurden.

Aus alledem kann man schon ersehen, daß die Insel im Mittelmeergebiet eine große politische und auch wirtschaftliche Rolle gespielt haben mag. Die Atlantier, wahrscheinlich ein Volk berberischer Herkunft, hatten durch die in der Nähe ihrer Stadt gewonnenen Erze einen der begehrtesten Handelsartikel. Es ist daher nicht unmöglich, wenn man Beziehungen zum kretisch-mykenischen Kulturkreis annimmt, zumal Platons Schilderung von der Hauptstadt an das Bild der kretischen Paläste erinnert. Auch einige archäologische Funde in Libyen und Kreta zeigen merkwürdige Uebereinstimmungen.

Das Reizvollste aber ist, daß dieses große Reich seinen poetischen Niederschlag, und zwar in einem griechischen Epos, gefunden hat, in Homers Odyssee. Schon früher merkte man die Aehnlichkeit in der Schilderung des Phäakenlandes Scheria, seiner glänzenden Hauptstadt und dem Palast des Königs Alkinoos mit Platons Beschreibung der Hauptstadt der Atlantier. Und wenn der alte Homer erzählt, daß der Erderschütterer Poseidon aus Zorn über die Heimkehr des Odysseus durch die Phäaken um deren Stadt eine hohe Gebirgsmauer gezogen habe (Odyssee XIII, 146–152), so gehen wir nicht fehl, wenn wir annehmen, daß damit der Untergang der Insel Atlantis gemeint ist.

Hat diese Lösung der Atlantisfrage auch viel Wahrscheinlichkeit, und hat sie uns der Wahrheit einen großen Schritt näher gebracht, so bleibt immer noch abzuwarten, was die Archäologie dazu sagt. Und dennoch scheint man hier auf der richtigen Fährte zu [402] sein, denn die neueren Zeitungsmeldungen bringen die aufsehenerregende Nachricht, daß es Borchardt selbst geglückt sei, am Ausfluß des Schott el

³⁸ El Dschesireh = Insel: das Land zwischen Euphrat und Tigris.

Dscherid die versunkene Insel zu finden, die er nunmehr sogar mit dem in 1001 Nacht erwähnten Kupferberg gleichstellt.

Karl May erwähnt meines Wissens die Insel Atlantis nirgends in seinen Werken. Unbekannt war ihm aber die Sage sicherlich nicht. Daß man die Insel jetzt dort gefunden hat, wo einer der schönsten May-Bände spielt, wird bei den May-Lesern Erinnerungsfreude wachrufen.

[(403)]

Die „finsternen und blutigen Gründe“ einst und jetzt

Von Franz Kandolf³⁹

Niagara Falls, 17. Juni 1926.

Lieber Herr Doktor!

Der Zug der Lackawanna-Linie nach Chicago verläßt Buffalo um zwei Uhr nachts. Und jetzt es erst drei Uhr nachmittags. Es bleibt mir also noch viel Zeit übrig zum Schreiben und zum – – Träumen.

Jedoch muß ich Ihnen gestehn, daß mich das Schreiben viel weniger lockt als das Träumen. Ich befinde mich ja auf einem Fleckchen Erde, das nicht nur zu den schönsten der Welt gehört, sondern das für mich einen besondern Reiz besitzt durch gewisse Gedankengänge und Erinnerungen, in deren Mittelpunkt eine mir so liebe Gestalt steht – – Karl May.

Wo ich dies schreibe? Natürlich auf der kanadischen Seite der Fälle. Und ebenso natürlich sitze ich in dem ehemals von Karl May und seiner Gattin bewohnten Hotel, dem Clifton House.

Im Erdgeschoß dieses Hotels gibt es einen ausschließlich von Ausflüglern besuchten Schankraum. Hier wird auch Bier verzapft, freilich nur 3prozentiges. Aber immerhin ist es Nektar im Vergleich zu dem 0,5prozentigen Ges – – wollte sagen Getränk jenseits der Stahlbogenbrücke auf amerikanischem Boden.

Ich sitze im Angesicht des „donnernden Wassers“, wie das indianische „Niagara“ in deutscher Uebersetzung heißt, und lausche dem gewaltigen Titanenlied, das der Fall zu mir herüberbrüllt.

[404] Bevor ich indes mein Garn weiter abwickle, habe ich etwas nachzuholen und Ihnen in großen Umrissen von dem bisherigen Verlauf meiner Amerika-Fahrt zu erzählen. – – –

Am 31. Mai nachts trat ich also in München meine große Reise an. In Koblenz verließ ich zum erstenmal den Zug. Trapper Geierschnabel⁴⁰ – – wollte sagen: Herr Volck empfing mich dort mit einem stürmischen Hallo und schleppte mich unverzüglich mit sich fort zu einer Flasche Feuerwasser. Den indianischen Zeichenbrief, den wir bei dieser Gelegenheit zusammenschmiedeten, werden Sie unterdessen wohl erhalten haben⁴¹. Die Zusammenkunft dauerte leider nur wenige Stunden, [405] hatte jedoch ein erfreuliches Ergebnis – ich versäumte den Fernschnellzug nach Rotterdam. Die Schuld daran trägt natürlich Herr Volck, der mir bei meiner Ankunft versicherte, mein Zug gehe um vier Uhr drei Minuten. Um diese Zeit fuhr allerdings ein Zug in der Richtung Köln ab, aber der falsche. Der richtige hatte sieben Minuten vorher den Bahnhof verlassen. Wären wir nicht bis zum letzten Augenblick beim Feuerwasser sitzen geblieben, so hätte ich den richtigen Anschluß trotzdem noch erreicht. Aber deshalb fällt es mir keineswegs ein, mir die Schuld beizumessen. Der eigentliche Schwerverbrecher ist zweifelsohne Herr Volck. Wenn Sie, lieber Herr Doktor, meine Briefe im Karl-May-Jahrbuch veröffentlichen, so dürfen Sie diese Stelle ja nicht unterdrücken. Es schadet Herrn Volck nichts, wenn er seine Schandtat schwarz auf weiß gedruckt sieht.

³⁹ Unser Mitarbeiter ist im Sommer 1926 zweieinhalb Monate auf Karl Mays Spuren durch Nordamerika gestreift und schildert hier dem Verlagsleiter brieflich seine Eindrücke. Die Herausgeber.

⁴⁰ Die näheren Mitarbeiter und Freunde des Verlags legen sich zuweilen im Scherz untereinander Bezeichnungen von Karl-May-Gestalten zu. Den Spitznamen Geierschnabel führt Adolf Volck, mit Old Firehand ist Dr. Schmid gemeint, und mit Tante Droll Kandolf selber. Die Herausgeber.

⁴¹ Jawohl! Hier ist er:



Erläuterung:

Tante Droll und Trapper Geierschnabel sitzen beim Abschiedstrunk in Koblenz. Dann reitet Droll dem Westen, der untergehenden Sonne (Amerika) entgegen, Geierschnabel dem Osten, der aufgehenden Sonne (Radebeul). Droll wird mit den Indianern die Friedenspfeife rauchen, Geierschnabel aber Old Firehand Bericht von dem *Drink* in Koblenz erstatten.

Nach 75 Sonnen (Tagen) wird Droll aus Amerika zurückkehren, um mit Geierschnabel und Old Firehand in Radebeul *Speech* zu pflügen.

Die Herausgeber.

Mit zwölf Stunden Verspätung kam ich in London an. Sie hatte zur Folge, daß mir für den Aufenthalt in dieser Stadt nur ein Tag übrigblieb. Darüber war ich indes keineswegs betrübt, denn es gab nur zwei Sehenswürdigkeiten, die mich lockten, nämlich das Britische Museum und die Westminsterabtei. Ein Tag für beides würde mir wohl genügen.

Frühzeitig am nächsten Morgen befand ich mich am Eingang zum Britischen Museum. Ich beabsichtigte durchaus nicht eine ins Einzelne gehende Besichtigung des Ganzen. Was mich vor allem reizte, was die Sammlung archäologischer Ausgrabungen, und darunter wieder am meisten die Funde der Engländer [Henry Creswicke] Rawlinson und [Austen Henry] Layard im Gebiete des einstigen Ninive. Bald stand ich denn auch vor den gewaltigen Zeugen einer großen Vergangenheit. Vor meinem Auge verschwand die Umgebung. Vor meinem Geiste tauchten auf die Paläste eines Herrscherhauses, dessen übersprühende Kraft sich nicht nur in Werken des Krieges auswirkte, sondern auch einen beachtenswerten Ueberschuß an Schaffensdrang an die bildenden Künste abgab.

[406] Plötzlich mischte sich in meine Gedanken ein lustiger Kobold. Meine Schritte hatten mich vor einen mächtigen Sockel aus schwarzem Marmor geführt, auf dem ein *winged human headed bull* stand, von Layard im Jahr 1846 ausgegraben. Ein riesengroßer geflügelter Stier mit Menschenantlitz! In meiner Erinnerung tauchte blitzartig eine merkwürdige grau karierte Gestalt auf, mit einer Hacke in der Hand. „Well – Fowlingbull ausgraben – Britisches Museum schenken – bezahle gut, sehr gut.“ Hier stand ich vor einem solchen „Fowlingbull“. So sah er also aus, der Traum David Lindsays und das unerreichte Ziel, nach dem er jagte. Lindsay hatte von den Ausgrabungen Layards gelesen, sie wohl auch im Britischen Museum gesehn, und der ehrgeizige Wunsch war in ihm entstanden, es Layard gleich zu tun oder ihn gar noch zu übertrumpfen.

Wissen Sie übrigens, lieber Herr Doktor, was so ein „Fowlingbull“ zum Ausdruck bringen soll? Ich wenigstens konnte mir nie eine rechte Vorstellung davon machen. Jetzt, nachdem ich die Geschichte der Ausgrabungen kenne, bin ich ja darüber aufgeklärt. Der „Fowlingbull“ ist ein Sinnbild der Gottheit. Allerdings entspricht es nicht dem gereinigten Gottesbegriff der geoffenbarten Religion. Aber, diese Einschränkung vorausgesetzt, muß man anerkennen, daß die Assyrer für ihre Vorstellung von der Weisheit, der Kraft und der Allgegenwart des höchsten Wesens den entsprechendsten Ausdruck gefunden haben. Für seinen Verstand wählten sie das Haupt eines Mannes, für seine Macht die ungebändigte Kraft eines Stieres (nach anderen Funden auch eines Löwen) und für die Allgegenwart die Schwingen eines Vogels. Die „Fowlingbulls“ sind also keineswegs Ausgeburten der bloßen Einbildungskraft, sondern ihr tieferer Sinn steht ihnen auf der Stirn geschrieben. Durch die Tempeltore, an deren beiden Seiten sie gleichsam als Wachen aufgestellt waren, brachten Könige, Priester und Krieger ihre Opfer an die Altäre, lang bevor das Wissen und die Bildung Griechenlands sich im Abendland ausbreitete. Die Tempel und Paläste sanken in Trümmer, und der Flugsand der Wüste legte sich über die Stadt Assurs, alle Gänge und Säle bis auf die letzten Fugen ausfüllend, ehe noch Rom gegründet wurde. Ja sogar die Kenntnis ihres Daseins war damals nicht mehr vorhanden. [407] Fünfundzwanzig Jahrhunderte waren die Zeugen einer großen Vergangenheit vor den Augen der Menschen verborgen, und jetzt stehn sie in ihrer altertümlichen Majestät wieder vor uns. Aegypten besitzt Denkmäler, die kein geringeres Alter aufweisen und nicht weniger beachtenswert sind. Aber sie hatten all die Jahrtausende im hellen Licht des Tages gestanden als Zeugen ehemaliger Macht und Größe; während das, was mein Auge jetzt erblickte, erst vor kurzem zu neuem Leben erwachte, um Kunde zu geben, daß einst (laut Ezechiel) „Assur wie eine Zeder war auf dem Libanon, schön von Geäst und mit reichem Laub bedeckt, hoch an Wuchs, und unter dichten Zweigen erhob sich sein Wipfel“.

Kurz nach dem Verlassen des Museums – es war bereits spät am Nachmittag – grub ich m e i n e n Fowlingbull aus. Schräg gegenüber dem Eingang befindet sich eine Buchhandlung. Natürlich guckte ich ins Auslagefenster hinein, wie das meine Gewohnheit ist. Ich entdeckte mehrere seltene Reisewerke, die mich veranlaßten, den Laden zu betreten, und ließ mir die betreffenden Sachen vorlegen. Auf einmal – ich traute meinen Augen kaum – brachte mir der Büchermann die zweibändige englische Urausgabe von [George] Catlin: „Die nordamerikanischen Indianer“ mit über 300 farbigen Bildern. Ich wußte von Herrn Stütz, der ohne Erfolg sämtliche großen Antiquariatsbuchhandlungen Deutschlands dieses Buches wegen bemühte, daß es sich um eine Seltenheit ersten Ranges handle. Auch ich selber hatte es einmal vergebens auf der Münchner Landesbücherei verlangt – es war nicht vorhanden. Sie können sich also meine Freude beim Anblick des Werkes vorstellen. Sir David Lindsay hätte sich bei der Entdeckung eines leibhaftigen Fowlingbulls nicht mehr begeistern können. Ich wurde schnell mit dem Besitzer handelseinig und erwarb die Seltenheit. Freilich mußte ich auch einen selten hohen Preis bezahlen. Dafür bin ich aber auch sicher, die Bewunderung aller Kenner erlangt zu haben. Ich sehe schon im Geist den wehmutsvoll entsagenden Blick des Herrn Stütz, wenn er von meiner Errungenschaft erfährt. Bitte, schreiben Sie ihm, daß ich ihm das Werk – vielleicht – einmal abtreten werde, wenn er recht brav ist und wenn ich es für meine literarischen Zwecke nicht mehr benötige.

Die letzte Stunde vor Einbruch des Abends benützte ich [408] zum Besuch der Westminsterabtei. Trotz der

geschichtlichen Erinnerungen, die mit ihr verbunden sind, und auf die Gefahr hin, als ein Barbar zu erscheinen, muß ich gestehn, daß mich die Besichtigung dieser Kirche kalt ließ. Sie machte auf mich der allzuvielen Grabdenkmäler wegen zu sehr den Eindruck eines Museums, weniger den eines Gotteshauses.

Bereits hatte ich die Abtei mehrere hundert Schritte hinter mir, als ich mit einem Ruck stehn blieb. Ich hatte ja eine Hauptsache vollständig übersehn, nämlich das Grab ^[David] Livingstones, des großen Missionars und Entdeckers. Also rasch wieder umgekehrt! Bald stand ich abermals im Hauptschiff der Kirche vor der schwarzen, in den Fußboden eingelassenen Marmorplatte, von der die irdischen Ueberreste des Nestors der Afrikaforschung bedeckt werden. Eine goldene Inschrift kündigt von dem merkwürdigen, unsagbar mühsamen Lebenswerk des großen Toten, den seine Landsleute der höchsten Ehrung würdigten, die sie nach dem Tod eines bedeutenden Mannes zu vergeben haben, nämlich einer Grabstätte in der Westminsterabtei.

Eine hinreißende Kraft ging von dem Leben und Sterben dieses seltsamen Forschers aus, so bestrickend und bezwingend, daß ein Mann wie ^[Henry Morton] Stanley am Sarg Livingstones sich zu dem Gelöbniß fortreißen ließ, das unvollendete Lebenswerk des Toten zu dem Seinen zu machen und mit seiner ganzen Kraft, wenn möglich, zur Vollendung zu führen. Unwillkürlich mußte ich an dieser Stelle wieder an Karl May denken, der mit Livingstone manchen Berührungspunkt gemeinsam hat. Ich weiß nicht, ob May, als er (1908) in London weilte, am Grab Livingstones gestanden hat; sicher aber ist, daß er nach seiner Art ein Nachfolger des großen Engländers war, denn er hat uns wie dieser durch seine Werke die Kenntnis fremder Länder vermittelt und er wollte vornehmlich das sein, was auch Livingstone zu sein sich zur größten Ehre anrechnete: ein Verkündiger der christlichen Liebe. --

Am nächsten Tag um die Mittagszeit schwamm mein Schiff bereits im Kanal. Ueber die Seefahrt ist nicht viel zu berichten. Sie dauerte sieben Tage und war sehr schön. Im übrigen teile ich nicht die Begeisterung eines englischen Mitbruders, der den lieben langen Tag an Deck saß oder lag und der mich jedesmal, wenn ich in seine Nähe kam, mit **[409]** der Mitteilung beglückte: „*Father, that is the finest time of my life* – Hochwürden, das ist die schönste Zeit meines Lebens.“ Das fand ich nun gerade nicht. Mag sein, daß eine Fahrt durch tropische Gewässer diesen Eindruck in mir hervorgerufen hätte, aber jedenfalls war es bei dieser Seereise nicht der Fall. Im Gegenteil, ich war froh, als um die Mittagszeit des 7. Tages die Küste von Long Island auftauchte.

Natürlich werden Sie wissen wollen, ob mich die Seekrankheit in ihre Klauen bekam. Nicht einen einzigen Augenblick! Hätte auch nicht gepaßt für einen Mann, der ausgezogen ist, um auf Old Shatterhands Spuren zu wandeln.

Karl May schreibt in „Winnetous Erben“, daß nach einer Zeitungsnachricht die Amerikaner in der Hafeneinfahrt von New York das Denkmal eines riesigen Indianers zu errichten gedächten. Er sollte mit ausgestreckten Händen dargestellt werden, wie er die ersten weißen Männer willkommen heißt. Das Ganze sollte die Schuld Amerikas gegen die indianische Rasse versinnbildlichen und zugleich ein Gegenstück sein zu der großen Freiheitsstatue im New Yorker Hafen. Sie können sich denken, daß ich, als wir uns der Einfahrt näherten, meine Augen anstrengte, um mich als Kolumbus von der Rothaut bewillkommen zu lassen. Aber trotz aller Mühe, die ich mir gab, konnte ich das Denkmal nirgends entdecken. Und doch war es bereits vor sechzehn Jahren angekündigt worden. Jedenfalls stand es so in der Zeitung. Ich habe die betreffende Benachrichtigung selber in der Bücherei Mays in dem bewußten Zeitungsblatt gelesen. Es scheint, daß dieser schöne Gedanke die Amerikaner schon wieder reute. Oder sie nehmen sich Zeit, diese ihre Dankesschuld anzutragen. Wie sie sich immer Zeit gelassen haben, wenn es sich darum handelte, den Indianern ihr Wort zu halten! Ich muß sagen, daß mich diese erste Erfahrung in der Neuen Welt ein wenig enttäuschte.

Als ich abends um 7 Uhr den Fuß auf amerikanischen Boden setzte, hatte ich gar nicht das Gefühl, daß ich in Amerika sei. Erst am nächsten Morgen kam es mir zum Bewußtsein, als ich mich in das Gewühl des Broadway stürzte und mitten zwischen die himmelragenden Wolkenkratzer. Zweimal rasch hintereinander konnte ich mich knapp vor dem Ueberfahrenwerden **[410]** retten, da wußte ich: ich bin in New York. Uebrigens verdanke ich meine Rettung weniger meiner eigenen Klugheit, als derjenigen der Auto-, Omnibus- und Straßenbahnwagenführer. Ich war eben noch ein richtiges Greenhorn, denn sonst wäre es mir nicht eingefallen, im größten Verkehr mitten auf der Straße stehnzubleiben und mein erstauntes Auge an den Wänden der Wolkenkratzer hinangleiten zu lassen. Ich habe mir diese gefährliche Gewohnheit bald abgewöhnt.

Ja, diese Wolkenkratzer! An allen Ecken und Enden werden neue gebaut, immer einer höher als der andre. Der höchste ist gegenwärtig ^[1927] das Woolworthbuilding ^[241 m] mit 56 Stockwerken. Irgendwo, ich glaube in Chicago, will man jetzt einen noch höhern errichten, was natürlich zur Folge hat, daß Philadelphia oder eine andre Stadt die Welt eines Tages mit einem hundertstöckigen Bau überraschen wird. Das Lustige bei der Sache ist, daß auch solche Städte, die an und für sich Platz genug haben, um sich auszubreiten, hinter New York nicht zurückstehn wollen, sie müssen ihren Wolkenkratzer haben. Ehrensache!

Ich bin viel zu kurze Zeit in den U.S.A., um ein maßgebendes Urteil über den Amerikaner fällen zu können. Das wäre von meiner Seite die höchste Anmaßung. Ich weiß wohl, daß ein Fremder Amerika und die Amerikaner erst versteht, wenn er sich jahrelang im Lande aufgehalten hat. Ich kann also, um aufrichtig zu sein, nicht behaupten: „der Amerikaner ist so und so“, da würde ich mich bloß lächerlich machen, sondern ich kann höchstens sagen: „mir erscheint er so und so.“ Und wenn meine Betrachtungsweise nicht ganz stimmt, so habe ich mich wenigstens vor dem Vorwurf des leichtsinnigen Urteils oder gar der Unwahrhaftigkeit gerettet.

Es ist viel über den Amerikaner geschrieben worden, Richtiges und Falsches. Das weiß ich, weil die Urteile in unvereinbarer Weise auseinandergehen. Wo aber die Linie ist, auf der Wahrheit und Irrtum sich scheiden, das weiß ich nicht. Ich für meine Person verstehe die amerikanische Eigenart überhaupt nicht. Dafür bin ich viel zu sehr Fremdling hier. Und ich fürchte, ich werde sie nie verstehn lernen. Für mich liegt im eigentlichen Amerikanertum ein unlösbarer Widerspruch, besser gesagt, eine ganze Kette von Widersprüchen. Die [411] amerikanische Eigenart ist für mich ein Geheimnis. Erwin Rosen nennt in seinem Buch „Der deutsche Lausbub in Amerika“ New York einmal die geheimnisvollste, unbegreiflichste Stadt der Erde. Ich kann ihm, soweit ich mir die Erde bisher angeguckt habe, nur recht geben. Für mich ist nicht nur der New Yorker, sondern überhaupt jeder Amerikaner ein Topf, in dem man die sich widersprechendsten Dinge in brüderlicher Eintracht beisammen findet. Wie ist es möglich, daß der smarte, geriebene und gerissene, mit allen Wassern gewaschene Vollblutamerikaner in andrer Beziehung wieder so kindlich naiv, so leichtgläubig ist, daß er sich von jedem hergelaufenen Schwätzer, wenn dieser über ein gutes Mundwerk verfügt, übers Ohr hauen läßt? Ich habe besonders dabei das Sektenwesen im Auge, das hier die merkwürdigsten, unglaublichsten Blüten treibt, so wirr und toll, daß man sich in Deutschland kaum davon eine Vorstellung machen kann. Wie ist es möglich, daß ein Stahlkönig Unsummen für edelste Zwecke im Dienst der Nächstenliebe und Volkswohlfahrt opfert, und dabei gleichzeitig seine Arbeiter bis auf den letzten Blutstropfen auspumpt? – Heuchelei? Es geht nicht an, diesen Widerspruch damit zu erklären, denn der Mann hat sie ja nicht nötig. Sie bringt ihm keinen einzigen Dollar ein, im Gegenteil, sie kostet ihm Hunderte von Millionen.

Das sind nur zwei von vielen Beispielen, die ich anführen könnte. Vielleicht, daß die merkwürdige Unausgeglichenheit in der Wesensart des Amerikaners auf eine ganz einfache Formel zu bringen ist. Ich freilich finde diese nicht. Für mich ist der Wolkenkratzer Sinnbild und Gleichnis für den klaffenden Widerspruch. Bei ihm geht alles in die Höhe, in schwindelnde Höhe. Aber die Breite und die Tiefe? Wo bleiben sie? Für sie ist kein Platz beim Wolkenkratzer vorhanden, und es scheint mir, sie mangeln auch dem amerikanischen Wesen. Es fällt mir selbstverständlich nicht ein, dem Amerikaner das abzusprechen, was wir innere seelische Kultur nennen, aber diese ist in ihrer Entwicklung zurückgeblieben und gehemmt worden durch die ungeheuren rein äußerlichen Erfolge einer nur auf Dollarerwerb eingestellten Geistesverfassung. Hadschi Halef Omar würde dies ungefähr ausdrücken: „Ihr Verstand ist uns in der Länge überlegen, aber in der Breite kommen sie nicht an uns heran.“

[412] Doch ich fürchte, ich langweile Sie mit diesen meinen Betrachtungen. Daher will ich in meinem Bericht weiterfahren.

Ich überspringe meinen achttägigen Aufenthalt in New York. Gestern abend bestieg ich den Zug nach Buffalo, wo ich heute morgen ankam. Am Fahrkartenschalter stieß mir das erste Mißgeschick auf der Reise zu. (Hoffentlich ist es auch das letzte). Ich ließ meine braune Ledermappe liegen. Inhalt: mein Notizbuch mit den Anschriften sämtlicher Personen, die ich mit einer Ansichtskarte erfreuen wollte, ein englisches Wörterbuch und eine lederne gefüllte (ach!) Virginiahülse. Am wenigsten schmerzte mich der Verlust des Notizbuchs. Auf diese Weise hatte ich doch die glänzendste Entschuldigung, wenn ich zuhause Vorwürfe zu hören bekam von wegen meiner Schreibfaulheit. Das Wörterbuch hatte ich ohnehin bis jetzt nicht gebraucht; ich hatte recht wenig Gelegenheit gehabt, englisch zu sprechen, sintemalen ich bei jedem Schritt über einen Deutschen stolperte. Am meisten ging mir der Verlust meiner Virginiazigarren nahe. Ich hatte im ganzen hundert Stück in die Staaten herübergeschmuggelt, von denen indes die meisten bereits den Weg alles Irdischen gegangen waren. Wenn ich zu den Verwandten Winnetous kam, hatte ich ihnen mit einer Giftnudel gegenübertreten wollen. Das hätte sicher auf sie einen großen Eindruck gemacht. Nun ist es damit vorbei. Und einen Ersatz gibt es in diesem gesegneten Lande nicht, denn hier kennt man keine Virginia.

Nachdem ich mich über mein Mißgeschick getröstet hatte, fuhr ich mit der Elektrischen nach der Stadt Niagara Falls. Ich hielt mich nicht lange mit der Besichtigung des Ortes auf, sondern lenkte schleunigst meine Schritte in der Richtung nach den Fällen. Zehn Minuten später stand ich auf der Stahlhängebrücke, die das amerikanische Ufer mit dem kanadischen verbindet und eine großartige Ansicht des amerikanischen Falls bietet. Jenseits angelangt, wandte ich mich aufwärts, am Clifton Hotel vorbei, das ich mir für hernach aufsparen wollte. Mit jedem Schritt vorwärts enthüllten sich die Fälle in immer großartigerer Schönheit. Ich ging so weit, bis mich der vom Hufeisenfall ausgehende

Sprühregen zwang, stehnzubleiben. Eine Viertelstunde verweilte ich da, umbraust von der wuchtigsten Symphonie, die je von der Natur gedichtet worden ist, und eingehüllt von den [413] Erinnerungen an die Vergangenheit. Erst als ich von dem Getöse vollkommen taub geworden war und mein ‚garantiert‘ wasserdichter Bozener anfang, seine ‚Garantie‘ zu verlieren, wandte ich meine Schritte zum Clifton Hotel zurück. Dort wieder angekommen, spazierte ich zweimal langsam um den ganzen Bau, zuerst links – und dann rechts herum. Ich vergegenwärtigte mir die Umstände, wie sie in „Winnetous Erben“ geschildert werden, und fand bald die Zimmer heraus, die von Herrn und Frau May damals⁴² bewohnt wurden, und die Plattform, auf der Old Shatterhand die beiden Brüder Enters belauschte. Dann wandelte mich die Lust an, das Hotel von innen zu betrachten. Aber was sollte ich antworten, wenn mich jemand fragte, was ich hier suche? Ich wollte ja kein Zimmer, erstens, weil ich keine Zeit habe, da ich morgen unbedingt in Chicago sein möchte, und zweitens, weil ich kein Besitzer von Nuggets bin wie Mister Athabaska und Algongka, sondern vielmehr mit meinen Dollars haushalten muß, wenn ich meinen Reiseplan ganz verwirklichen will.

Ich schritt durch die Halle und den teppichbelegten Ausgang zur Office empor. Ein Hotelboy stürzte dienstbeflissen auf mich zu. Was ich für Wünsche hätte. Oh, nichts Besonderes, ich wolle mich nur erkundigen, ob ein gewisser Herr aus Deutschland angekommen sei. Er zog mich zur Office, wo mir der Manager erwartungsvoll entgegenblickte.

„Bitte, ist vielleicht Mister Schmid aus Radebeul eingetroffen?“

„Wer?“

„Mister Schmid aus Radebeul in Deutschland.“

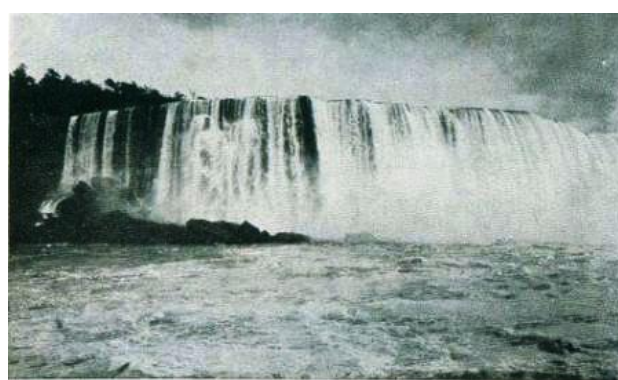
Mit anerkennenswerter Beflissenheit schlug der Mann das Gästebuch auf und sah die Einträge von heute, gestern, vorgestern und vorgestern, auch von der letzten Woche durch, dann schüttelte er bedauernd das Haupt:

„Mister Smith isn't here.“

„I am sorry of it – das tut mir aber sehr leid. Entschuldigen Sie die Störung!“ Damit wandte ich mich ab und ging meines Weges. Ich hatte ja diese Antwort erwartet und durfte deshalb darüber nicht betrübt sein. Die Hauptsache [414] war – ich konnte das Hotel besichtigen. Mit der Miene eines Mannes, für den das Vanderbuilt- oder Pennsylvania-Hotel in New York, wo nur Millionäre absteigen, etwas Alltägliches ist, sah ich mich zwischen den in Kübeln gezogenen Palmbäumen um, blickte in jene Ecke und in diesen lauschigen Winkel, in dem wohl auch Old Shatterhand und seine Squaw gewilt haben mochten, kaufte mir, um meinen Aufenthalt in diesen „heiligen Hallen“ zu verlängern, einige schöne Lichtbilder und entfernte mich dann. Beim Vorbeigehen öffnete ich noch die Tür zum Speisesaal und warf einen Blick nach dem Platz, an dem, wie ich aus der Beschreibung in „Winnetous Erben“ wußte, die beiden gelehrten Indianer und Old Shatterhand mit Gemahlin gesessen haben mußten. Ich füge deshalb hier einen erinnerungsvollen Gruß an Frau Klara May bei.



Das Clifton-Hotel am Niagara-Fall



Der Hufeisen-Fall des Niagara

Von meinem Kundschaftergang hoch befriedigt, begab ich mich in den Wirtschaftsraum für Ausflügler, in dem ich nun schon zwei Stunden sitze, erfüllt von wonnigem Behagen. Ich habe einen der schönsten Winkel der Schöpfung vor mir und bin wunschlos glücklich. Wenigstens für den Augenblick. Hier sitze ich und bleibe ich sitzen, bis es Zeit für den Zug ist. Ich habe keine Sehnsucht nach der Bahn- und nach der Dampfbootfahrt, „die jeder Besucher der Niagarafälle unbedingt gemacht haben muß“, wie Karl May meint. In diesem Punkt bin ich nicht seiner Ansicht. Es verlangt mich auch nicht, in die Höhle der Winde zu tauchen und zwischen Felsen und Wasserfall zu kriechen: ich habe bereits von der ersten Dusche genug. Ist es denn notwendig, daß man, um eine Naturschönheit ersten Ranges voll zu genießen, vorn und hinten, oben und unten und auf allen Seiten gewesen sein muß? Wie ich den Niagara betrachte und die

⁴² 1908. Die Herausgeber.

Menschen, die um ihn auf allen Seiten herumkriechen – ich muß aber schon durch meinen Zeiß blicken, wenn ich die Menschlein erkennen will – fällt mir ein Bild ein, das ich einmal irgendwo sah: Gulliver unter den Liliputanern. Gulliver hat sich nachts zum Schlafen niedergelegt, und als er erwacht, findet er sich in der Gefangenschaft der Kleinen. Mit hunderten von Zwirnfäden, die freilich in der Vorstellung der Zwerge dicke Taue bedeuten sollen, ist er an den Boden gefesselt, eine himmellange Leiter lehnt an seinem Körper, eine Menge Zwerge sind beschäftigt, [415] den Riesen von allen Seiten in Augenschein zu nehmen, einer von ihnen spaziert mit gewichtigen Schritten auf seinem Bauch umher und ein anderer eilt mit einer Elle herbei, um die Ausmaße des Ungeheuers festzustellen. Gulliver braucht nur einen herzhaften Nieser zu tun, und die Fesseln sind gesprengt, und die Liliputaner sind in die Luft geblasen. Aber er tut den Nieser nicht. Er läßt sich das Gekribbel und Gekrabbel auf seiner Vorderfront ruhig gefallen.

Ebenso wenig muckt sich das „donnernde Wasser“. Ruhig läßt es die Menschlein gewähren, die den Fall von oben und unten, von vorn und im Rücken beaugapfeln, die in seine Eingeweide dringen, um für einen Augenblick ein gruseliges Nervenkitzeln zu verspüren, die alles ganz genau wissen müssen, wie hoch die Fälle sind und wie viele Opfer sie schon verschlungen haben, und die sich ein Vergnügen daraus machen, ihnen von oben auf die majestätische Stirn zu spucken, um – ungeheuer gestreich! – zu beobachten, wie sich die Ausscheidung ihrer Speicheldrüse mit dem in den Farben des Regenbogens glühenden Wasser des Falles verbindet. Am Schluß muß er es sich noch gefallen lassen, daß er auf tausenden von Gelegenheitsbildern als Hintergrund aufgenommen wird, damit Papa und Mama oder „Er“ und „Sie“ in ein starkes Licht gestellt werden, weil sie ja sonst in ihrer Bedeutungslosigkeit verschwinden würden.

O diese Menschen! Ich nehme mein Fernglas vom Auge, weil das kleinliche Menschenbeiwerk den Gesamteindruck doch nur stört. Gesamteindruck! Das ist's, was ich haben will. Und das ist's auch, was Karl May suchte und fand, indem er das wunderschöne Gleichnis: ‚Niagarafall = Fall der roten Rasse‘ erfand. Was nützt es mir, wenn ich weiß, welcher Fall der größere ist, der amerikanische oder der Hufeisenfall, und ob der letztere 50 Meter hoch ist oder 60? Das habe ich schon irgendwo einmal gelesen, aber Gott sei Dank wieder vergessen. Ich brauche auch nur das Reisehandbuch aufzuschlagen, das neben mir auf dem Tisch liegt, wenn ich das wissen will. Aber ich will es gar nicht wissen. Es fällt mir nicht ein, mir die Mühe zu machen, im Buch nachzublättern. Ich lasse das einzigartige Naturwunder auf mich wirken, so wie es ist, nicht so, wie es im Handbuch beschrieben wird. Zum Kuckuck [416] mit allen Handbüchern! Das schönste und beste Buch ist das, das der Herrgott selber geschrieben hat. In dem will ich lesen und in keinem andern. Und damit ich ungestört in diesem Buch lesen kann, will ich für heute schließen. Die Zeit, die mir noch bis zur Abfahrt des Zuges zur Verfügung steht, will ich benutzen zum Nichtstun, will hier sitzen und schauen und träumen. – – –

Collegeville (Minnesota), 30. Juni 1926.

Lieber Herr Doktor!

Das große *Meeting* in Chicago⁴³ ist vorüber. Die Augen der ganzen Welt waren während einer vollen Woche auf diese Stadt gerichtet. Chicago war das Herz, dessen gewaltigem Pulsschlag die Angehörigen aller christlichen Bekenntnisse lauschten. Und die wuchtigen *Speeches*, die da gehalten wurden, haben nicht nur zeitliche und örtliche Bedeutung, sondern ihr Inhalt wird sich, das bin ich überzeugt, noch in der fernsten Zukunft auswirken.

Wir sind dem Weltfrieden, soweit dieser sich auf unsrer Erde überhaupt verwirklichen läßt, um ein gutes Stück näher gekommen. Die verantwortlichen Machthaber der Völker können nicht achtlos an den Entschließungen dieses Kongresses vorübergehn. Das Weltgewissen hat seine Stimme hören lassen. Sie müssen ihm unbedingt ihr Ohr leihen, wenn sie nicht jede innere Verbindung mit den Herzen der Völker, die sie vertreten, verlieren wollen.

Oft und oft mußte ich während dieser bedeutungsvollen Woche an Karl May denken. Der Inhalt der Reden, die auf den Friedensgedanken eingestellt waren, brachte das mit sich. Das *Meeting* in Chicago ist die herrliche Erfüllung und Ergänzung jenes andern, das, nur für die Angehörigen der weißen und roten Rasse bestimmt, am Fuß des Mount Winnetou abgehalten wurde.

Und nun bin ich hunderte von Meilen weiter im Westen. Ich sitze in meiner Zelle im großen Benediktinerkloster Saint John bei St. Cloud in Minnesota. Wie ich ausgerechnet hierher kam, werden Sie fragen. Karl May ist daran schuld.

[417] Ich habe heute eine große Enttäuschung erlebt. Denn die Hoffnung, mit der ich hierher fuhr, hat sich nicht erfüllt. Es war zwei Tage vor meiner Abreise nach Amerika, da sagte mir ein Freund, er habe den Besuch eines amerikanischen Geistlichen erhalten. Wenn ich ihn sprechen wolle, so möchte ich am Abend in den Hofbräuhauskeller kommen.

⁴³ Der 28. Internationale Eucharistische Kongreß.

Natürlich ging ich hin. Ich weiß nicht mehr, wie es kam, aber eine Minute nach der Begrüßung waren wir bei Karl May angelangt. Und da machte er mir eine hochbedeutsame Mitteilung. Er erzählte mir, daß er vor einigen Jahren einen Brief gesehn habe, den Karl May an einen Farmer in Mandan (sprich: mändän) geschrieben habe. Ich horchte auf. Ein Brief an einen Farmer! Und noch dazu so weit im Westen! In North Dakota, im einstigen Land der Sioux! Ich war begeistert. Wie, wenn in diesem Brief ein Beweis enthalten wäre für die ständige Behauptung Mays, daß er in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in den Vereinigten Staaten gewesen sei? Sie wissen, ich für meine Person bin ja von einer solchen frühen Reise Mays überzeugt. Aber es handelt sich doch um die vielen Zweifler und Besserwisser. Wie schön, wenn ich sie mit der Nase auf einen solchen unzweifelhaften Beweis stoßen könnte! Ich fragte den Herrn, wo der Brief jetzt sei. Er antwortete, der Farmer habe den Brief dem Pfarrer von Mandan gegeben, und dieser habe ihn seinem Kloster ausgehändigt. In der Bücherei von Saint John müsse er noch jetzt liegen.

Ich war sofort entschlossen, meine Reise so einzurichten, daß ich in jenes Kloster kam. Den Brief mußte ich unbedingt sehn. Doch schrieb ich Ihnen nichts davon. Ich wollte den Karl-May-Verlag und die May-Leser mit meiner Entdeckung überraschen.

Der geistliche Herr, der Pfarrer von St. Cloud ist, gab mir seine Karte und ich reiste ab. Und nun bin ich da. Die Karte ebnete mir alle Wege und öffnete mir auch ohne weiteres die Klosterpforte. Der Prior, ein liebenswürdiger Herr mit blonden Haaren, nahm sich meiner an. Natürlich war er ein Deutscher. Ich war noch keine fünf Minuten hier, so platzte ich mit meinem Anliegen los. Ob der Brief von Karl May noch vorhanden sei? Ja, er sei noch da. In der Bücherei stünden die Werke von Karl May und man freue sich, einen **[418]** Brief von seiner Hand zu besitzen. Ob ich ihn sehn könne? Selbstverständlich. Er werde ihn mir sogleich bringen.

Er ging und – kam nicht wieder. Eine ganze Stunde verstrich, und dann läutete es zum Abendessen. Als ich meinen Platz im Speisesaal eingenommen hatte, kam mit den andern Patres auch der Prior. Die Ordensregel verbot eine Unterhaltung während des Mahls, so daß ich keine Frage stellen konnte. Und sein Gesicht verriet nichts. Ich saß wie auf glühenden Kohlen. Hatte er den Brief gefunden oder war er verschlampt worden? Noch nie sehnte ich das Ende einer Mahlzeit so sehr herbei wie heute. Endlich gab der Prior – der Abt war verreist – das Zeichen mit der Glocke. Wir erhoben uns und sprachen das Gebet. Dann konnte ich indes die Spannung nicht länger ertragen. Ich fragte den Prior, ob er den Brief gefunden habe. Nein, er hatte ihn noch nicht gefunden. Aber nachdem der Brief für mich von solcher Bedeutung sei, werde er sogleich wieder in die Bücherei gehen und weitersuchen.

Ich atmete erleichtert auf; ich hatte bereits gefürchtet, er habe die Geduld verloren. Beruhigt ging ich auf die Veranda. Ich hatte gar nicht lange dort gesessen, so kehrte der Prior zurück. Und was hielt er in der Hand? Meinen – wollte sagen Karl Mays Brief in Urschrift. Ich kann sagen, daß ich mich noch niemals mit einer solchen Spannung über einen Brief hergemacht hatte, als diesmal. So groß indes meine Erwartung gewesen war – die Enttäuschung war nicht geringer.

Der Brief stammt aus dem Jahr 1897. Aus ihm ging lediglich hervor, daß der Farmer ein Leser der Bücher von Karl May gewesen war. Der Mann hatte ihm in seiner Begeisterung geschrieben, und Karl May hatte ihm, und zwar ausführlich, geantwortet. Aber kein Wort von früheren Beziehungen, die ich zu entdecken gehofft hatte. Karl May erwähnt zwar unter anderm, daß er in der Gegend gewesen sei, in der der Farmer wohne. Das ist aber auch alles.

Ich machte von meiner Enttäuschung kein Hehl. Der Prior lächelte nur; offenbar belustigte ihn die ganze Geschichte. Da hatte ich wegen eines Briefes, und nur seinetwegen, die nördliche Linie eingeschlagen. Wäre er nicht gewesen, so wäre ich nach Saint Louis und nach Kolorado gegangen. Und nun ich an Ort und Stelle war, zeigte es sich, daß ich einem Irrwisch **[419]** nachgejagt war. Bitte, Herr Doktor, lachen Sie mich nicht auch noch aus! Ich kann nichts dafür, wenn mein Suchen ein Mißerfolg war. Meine Absicht war jedenfalls gut.

Im übrigen reut es mich nicht, daß ich hierher gekommen bin. Ich genieße eine echt benediktinische Gastfreundschaft. Der Prior gibt sich alle Mühe, mir über meine Enttäuschung hinwegzuhelfen. Er führte mich an den hinter dem Kloster gelegenen See und zeigte mir die Stelle, wo vor vielen Jahren, als das Kloster noch nicht gestanden, die Sioux und die Krähen-Indianer sich ein Scharmützel geliefert hatten. Er erlaubte mir das Betreten der Klosterbücherei, zugleich das Klostermuseum, und zeigte mir die in Glasschränken aufbewahrten Schätze aus der indianischen Vergangenheit. Ich habe gesagt: Schätze, obgleich sie hauptsächlich aus Mokassins, indianischen Jagdröcken, Pfeifen und Tomahawks bestanden. Es ist noch kaum ein Menschenalter vergangen, seit der rote Mann von der Bildfläche verschwand, und schon ist es eine große Seltenheit, wenn man noch da und dort einen echten, von den früheren Indianern angefertigten und gebrauchten Gegenstand sieht. Natürlich bin auch ich hinter echten Sachen her. Ich möchte für mein Leben gern einen echten Tomahawk und eine echte Friedenspfeife mit nach Haus bringen. Aber ich habe noch nichts aufgetrieben. Und das, was es tatsächlich zu kaufen gibt, sehe ich nicht einmal an. Das sind

lauter Dinge, die schockweise in der Fabrik in New York hergestellt werden. Einen wirklichen Wert stellen sie nicht dar. Und darum begrüße ich es, daß der Karl-May-Verlag sich die Sammlung von Patty Frank nicht hat entgehen lassen. Ich freue mich schon, wenn ich nach Radebeul komme und die schönen Sachen besichtigen darf.

Die wertvollsten Stücke im Klostermuseum sind offenbar ein Kalumet und ein ausziehbares Fernrohr, beides ein Geschenk von – Sitting Bull. Ich bezähmte meine Gelüste – Bescheidenheit ist eine Zier – und bettelte also den Prior nicht an, er möchte mir die beiden Dinger überlassen. Schelten Sie mich deswegen nicht einen Toren, – – ich hätte sie doch nicht bekommen.

Die Uhr weist auf Mitternacht. Es ist Zeit schlafen zu gehen. Morgen führt mich die Reise nach Westen weiter und übermorgen bin ich im Yellowstone Park.

[420]

Camp am Yellowstone See, 4. Juli 1926.

Lieber Herr Doktor!

„Die merkwürdigsten Punkte des Felsengebirges liegen zwischen dem Hellgate Paß im Norden und dem North Park im Süden: nämlich die drei Tetons, die Windriverberge und besonders die Quellgegend des Yellowstone-Flusses. Dorthin ist noch kein Mensch gekommen außer dem schleichenden Indianer und dem flüchtigen Trapper. Ich hatte mich zu dem Wagnis entschlossen, jene unwirtlichen Schluchten und Cañons aufzusuchen, in denen nach der Sage der roten Männer der böse Geist sein Wesen treiben soll.“

Ich habe auf der Reise meinen May nicht bei mir und kann darum nicht sagen, ob obige Stelle genau dem Wortlaut entspricht. Aber so ungefähr hat Karl May im dritten Band Winnetou geschrieben. [GW9, S. 357]

Als ich in München meinen Reiseplan in großen Umrissen festlegte, schaute ich mit einem etwas bedenklichen Blick auf das kleine Viereck in der Landkarte, das die Umrisse des Yellowstone Parks bezeichnet. Die gefährlichste Gegend des Felsengebirges! Wo jeder Schritt mit unglaublicher Lebensgefahr erkämpft werden muß! Zwar wußte ich, daß sich die Verhältnisse seit der Zeit, wo Karl May Obiges schrieb, ziemlich geändert hatten, aber wie weit diese Änderung ging, war mir nicht bekannt. Herr Volck erzählte mir von einer Reise seines Bruders, der auf dem Rücken eines Pferdes in Gesellschaft eines ganzen Trupps jene Gegenden bereist hatte.

Ich machte mich auf eine ähnliche Reise gefaßt, denn ich wußte, daß jenes Gebiet durch Beschluß des Senats der Gewinnsucht der Geldmenschen entzogen war. Es sollte alles im Naturzustand belassen werden. Wie mochte es da mit den Straßen stehn? Und noch mehr mit der persönlichen Sicherheit? Ich zog die Schublade meines Schreibtisches heraus und nahm meinen Revolver zur Hand. Sollte ich ihn mitnehmen oder nicht? Ernsthaft ging ich mit mir zu Rate, legte ihn aber schließlich doch wieder an seine frühere Stelle zurück. Wenn es dort oben so lebensgefährlich war, würde mir mein Revolver auch nicht viel nützen. Die andern würden jedenfalls eine größere Fertigkeit im Schießen haben als ich. Denn ein Old Shatterhand bin ich halt doch nicht.

[421] Der Besuch des Parks sollte für mich den Höhepunkt bedeuten.

Darum nahm ich mir vor, wenn es sein müsse, zehn Tage meiner kurz bemessenen Zeit darauf zu verwenden. So lange brauchte ich wohl, um auf dem Rücken eines Pferdes den Yellowstone Park gründlich kennen zu lernen.

Es ist ganz anders gekommen als ich dachte. Gegenwärtig sitze ich am Ufer des Yellowstone Sees in meinem Camp und schreibe bei schwachem Kerzenlicht diesen Brief. Ich befinde mich nicht weit vom Ausfluß des Yellowstone aus dem See und in der Nähe der Einmündung des Bridge Creek, also ungefähr an der gleichen Stelle, wo Old Shatterhand und seine Gefährten lagerten, als sie sich auf der Verfolgung der Sioux befanden, die den Bärenjäger gefangen genommen hatten.

Doch alles schön der Reihe nach!

Der Northern Pacific brachte mich in einer Fahrt von 27 Stunden von St. Cloud nach Livingston, von wo die elektrische Bahn nach dem Yellowstone Park abzweigt. Die Reise, von der im übrigen nicht viel zu sagen ist, führte



Oben: Inneres einer Camp-Hütte (Yellowstonepark)
Unten: Franz Konrad am Eingang zu der Hütte

mich über das Coteau des Prairies und durch die zerklüfteten Bad Lands, die bei Karl May des öftern erwähnt werden. Doch würde sich Old Shatterhand heute etwas hart tun, wollte er auf dem Rücken seines Hatatitla die Prärien nach allen Richtungen durchschwärmen. Er müßte schon die Straße benutzen, die neben der Bahn daherläuft und die von unzähligen Autos unsicher gemacht wird. Die Prärie selber ist längst nicht mehr herrenloses Land, sie ist bis auf den letzten brauchbaren Fleck aufgeteilt. Und die unzähligen mehr oder minder hohen Fenzumzäunungen würden sogar einem Hatatitla allmählich auf die Nerven gehen.

Am nächsten Mittag sausten wir an der Station Custer vorbei. Ungefähr 50 Kilometer weiter südlich liegt das Fort Custer, und noch zwanzig Kilometer weiter liegt das Custer Battlefield, auf dem der General mit seinen 250 Mann den Tod im Kampf mit den aufständischen Sioux fand⁴⁴. Ich bewundere Custer und bedaure seinen Tod im Dienst seiner [422] Pflichterfüllung. Aber damit ist's auch genug. Im übrigen muß jedes Wort in dieser Sache eine Anklage der Vereinigten Staaten-Regierung sein. Den Sioux, die wiederholt ihr Schutzgebiet gegen die weißen Eindringlinge hatten räumen müssen, war endlich ein Gebiet zugewiesen worden – – auf ewige Zeiten! Die Verträge waren beiderseits auf alle nur mögliche Weise beschworen worden. Da durcheilte die Staaten die Kunde, in den Black Hills sei Gold gefunden worden. Und ein ungeheurer Strom der Auswanderung setzte in jene Gegenden ein, die den Roten gehörten. Zum Teil waren es die zweifelhaftesten Gestalten. Und nun ereignete sich etwas Merkwürdiges. Das Millionenland hatte nicht die Kraft, die Indianer vor dem Einfall der Weißen zu schützen. Die Maßregeln der Regierung erwiesen sich als viel zu schwach. Was Wunder, wenn die Roten nun selbst den Schutz ihrer Hoheitsrechte in die Hand nahmen und sich zum Verzweiflungskampf rüsteten? Wenn dabei unmenschliche Grausamkeiten vorkamen, an wem liegt die Schuld? Es war das letzte Aufflackern des Lebensgeistes der roten Rasse. Er wurde erstickt. Es ist das alte Lied, das von Karl May in allen Tönen gesungen wurde. Das Bleichgesicht hatte angefangen, und der rote Mann mußte es büßen.

Am Nachmittag erreichten wir Livingston. Es ist eine hübsche, betriebsame Stadt mit 6000 Einwohnern, die in der Nähe der Stelle liegt, wo sich zu Old Shatterhands Zeiten eine einsame Farm erhob, Botelers Ranch, damals auf viele hundert Kilometer im Umkreis die einzige menschliche Ansiedlung. In der Erzählung „Unter Geiern“ wird sie erwähnt. Nach einstündigem Aufenthalt bestiegen wir die Elektrische nach Gardiner. Wenn ich sage „wir“, so meine ich damit außer mir meinen Begleiter, einen Berufsgenossen. Ich hatte ihn, der ebenfalls den Kongreß in Chicago besucht hatte, zufällig getroffen. Es stellte sich bald heraus, daß er auch im Sinn hatte, den Westen zu bereisen. Aber nur, wenn er Gesellschaft fand. Selbstverständlich taten wir uns zusammen. Denn nunmehr war beiden geholfen. Er hatte von Karl May nur wenig gelesen, und war damit zufrieden, mit mir überall hinzugehen, wohin ich ihn führte.



„Engel-Terrasse“ (Yellowstonepark)



„Punschbowl“ (Yellowstonepark)

Die Fahrt durch das Yellowstone-Tal bis Gardiner, dem Eingangstor zum Park, währte drei Stunden. Zuerst bot es [423] einen ungemein reizenden Eindruck. Es erinnerte mich an das Zillertal in Tirol. Aber bald wurde der Pflanzenwuchs immer spärlicher. Die Bäume traten immer weiter zurück, und nach zwei Stunden fuhren wir durch ein allen Pflanzenwuchses bares Tal. Das kann nett werden, dachte ich mir. Ich erinnerte mich an das, was Karl May in „Unter Geiern“ erzählte. Dort war Old Shatterhand mit seinen Begleitern unter den Kronen mächtiger Fichten geritten, und der Neger Bob hatte einen gewaltigen Fichtenast abgerissen, um damit seinem bedrohten Herrn zu Hilfe

⁴⁴ Vgl. die ausführliche Schilderung dieses Kampfes in Patty Franks Aufsatz „Die Indianerschlacht am Little Bighorn“ (Jahrbuch 1926, S. 32).
Die Herausgeber.

zu kommen. Diesmal hast du dich aber gewaltig geirrt, mein lieber May, dachte ich mir im stillen, denn Fichten gibt es hier überhaupt nicht, und je weiter wir in die Höhe kommen, desto aussichtsloser wird die Sache werden. Na, lieber Herr Doktor, lesen Sie nur getrost weiter: Karl May hat sich nicht geirrt.

Die gleiche Strecke, die wir jetzt fahren, waren einst die Sioux mit dem gefangenen Bärenjäger geritten. Kurz vor Gardiner erschien auf der rechten Seite „des Teufels Rutschbahn“, ein 600 Meter langer, wie mit der Richtschnur gezogener schmaler Einschnitt im Berg. Der Teufel war einst dort oben ausgerutscht und hatte beim Abwärtsgleiten eine blutrote Spur hinterlassen, eben den schmalen rotgefärbten Einschnitt.

Auf der letzten Station vor Gardiner stieg ein bemützter Beamter der Parkverwaltung in unsern Wagen. Natürlich stellte es sich wieder heraus, daß er ein Deutscher war. Es handelte sich um unsre Wünsche. Wollten wir erstklassig wohnen oder uns mit den sogenannten Camps zufrieden geben? Beabsichtigten wir, die Reise durch den Park zu Pferd oder mit dem Auto zu machen? Was? Mit dem Auto? Davon steht ja gar nichts in meinem Bädeler? (Allerdings stammt er aus dem Jahr 1909. Eine neue Ausgabe ist seitdem nicht erschienen.) Ja, mit dem Auto. Die Fahrt durch den ganzen Park kostet 16 Dollar und währt drei Tage. Die tägliche Verpflegung kommt auf 4½ Dollar zu stehn.

Das ist ja großartig! Damit sparen wir nicht nur Geld, sondern auch eine Menge Zeit. Mindestens sieben Tage. Bald waren wir uns handelseinig. Wir entschieden uns rasch für die Camps. Allerdings wußten wir nicht, was das bedeuten sollte. Aber wir würden es schon noch früh genug erfahren.

[424] Abends 7 Uhr kamen wir in Gardiner an. Gardiner ist eine kleine freundliche Ortschaft mit weißen Häusern und grün angestrichenen Läden. Wenn nur die Umgebung nicht gar so trostlos ausgesehen hätte! Vor dem Bahnhof hielt bereits der gelbe Kraftwagen, der unsre Beförderung durch den ganzen Park besorgen sollte.

Bald war unser Gepäck verstaut, das Auto setzte sich in Bewegung und brachte uns nach vielleicht hundert Metern vor das Parktor, das aus Stein aufgeführt ist und in goldenen Buchstaben die Inschrift zeigt: „*For the Benefit and the Enjoyment of the People* – zur Wohlfahrt und zum Vergnügen des Volkes!“ Wir fuhren unter dem Torbogen hindurch und befanden uns nun im weltberühmten Yellowstone Park. Endlich sollte ich sie schauen, die wilden Schluchten und Cañons, sollte staunend stehn vor den sprühenden Geisern und heißen Quellen, sollte die wilden Tiere bewundern, wie Bären, Büffel, Elche, Hirsche usw., die aber hier sehr zahm geworden sind, da sie nicht abgeschossen werden dürfen.

Ich hatte mich in Europa darauf gefaßt gemacht, daß es hier keinerlei Weg und Steg geben würde, da ja alles im Urzustand belassen werden sollte. Anstatt dessen sah ich das Auto über eine tadellose, glatte und breite Straße die Höhe gewinnen. Nun, das ließ ich mir gefallen. Das war schließlich auch notwendig, wenn der Park der Oeffentlichkeit zugänglich gemacht werden sollte.

Als wir in einigen großen Kehren so weit in die Höhe gekommen waren, daß der Blick in die Ferne frei wurde, war ich überrascht. Das Landschaftsbild war mit einem Schlag völlig anders geworden. Statt der bisherigen kahlen Höhen sah ich Berge, die vom Gipfel bis zum Fuß mit dem schönsten Fichtenbestand bedeckt waren. Also gab es diese Bäume doch hier! Und Karl May hat recht geschildert! Schleunigst bat ich ihm das Unrecht ab, das ich ihm in Gedanken angetan hatte.

Nach einer Fahrt von acht Kilometern hatten wir unser heutiges Reiseziel erreicht. An einigen hübschen Holzhäusern vorbei, die den Parkbeamten zur Wohnung dienten, und am eigentlichen Hotel vorüber sahen wir bald die Camps von Mammoth Hot Springs vor uns auftauchen. Ein riesiger einstöckiger Bau, ganz aus Baumstämmen aufgeführt im amerikanischen Blockhausstil. Das gefiel mir. Das sah einladend [425] aus und paßte ausgezeichnet zu der Umgebung und überhaupt zu der ganzen Wildwest-Stimmung. Und rings um diesen Bau ein ganzes Dorf von winzigen Häuschen, ebenfalls im Blockhausstil. Mein durch Karl May ausgebildeter Scharfsinn sagte mir sofort, daß diese Häuschen die Wohnung der Parkgäste für die Nacht vorstellen sollten. Es zeigte sich bald, daß ich recht vermutet hatte. Das Auto hielt vor dem Blockhaus und wir betraten eine Halle, deren Inneres ganz dem Aeußern entsprach. Riesige Pfeiler aus gewaltigen Urwaldfichten, die der Rinde entkleidet worden waren, stützten das Gebälk der Decke, die Wände waren geziert mit den Geweihen von Elchen und Büffeln, und Bärenfelle, die da und dort aufgehängt waren, gaben dem Raum ein urgemütliches Aussehn. An die Halle, die zugleich als Plauderzimmer, Schreibraum und Tanzsaal dient, schloß sich ein ganz ähnlich gehaltener Speisesaal, der indes den Gästen nur für die Dauer der Mahlzeit zur Verfügung steht.

An der Geschäftsstelle bekamen wir unsern Zimmerschlüssel ausgehändigt, und dann wurden wir auf unser Zimmer geführt, das heißt in eins der niedlichen Blockhäuschen, das gerade groß genug ist, um zwei Betten, zwei Stühle, einen Tisch und einen Ofen zu fassen. Zieht man die Vorhänge vor, so entsteht zwischen den beiden Betten ein schmaler

Raum, den man als gemeinsamen ‚Salon‘ ansprechen kann. Das ganze Ding war überaus einfach und bescheiden, aber – – romantisch. Gerade so gefiel es uns.

Die Stunde bis zur Abendmahlzeit nützten wir zu einem Besuch der heißen Quellen aus, die in Gestalt von Terrassen bis zu einer Höhe von hundert Metern emporsteigen. Die Färbung der Terrassen, die durch die elfenbeinweißen, orangefarbenen, roten, gelben und grünen Ablagerungen gebildet worden sind, gewährte, namentlich als die Strahlen der untergehenden Sonne darauf fielen, einen märchenhaften Anblick.

Karl May beschreibt in „Unter Geiern“ eine ähnliche Terrasse, die im obern Tal des Feuerlochflusses gewesen sein soll. Die Schilderung ist Ihnen bekannt und so kann ich kurz darüber hinweggehn. Ich muß sagen, daß wir uns kaum von dem wunderbaren Farbenspiel trennen konnten. Freilich wurde der Genuß stark beeinträchtigt durch die Schwefeldünste, [426] die den Quellen entstiegen und genau wie faule Eier rochen, nur in der zehnten Potenz. Meine Nase hat in den letzten drei Tagen soviel davon abbekommen, daß sie genug hat fürs ganze Leben.

Nach dem Abendessen ließ ich mich in der oben erwähnten Diele häuslich nieder und hing meinen Gedanken nach. Nun war ich also im wildesten Teil des „Wilden Westens“. In jenem Gebiet, das so eingeklemt war zwischen Indianerstämmen, die sich aufs unversöhnlichste bekriegten, daß es beinahe unmöglich war, bis hierher vorzudringen. Vor 60 Jahren war dieser Teil der Felsengebirge noch so gut wie unbekannt. Für die roten Männer war er der Sitz böser Geister und daher „Medizin“. Sie gaben dem Bleichgesicht keine Kunde von diesem Wunderland. Und der Weißen, die sich bis da heraufgewagt hatten, waren es nur ganz wenige. Wenn es ihnen gelang, glücklich zu den Ihrigen zurückzukehren, so begegneten ihre Berichte von den Wundern, die sie geschaut, wohl starkem Zweifel. Jedenfalls ließ sich niemand herbei, angesichts der ungeheuren Gefahren, die das Betreten des Gebietes fast zu einer Unmöglichkeit machte, das Wagnis zu unternehmen, durch eignen Augenschein diese Berichte auf ihren Wahrheitsgehalt zu prüfen. So kam es, daß das ganze amerikanische Festland in seinen Einzelheiten erforscht war; vom Quellgebiet des Yellowstone aber, das auf der Landkarte der Vereinigten Staaten ein winziges Viereck ausmacht, wußte man wenig oder gar nichts. In göttlicher Unberührtheit blieben die Schluchten und Cañons, die Berge und Geiser den wilden Tieren überlassen. Selten, daß ein einsamer Trapper oder ein Indianer scheu durch das Dickicht strich, die Hand am Kolben seiner Büchse und sorgfältig jede Deckung benutzend, in seiner Vorsicht dem wilden Tier gleichend, das er beschlich, und zum wilden Tier werdend, wenn er Anzeichen von drohender Gefahr bemerkte. Heldentaten wurden getan, Mann gegen Mann und Mensch gegen Tier, die keinen andern Zeugen hatten, als die in einsamer Majestät thronenden Berge und die donnernden, zischenden und sprühenden Geiser.



So war es noch bis vor kurzer Zeit.

Und wie ist es heute?

Professor Hayden hat zum erstenmal die Aufmerksamkeit [427] der Staatsbehörde auf dieses Gebiet gelenkt. Und diese hat unverzüglich durch ein eignes Gesetz dieses Gebiet von aller Besiedlung und Nutzbarmachung durch die Menschen ausgeschlossen und dem amerikanischen Volk als Lustpark zum Geschenk gemacht. Sämtliche Eisenbahngesellschaften der Staaten geben Fahrkarten zu verbilligten Preisen in Verbindung mit einer Rundreise durch

den Nationalpark heraus. Es ist heutzutage ein leichtes, dieses früher so gut wie verschlossene Gebiet zu besuchen. Die schönsten Automobilstraßen führen bis zum Park und durch ihn; die Bahn hat ihre Geleise von allen vier Himmelsrichtungen her bis vor seine Tore vorgeschoben. Wenn Sie, wie ich Ihnen wünsche, in einigen Jahren die Staaten besuchen, so können Sie in New York in den Schlafwagen steigen, den Sie bis zum Parktor nicht mehr zu verlassen brauchen. Wollen Sie es noch bequemer haben? Gefahr ist weiter nicht dabei. Im schlimmsten Fall kann es vorkommen, daß der Zug von Eisenbahnmardern aufgehalten wird, und daß Sie mit vorgehaltenem Revolver gezwungen werden, Ihre Barschaft herzugeben. Diese Dinge ereignen sich nämlich in diesem gesegneten Land auch heute noch dann und wann. Aber sie müssen selber sagen, daß es schon das äußerste Pech wäre, wenn sie ausgerechnet in einen Zug einsteigen würden, auf den es die Räuber abgesehn haben. Unter neunhundertneunundneunzig von tausend Fällen erreichen Sie ihr Ziel unbedingt.

Sind Sie dann im Park, dann müssen Sie eine starke Einbildungskraft besitzen, wenn Sie sich vorstellen wollen, daß Sie sich im „Wilden Westen“ befinden. Zwar tut die Parkverwaltung alles mögliche, um Sie in diese Stimmung zu versetzen, doch es fehlt die Romantik. Die Natur ist sich zwar gleich geblieben, aber das menschliche Beiwerk hat sich völlig geändert. Die Gestalten des Trappers und Indianers sind verschwunden. Leider! Die Regierung hat den Stämmen ihre Schutzgebiete angewiesen. Aber es hätte nicht geschadet, wenn sie einigen wenigen Familien erlaubt hätte, in dem riesigen Gebiet des Parks ihre Tipis aufzuschlagen. Die Landschaft hätte dadurch nur gewonnen. Aber so! Da, wo früher Trapper und Indianer auf Schleichwegen gegangen sind, befinden sich jetzt wunderschöne Spazierwege, und auf ihnen bewegt sich eine Gesellschaft, die nach der neuesten [428] Mode gekleidet ist. Gentlemen von der Fußspitze bis zum Scheitel, mit tadelloser Bügelfalte, und die Ladies mit dem unvermeidlichen Bubikopf, der zu dieser Gegend paßt wie die Faust aufs Auge. Wenn ich Sekretär des Innern wäre, würde ich vorschreiben, daß jeder Parkbesucher in einer Tracht zu erscheinen habe, die zu der Gegend paßt, meinetwegen die Herren als Cowboys und die Damen als Cowgirls, aber nicht mit Bubikopf, sondern mit langen, offen getragenen Haaren. Und die abendlichen Tanzunterhaltungen würden ebenfalls verschwinden, durch die nach meiner Ansicht die Erhabenheit dieser wunderbaren Gottesnatur herabgewürdigt wird. Zum Tanzen braucht man doch nicht in den Yellowstone Park zu reisen, das kann man anderswo einfacher und billiger haben. Verschwinden müßten auch die verschiedenen Verkaufsstände, die sich allerdings schamhaft ins Innere der Blockhäuser zurückgezogen haben, und in denen alles nur mögliche und unmögliche Zeug zu haben ist, angefangen von der Ansichtskarte bis zum Candy. Ja, der Candy! Der darf natürlich nicht fehlen. Der Genuß beim Anblick eines springenden Geisers wächst selbstverständlich ins Hundertfache, wenn man dabei an einem Stück Candy lutscht. Wie kindisch erscheint doch so ein Candy lutschendes Menschlein angesichts eines seine urgewaltige Kraft offenbarenden Riesensprudels! Aber es will nicht einsehn, wie lächerlich es sich damit macht. Zum Kuckuck mit diesen weibischen Menschen! Dergleichen gehört nicht in dieses herrliche Naturwunder herein.

Aber abgesehn von dem, was ich menschliches Beiwerk genannt habe, ist es hier herrlich. Ich habe in den letzten drei Tagen Wonnen erlebt, wie noch nie während der Reise, nicht einmal die Niagara-Fälle ausgenommen, Wonnen durch den Genuß der Natur und Wonnen durch die Erinnerung an Karl May, der mich unsichtbar auf Schritt und Tritt begleitete.



Die letzte Büffelherde (Yellowstonepark)



Park-Bär (Yellowstonepark)

Am nächsten Tag besuchten wir nach einem erquickenden Schlaf das Gehege, worin eine Büffelherde ihr Gnadenbrot genießt. Die wenigen Stücke ausgenommen, die in den verschiedenen Tiergärten gezeigt werden, sind es die letzten dieser Art. Vorbei sind die ausgedehnten Büffelwanderungen, vorbei die gruselig schönen Aufregungen der Büffeljagden, [429] vorbei auch das unvernünftige und unmenschliche Niederschießen ganzer Herden. Die Tiere sind ausgerottet wie auch die Indianer ausgerottet sind, denen sie zur Nahrung dienten; vor mir sah ich die letzten Ueberreste der einstigen Herren der Prärien – – das letzte Märchen.

Nach dem Frühstück wartete bereits das Auto auf uns zur Weiterfahrt ins Herz des Parks – zu den heißen Quellen und Sprudeln. Von jetzt an kamen wir aus dem Schauen und Staunen nicht mehr heraus. Es ist mir unmöglich, alle die Punkte aufzuzählen, die eigentlich Erwähnung verdienen. Es sind ihrer so viele und so mannigfache, daß man tagelang davon erzählen könnte.

Wir hatten ungefähr 15 Kilometer zurückgelegt, da erschien zu unsrer Linken ein ungefähr hundert Meter langer und fünfzig Meter hoher Bergrücken aus reinem Glas, der berühmte Obsidian Cliff. Er verdankt sein Entstehen vulkanischen Kräften. Zur Indianerzeit wurde er gern von den Roten besucht, die aus dem Obsidian ihre Pfeilspitzen herstellten. Hier mag auch Winnetou auf einer seiner Wanderungen den Stoff zu seinem unfehlbaren Tomahawk geholt haben. Und dann ging die Fahrt weiter vorüber an Seen und Wasserfällen, an Geisern und Quellen. Bei ihrer Namengebung mußte das gesamte Verzeichnis der Edelsteine herhalten, um ihre wundervolle Färbung zu veranschaulichen. Türkis Spring, Saphir Spring, Beryl Spring, Smaragd Spring sind nur einige Namen unter vielen.

Wir fuhren eben durch einen majestätischen Fichtenwald, da kreischte eine Dame vor mir voller Entzücken auf: „A bear, a bear!“ Alle übrigen Insassen stimmten in diesen Ruf ein. Und richtig! In einer Entfernung von hundert Meter trottete ein Bär auf der Landstraße ganz gemütlich dahin. Der Wagen verlangsamte sofort seine Fahrt. Als wir näher kamen, erkannte ich an der Kopfbildung – ich hatte in den Tiergärten den grauen Bären wohl von dem braunen zu unterscheiden gelernt – einen Grisly. Er ließ sich durch unser Näherkommen nicht im geringsten stören, blieb sogar halten und schien uns zu erwarten. Als wir nur mehr zehn Meter von ihm entfernt waren, stoppte der Wagen, und ein besonders wagemutiger Herr stieg aus und näherte sich dem Untier, bewaffnet nicht mit Bärenrötel und Bowieknife, sondern [430] mit – einem Stückchen Zucker. Als er ihm ganz nahe gekommen war, richtete sich das entsetzliche Raubtier auf den Hinterpranken auf und legte dem Tollkühnen die Vorderpfoten auf die Schultern. Und dann – ich erwartete schon die tödliche Umarmung – nahm es ihm den Zucker aus der Hand, zahm wie ein Kätzchen. O Wilder Westen, wo bist du geblieben! So ändern sich die Zeiten!

Den ersten größeren Aufenthalt nahmen wir beim Norris Geiser-Becken. Es besteht aus einem leicht geneigten, völlig öden und pflanzenlosen Abhang. Aus hunderten von Löchern steigen Schwefeldünste empor, die einen höllischen Gestank ausströmen. Das Beschreiten der Fläche ist nicht ganz gefahrlos. Man hat deshalb den Weg für die Fußgänger mit einer Bretterlinie bezeichnet, die das Begehnen dieser Strecke halbwegs sicher macht. Doch ist es ein Wagnis, den Brettersteig zu verlassen, um sich seinen Weg selber zu suchen. An vielen Stellen sind Warnungstafeln angebracht mit dem Wort: „*Danger* – Gefahr!“

Wir verließen den Wagen, der uns auf der festen Straße vorausfuhr, um uns weiter oben wieder aufzunehmen, und betraten den Brettersteig. Ich kann den Weg nicht anders bezeichnen als einen Höllenweg. So ähnlich wie mir muß es Dante zumute gewesen sein, als er in der Bulge der Simonisten zwischen den Erdlöchern schritt, aus denen Schwefeldünste quollen. Es fehlte, um diesen Eindruck zu vervollständigen, nur der Anblick der Füße der Gemarterten, die kopfüber in dem Schlund stecken und deren Beine aus dem Schwefelloch hervorragen. Es ist, als hätte dieses wüste Tal dem großen Italiener zur Vorlage gedient.



Oben: Der „Große Zeton“
Unten: Die Kepler-Fälle im Feuerlochflus

Wieder auf festem Boden angekommen, bestiegen wir mit einem Gefühl der Erleichterung das wartende Auto. Bald hatten wir den Zusammenfluß des Gibbon mit dem Madison erreicht und fuhren nun durch eine herrliche Gottesnatur den Feuerlochfluß aufwärts. Wir näherten uns der Gegend, wo nach der Beschreibung Karl Mays der letzte Aufzug des Dramas spielte, in dem der Bärenjäger und sein Sohn die Hauptrollen darstellten. Die Ueberraschungen wurden immer häufiger, und der Wagen hatte immer öfter zu stoppen. Wir erreichten das Untere Geiser-Becken, in dem man nicht weniger als 700 heiße Quellen gezählt hat. Der Hauptanziehungspunkt **[431]** ist der Fountain Geiser, der uns aber nicht den Gefallen tat, während unsrer Anwesenheit zu springen. Dagegen besichtigten wie die Mammoth Hot Pots, auf Deutsch Riesenmaltöpfe. Inmitten einer Krateröffnung war eine ganze Menge kleiner Schlammvulkane in Tätigkeit. Ihre schmutzige Masse hob und senkte sich, Blasen treibend, die unter einem abscheulich schmatzenden Geräusch platzten und in sich zusammenfielen. Der Name kommt von den verschiedenartigen Färbung dieser Kleckse. Ein andres Bild aus Dantes Inferno!

Endlich, nach vierstündiger Fahrt, tauchte unser heutiges Ziel vor uns auf, das Obere Geiser-Becken mit den Gaststätten. Neben dem eigentlichen Hotel gab es auch hier wieder wie gestern die Camps. Das hervorstechendste Merkmal dieses Teiles des Parks ist der Old Faithful, der „alte Getreue“, der mit beinahe mathematischer Sicherheit alle 68 Minuten einmal in Tätigkeit tritt. Sämtliche übrigen Geiser des Beckens, und das sind nicht weniger als vierzig, können bei ihm Pünktlichkeit und Ordnungssinn lernen. Eben als unser Kraftwagen an ihm vorbeifuhr, war seine Zeit gekommen, und er erfreute uns mit einem Ausbruch. Dieser währte 5 Minuten, und die Wassersäule erreichte eine Höhe von 40 Metern. Ich will gleich bemerken, daß ich noch dreimal den Anblick dieses prachtvollen Schauspiels genoß. Zu verfehlen ist er nicht, denn man braucht nur auf die beim Hotel angebrachte Tafel zu sehn, die jeweils die Zeit des nächsten Ausbruchs anzeigt, und man kann sich unfehlbar darauf verlassen.

Natürlich packte mich die Neugier, dem zischenden Drachen auch einmal in den geöffneten Schlund zu blicken. Nach dem zweiten Ausbruch, den ich sah und in nächster Nähe beobachtete, schritt ich auf den Krater zu, sorgfältig die zahlreichen Pfützen vermeidend, denn das ausgeworfene Wasser ist dem Lederwerk der Schuhe nicht gerade zuträglich. Bald hatte ich den niedrigen, sanft ansteigenden Krater erstiegen und schaute nun in die vielleicht vier Meter im Durchmesser zählende Oeffnung. Der Krater verengte sich nach innen zusehends, doch bereits in einer Tiefe von drei Metern zischte und brodelte die siedende Wasserfläche. Unwillkürlich beschlich mich ein Gruseln bei der Vorstellung: wenn mir jetzt **[432]** jemand einen Stoß von hinten versetzen würde! Hu! Dann könnte mich wohl keine Macht der Erde retten. Denn bis jemand mit Stricken herbeikäme, um mich herauszuziehn, wäre ich längst gesotten und verbrüht.

Im übrigen ist es indes nicht im geringsten gefährlich, da oben zu stehn, selbst wenn man die Zeit des nächsten Ausbruchs nicht kennt und dieser unmittelbar bevorsteht. Das Wasser steigt nur langsam, so daß man früh genug gewarnt wird und genügend Zeit hat, sich in Sicherheit zu bringen.

Das Schauen und Staunen hatte uns rechtschaffen hungrig gemacht, so daß wir dem Mittagessen mit großer Hingebung zusprachen. Den Nachmittag benützten wir, uns gründlich in dem weiten Becken unzu sehn. Ich glaube, es ist von den vierzig Geisern nicht einer, dem ich nicht meinen Besuch abgestattet habe. Aber nur ein einziger Geiser ließ vor uns seine Kunst los, nämlich der Castle Geiser. Die übrigen schwiegen in stolzer Verachtung.

Neben den Geisern waren es natürlich auch die unzähligen heißen Quellen, die unsre Aufmerksamkeit erweckten. Dabei machte mir das Gehaben meines Begleiters großen Spaß. Es gab kein Loch, kein Wässerchen und keine Spalte, aus der Dampf hervorquoll, in die er nicht seinen Finger gesteckt hätte, um die Wärme zu prüfen. Er zog zwar jedesmal seinen empfindlichen Wäremesser sofort wieder heraus mit den in unverfälscht oberbayerischer Mundart hervorgestoßenen Worten: „Au, is däs hoäß!“, aber nur, um beim nächsten Loch den Versuch zu wiederholen.

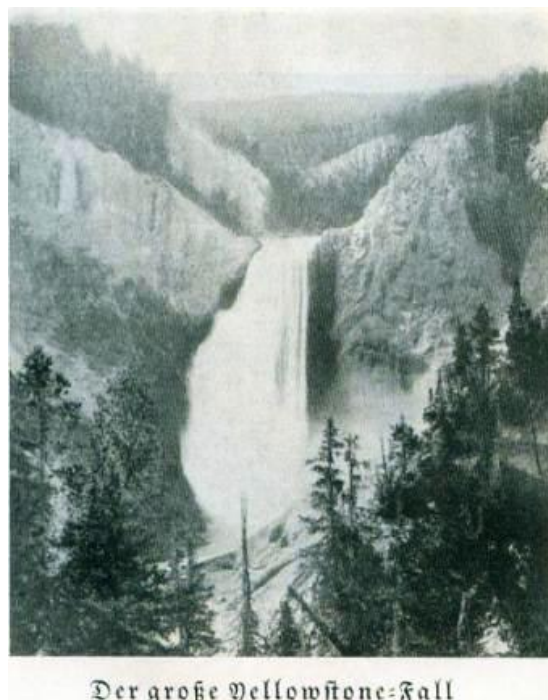
Sie können sich denken, daß ich meine Augen aufmachte, um die Stelle wiederzufinden, an der die Sioux den Bärenjäger und seinen Sohn martern wollten, wobei sie von den Schoschonen und Upsarokas überfallen wurden. Hierbei habe ich allerdings eine kleine Enttäuschung erlebt. Ich habe die ganze in Frage kommende Gegend – und sie ist nicht lang – durchstreift, ich habe verglichen und verglichen, aber ich konnte die Stelle nicht wiederfinden. Es gibt keinen Terrassengeiser am obern Feuerlochfluß, und es gibt auch keinen Geiser, der die Eigenschaften aufweist, wie das von Karl May beschriebene ‚Höllenmaul‘. Auch den Schlammkrater, das ‚Teufelswasser‘, in dem der ‚Schwere Mokassin‘ seine Gefangenen martern wollte, habe ich nicht vorgefunden. **[433]** Zwar sind genug solche Vulkane vorhanden, auf die die Beschreibung Karl Mays passen könnte, aber nicht in unmittelbarer Nähe des Feuerlochflusses, wo sich die Begebenheit abgespielt hat.

Ein Nörgler wird nun gleich die Nase rümpfen. „Aha, da haben wir’s ja! May ist nicht genau gewesen.“ Ich muß sagen, daß ich im ersten Augenblick auch enttäuscht war. Aber ich habe mich bald wieder getröstet. Es gibt zwei

Erklärungen. Erstens befindet sich das ganze Gebiet der vulkanischen Gebilde in beständiger Veränderung. Ein Geiser, der heute arbeitet, kann morgen schon schweigen – – für immer. Tatsächlich haben seit der Zeit der Erforschung des Parks durch Professor Hayden eine Reihe von Kratern ihre Tätigkeit eingestellt. Und andre haben sich dafür gebildet. Jedes Jahr öffnen sich neue Abflußlöcher für die Kräfte des Innern. Und es kann sein, daß eines Tages genau da, wo jetzt das Hotel steht, sich die Erde öffnet und die gesamte Bescherung mit einem gewaltigen Knall in die Luft geht. Ganz einfach – ein neuer Geiser ist wieder entstanden.

Man kann also ruhig annehmen, die zur Zeit Old Shatterhands arbeitenden Kräfte haben seit dieser Zeit ihre Tätigkeit eingestellt und sind verschwunden. Oder aber – – May hat aus schriftstellerischen Gründen Dinge, die örtlich zwar vorhanden sind, aber weit auseinander liegen, zusammengezogen und auf einem verhältnismäßig engen Platz vereinigt. Ist das ein Verbrechen? Ich glaube es nicht. Einem Dichter darf man eine solche Freiheit schon zubilligen.

Ich hoffe, das, was ich jetzt geschrieben habe, wird dem Andenken des von mir hochverehrten Mannes nicht schaden. Weder in Ihren Augen, noch in den Augen eines vernünftigen May-Lesers. Sollten Sie indes anderer Ansicht sein, so gebe ich Ihnen hier, am Yellowstone See, die Erlaubnis, diese Stelle nicht zu drucken. Und das Aergernis ist aus der Welt geschafft.



Camp am Großen Canon des Yellowstone, 5. Juli 1926.

Lieber Herr Doktor!

Gestern ist es doch etwas spät geworden und die Augen sind mir beim Schreiben zugefallen. Heute will ich weiterfahren.

Am Abend besuchten wir nach dem Essen das große Abfallager [434] hinter dem Hotel, wo sich die Bären das zu Gemüte führen dürfen, was die Gäste nicht selber verzehren wollen. Eine große Menschenmenge war bereits versammelt, als wir die Stelle im Wald erreichten. Eine Umzäunung hindert die Zuschauer, den Tieren allzunahe zu kommen. Innerhalb des Zauns sitzt ein Mann mit einer Büchse auf den Knien. Für alle Fälle! Es könnte doch einmal vorkommen, daß ein Bär sich eine Verwechslung zuschulden kommen ließe und keinen Unterschied machte zwischen dem Kohl in seinem Trog und dem Kopfputz einer geschminkten und gepuderten Dame. Das wäre indes wirklich nur ein Versehen, keineswegs böse Absicht. Denn die Bären im Yellowstone Park sind gut gezogen.

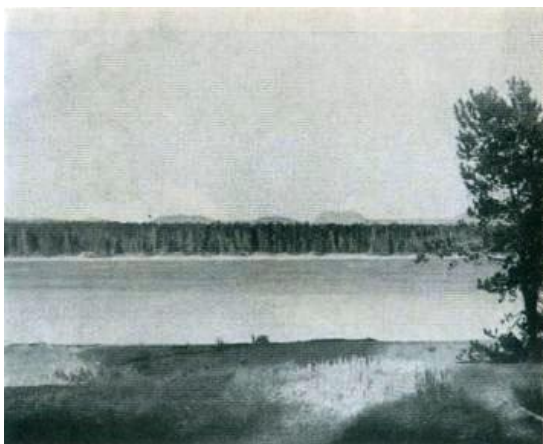
Wir warteten und warteten, aber Meister Petz ließ sich nicht blicken. Wir hatten mittags ein ziemlich zähes Beefsteak gehabt, und es war viel davon übriggeblieben. Möglich, daß er von dem Mittagessen noch genug hatte. Endlich machte sich eine Bewegung zwischen den Bäumen bemerkbar. „Der Bär! der Bär! Siehst du ihn?“ fragte mein Begleiter. Nein, ich sah ihn nicht. Ich sah ihn auch dann nicht, als er mir die genaue Richtung angab, der mein Auge folgen mußte. Ich verfüge eben nicht über die scharfen Augen Old Shatterhands. Lange ließ das Biest auf sich warten, bis es endlich in langsamem, gemütlichem Trab sich dem Trog näherte. Es schnüffelte einige Minuten darin herum. Aber es schien nicht zu finden, was es suchte, denn nach kurzer Zeit entfernte es sich wieder ebenso gemächlich, und

ward nicht mehr gesehn. Es schien wirklich noch vom Mittag her genug zu haben. Die Nacht fiel herein und die Zuschauermenge entfernte sich enttäuscht.

Am nächsten Mittag fuhren wir weiter den Feuerlochfluß aufwärts, am Kepler-Wasserfall vorbei und der großen Wasserscheide entgegen. Ueber sie war einst Old Shatterhand auf der Verfolgung der Sioux gekommen. Nur hatte er es wahrscheinlich bei ihrer Ueberschreitung nicht so bequem wie ich. Auch Karl Budde mußte unter unsäglichen Anstrengungen die große Wasserscheide überschreiten, die von dieser Gegend aus über die Windriverberge führt⁴⁵. Uns [435] brachte der Kraftwagen ganz gemächlich in einer Steigung in die Höhe, die er spielend überwand. Oben hatten wir eine wundervolle Aussicht nach Süden. Unmittelbar vor uns lag der Isa Lake, ein schmaler lilablauer See, der seine Wasser auf der einen Seite zum atlantischen, auf der andern zum Stillen Ozean sendet. Ueber einen steilen Bergabhang hinweg, der mit dichtem Fichtenbestand bedeckt ist, erblickte unser Auge tief unten den Shoshone Lake und im Hintergrund die mächtige Gruppe der Tetonberge, die eine Höhe von über 4000 Meter erreichen. Das Herz geht einem auf in dieser Gottesnatur und man kann verstehen, wie es dem roten Mann zumute war, als er seine herrliche Heimat den weißen Eindringlingen überlassen mußte. Schade, tausendmal schade, daß die Habgier des weißen Mannes den Zusammenbruch eines edlen Volkes verschuldet hat. Und was für herrliche Namen die Indianer allen Dingen gegeben haben! Da gibt's unter den Bergen hier den ‚schlafenden Riesen‘, den ‚Berg der tausend Schrecken‘, die ‚Braut des großen Geistes‘ usw. Bleichgesicht, bist du dir der Verantwortung deinem roten Bruder gegenüber auch bewußt?

In rascher Senkung fuhren wir von der großen Wasserscheide hinunter und erreichten nach einundeinhalbstündiger Fahrt die Bucht des Yellowstone-Sees, die den Namen West Thumb (westlicher Daumen) trägt, nach der Flächengestaltung des Sees, in der man bei einiger Phantasie eine Hand mit ausgespreizten Fingern erblicken kann. Hier gewährte uns unsere Transportgesellschaft dreißig Minuten Aufenthalt, um die ungefähr 70 heißen Quellen zu besichtigen. Eine von ihnen liegt im See, jedoch so nahe am Ufer, daß man sie mit einem Sprung erreichen kann. Ihre Ausscheidungen haben einen festen Kegel gebildet, der genügend Platz bietet, um darauf fußen zu können. Ein Fischer, der auf diesem Kugel stehend seinem edlen Handwerk nachgeht und Forellen fängt, braucht buchstäblich seinen Platz nicht zu ändern, wenn er die gefangenen Fische für die Mahlzeit herrichten will. Er braucht sich nur umzudrehn und seine Beute in das siedende Wasser der heißen Quelle zu hängen, und im Nu sind sie fertig und gar.

Die Weiterfahrt längs des Seeufers gewährte einen prächtigen Blick auf die Absarokaberger im Osten und den [436] ‚schlafenden Riesen‘ im Norden des Sees, einen langgestreckten Höhezug, der durch die merkwürdige Form seiner Gipfelinie diesen Namen erhalten hat. Links von der Straße steigt der Wald in die Höhe. Aber was ist das für ein Wald! Stürme, wie sie so heftig nur im hochgelegenen Park vorkommen, haben Hunderte und Tausende von Fichten gefällt, die zwischen ihren glücklicheren Gefährten in einem unbeschreiblichen Durcheinander über-, unter- und nebeneinander liegen und einen Verhau bilden, der ein Durchqueren des Waldes beinahe zur Unmöglichkeit macht. Wenigstens zu Pferd! Ich habe diese Sturmverhaue an vielen, vielen Stellen des Parks gefunden. Sie erstrecken sich oft meilenweit und der Anblick der unzähligen Baumleichen tut dem Auge förmlich weh. Old Shatterhand und Winnetou sind auf der Verfolgung der Sioux in der gleichen Gegend geritten, durch die wir zuletzt kamen. So tauchen auf Schritt und Tritt Erinnerungen an Karl May auf.



Der Yellowstone-See. Im Hintergrund der
„Schlafende Riese“



Beim Fischen im Yellowstone-See

⁴⁵ Vgl. Karl Buddes Schilderung „Nach der hohen Wasserscheide“, die wir im Jahrbuch 1928 bringen. D. Herausg.

Wir fuhren über den Bridge Creek und am Fuß des „Elefantenrückens“ entlang – lauter Namen, die mir von Karl May her nicht unbekannt sind – und erreichten gegen Abend das Camp, das nicht weit vom Abfluß des Gelbsteinflusses entfernt ist. Nachdem uns Hütten zum Nachtlager angewiesen waren, gingen wir am Seeufer spazieren. Der Gelbsteinsee ist sehr reich an Forellen und wird daher von Liebhabern des Fischersports gern aufgesucht. Mit uns war eine ganze Gesellschaft angekommen, die am nächsten Morgen fischen wollte. Es bedarf dazu im Yellowstone Park keiner besondern Genehmigung und man braucht auch keine Gebühr zu bezahlen. Doch ist Vorschrift, daß, um den Fischbestand nicht allzusehr zu verringern, nicht mehr als zehn Fische für den Kopf und Tag gefangen werden dürfen. Ich will indes gleich bemerken, daß die Gesellschaft, die aus fünf Personen bestand, keineswegs soviel Glück hatte als seinerzeit die Gefährten Old Shatterhands, die genau in dieser Gegend eine reiche Ausbeute an Forellen gehalten hatten. Bis zu fünfzig Forellen hätte die Gesellschaft fangen dürfen, in Wirklichkeit erwischte sie nur – vier. „Herrjemerschnee!“ hätte Hobble Frank da wohl mit einem Gemisch von Bedauern und Geringschätzung gesagt.

[437] Am nächsten Morgen folgten wir der Richtung, die ehemals der Sohn des Bärenjägers mit dem dicken Jemmy und dem langen Davy eingeschlagen hatte, als sie sich unklugerweise von ihren Gefährten trennten, um den Sioux auf eigne Faust nachzureiten. Die Fahrt ging zunächst dem Gelbsteinfluß entlang durch das breite, ziemlich eintönige Haydental. Am „Schmutzvulkan“ vorbei, der Karl May als Vorbild für sein „Teufelswasser“ gedient haben könnte, erreichten wir nach einer Fahrt von fünfzehn Meilen den obern Fall des Gelbsteinflusses. Der untere, weitaus größere Fall ist eine Meile entfernt und diese Meile ist eine Strecke unsagbarer Naturschönheiten. In dieser Schlucht sind turmhohe Felsen aufgebaut. Einige sehn aus wie Kathedralen, andre gleichen schlanken Säulen oder Pyramiden, wieder andre zeigen die fremdartigsten und wildesten Formen, und das alles ist von einer Farbenpracht, die jeder Beschreibung spottet. An einer Stelle laufen hellgrüne Streifen durch goldfarbige Felsen; hundert Schritte weiter gibt's eine schneeweiß schimmernde Sandwand, die mit einem wundervollen Blau getüpfelt ist, während gegenüber rosenrote Felsen hervorleuchten, durch die sich schwarze Streifen ziehn. Hier und da sieht man blutrote Riesensteine aus dem Wasser emporsteigen, indes hoch oben an den Rändern der Schlucht das Grün der Tannen sichtbar ist, überwölbt vom klaren Gotteshimmel. Dazu rauscht der Fluß sein mächtiges Lied und donnert über die Felsen dahin, und wo er sich über die Fälle hinunterstürzt, da zerstäubt er sich in Milliarden von Wassertropfen, in denen sich ein Regenbogen von Felsen zu Felsen spannt. Wenn man dieses Lied der göttlichen Allmacht hört, dann kommt man sich so klein vor – so klein!

Am Großen Cañon angelangt, fuhren wir nicht gleich zum Artist Point, zu Deutsch Malerwinkel. Diesen Punkt wollten wir uns bis ganz zuletzt aufheben, und wir wandten uns links ab vom Cañon. Der Weg zog sich am Ufer des Cascade Creek entlang – dieser Bach ist ebenfalls bei Karl May genannt, wenn ich mich nicht irre – in großen Kehren zur Paßhöhe – Dunraven Paß – hinauf. Endlich waren wir oben und genossen eine herrliche Fernsicht über einen großen Teil des Parks. Im Süden schimmerte die Fläche des Sees weiß zu uns herauf, begrenzt im Osten von den Absarokabergen [438] und im Süden von der berühmten Tetonkette. Im Westen verlor sich der Blick in einem Meer von mit Tannenwäldern bestandnen Höhenwellen. Im Norden versperrte der nahe Mount Washburn jede Aussicht und im Osten deutete eine schmale Linie, die in den Baumwuchs einschnitt, den Großen Cañon des Yellowstone an.

Hier oben war es, wo ich vom Park in Gedanken Abschied nahm. Ich hatte mich in den letzten drei Tagen hier wie zu Hause gefühlt. Ich bezweifle, ob unter den vielen hundert Besuchern, die sich gegenwärtig im Park aufhalten, auch nur einer ist, der es als ein so großes Glück empfindet, hier sein zu dürfen, wie ich. Wenn ich von hier fortgehe, so lasse ich nicht nur einen Fleck Erde hinter mir, der in mehr als einer Hinsicht fesselnd ist, sondern ich trenne mich von einem Märchenland, das – durch Karl May – in den Träumen meiner Jugend und in der Sehnsucht meiner Mannesjahre eine wesentliche Rolle gespielt hat.

Zum Großen Cañon zurückgekehrt, brachte uns der Wagen zu guterletzt zum Malerwinkel, wo wir den untern Fall des Yellowstone in seiner ganzen Herrlichkeit vor uns hatten. Hier ist der Cañon am tiefsten und zugleich am schmalsten. Der Yellowstone erscheint als dünner grüner Faden tief unten und die steilen, scheinbar unerklimmbaren Wände des Cañon schimmern in allen möglichen Farben vom Gelb bis zum tiefsten Purpur. Sogar Bädeler wird bei dieser Gelegenheit poetisch, denn er sagt, daß die wundervolle Färbung den Eindruck mache, „als ob ein Regenbogen vom Himmel gefallen und auf die Felsen geworfen worden wäre“.

Natürlich war ich mit einer Besichtigung des Falls von oben her nicht zufrieden. Karl May schreibt zwar in „Unter Geiern“, daß es unmöglich sei, bis auf den Grund des Cañons hinunterzusteigen, aber – – das war einmal! Gegenwärtig kann man längst auf beiden Seiten des Falles in die Tiefe klettern. Freilich muß man dann auf demselben Weg wieder herauf. Durch den Cañon selber führt kein auch noch so schmaler Pfad. Der Baumeister muß erst noch gefunden werden, der das Innere dieser von Titanen geschaffenen Schlucht dem Besuch der Sterblichen zugänglich macht.

Nachdem ich also noch den letzten Genuß am Fuß des Falles gekostet habe, das Gefühl, mich im Innern der Erde [439] zu befinden, mit der Außenwelt nur verbunden durch einen fadendünnen blauen Streifen, hoch über meinem Haupt, der den Himmel vorstellt, sitze ich hier in Cañon Camp, um Ihnen zu schreiben und auf das Auto zu warten, das mich an den westlichen Ausgang des Parks bringen soll zur Weiterreise nach der Mormonenhauptstadt. Die kurze Strecke bis zum Parkausgang – es sind nur zwei Stunden Autofahrt – wird nichts Neues mehr bringen. Ich bins auch so zufrieden. Mein Gedächtnis gleicht ohnehin einem Topf, der – wie Halef sagen würde – bis zum Zerspringen mit Eindrücken angefüllt ist. Ich habe es gestern und heute eingesehn – ich bin zu schnell durch den Park gefahren. Ich hätte mir mehr Zeit nehmen sollen. Aber was wollte ich tun? Vor meinen Gedanken standen so viele andre schöne und reizvolle Punkte, die ich nur dann besuchen kann, wenn ich den Aufenthalt hier möglichst beschränke. Wenn mich indes ein gütiges Geschick nochmals hierher führen sollte, vielleicht in Ihrer Gesellschaft, Herr Doktor, dann werde ich das Tau anders abwickeln. Dann werde ich mir mindestens zehn Tage Zeit nehmen, ich werde mir einen Hatatitla verschaffen, ich werde in einem Zelt wohnen, ich werde am Abend vor dem Lagerfeuer sitzen und den Erzählungen der Cowboys lauschen von dem roten Mann, der einstens unbeschränkter Herr in den Felsenbergen gewesen, von den kühnen Trappern und Fallenstellern, von dem Grislybär und dem mächtigen Elch, und ich werde mich dann ganz und gar einspinnen lassen von dem Zauber, den ich hier so oft gefühlt, aber vielleicht eben so oft vermißt habe, von dem Zauber des – Wilden Westens.

Speisewagen im Western Pacific, 7. Juli 1926.

Lieber Herr Doktor!

Und wieder geht es dem Westen entgegen. Nach Westen, immer nach Westen! Seit gestern abend fahren wir bereits zwanzig Stunden. Die Gegend bietet nicht das geringste Sehenswerte, weshalb ich es müde geworden bin, zum Fenster hinauszuschauen. Ich habe mich in den Speisewagen geflüchtet. Der Direktor, selbstverständlich ein Deutscher, fährt diese Strecke bereits das hundertstmal und kann mir über alles mögliche Aufschluß geben. Und ich habe einen [440] ganzen Kürbis voll Fragen über Dinge, die ich gern wissen möchte und die mir seit gestern früh aufgefallen sind.

Eine zwölfstündige Nachtfahrt brachte uns von West Yellowstone nach der Salzseestadt. Ich kann nicht sagen, daß mich die Fahrt ermüdete, obgleich wir keinen *Sleeping Car* benützten. Die Stühle sind in den meisten amerikanischen Bahnen sehr bequem eingerichtet. Mit einem Griff kann man die Rückenlehne weit nach hinten verschieben, mit einem zweiten Griff kommt unten ein Schemel zum Vorschein, und eine Art Liegestuhl ist fertig, in dem es sich, wenn man nicht gar zu sehr verwöhnt ist, ganz prächtig ruhen läßt.

Gestern früh sieben Uhr kamen wir in der Mormonenhauptstadt an. Karl May erzählt im dritten Band *Winnetou*, daß er die Absicht hatte, die Salzseestadt zu besuchen. Diese Absicht wurde hernach aufgegeben, denn es folgten die Ereignisse, die *Winnetous* Tod zur Folge hatten. Hierauf ritt er zu den *Apatschen*, um ihnen den Tod ihres Häuptlings zu melden und das Testament seines Freundes zu holen. Es scheint also, daß *Old Shatterhand* die Mormonenstadt aus eigener Anschauung nicht kennen gelernt hat⁴⁶.

Karl May ist nicht gut zu sprechen auf die Mormonen. In „*Unter Geiern*“ läßt er den Farmer *Helmers* zu dem als Mormonen verkleideten *Llanogeyer* sagen: „Das ist keine Empfehlung für Euch, daß Ihr ein Heiliger der letzten Tage sein wollt.“ Ich nehme an, daß May hiermit sein eigenes Werturteil über diese Leute zum Ausdruck bringen wollte. Denn auch sonst ist er ihnen abhold. In „*Satan und Ischariot*“ ist einer der Hauptverbrecher ein Mormone, nämlich *Harry Melton*, der ausgezogen ist, um seinen Religionsbrüdern in Mexiko neue Daseinsmöglichkeiten zu schaffen. Und bei Ihnen in *Radebeul* habe ich im Nachlaß *Karl Mays* eine weitere Erzählung gelesen – den Titel weiß ich nicht mehr – in der ebenfalls zwei „*Heilige*“ eine verbrecherische [441] Rolle spielen⁴⁷. Es hat fast den Anschein, als ob May früher einmal mit irgendeinem Vertreter dieser Sekte trübe Erfahrungen gemacht hat oder zum mindesten auf eine unliebsame Weise mit ihm zusammengetroffen ist.

Da, wie gesagt, eine der Hauptpersonen des Romans „*Satan und Ischariot*“ ein Mormone ist, glaube ich Ihre und der Jahrbuch-Leser Billigung zu finden, wenn ich etwas näher auf diese merkwürdige Blüte auf dem Baum der Religion eingehe.

Die Mormonen selber wissen über ihren Ursprung und ihre Lehre folgendes zu sagen:

⁴⁶ Fehlgeschossen, lieber Herr Kaplan! Der ausgezeichnete Kenner *Mays* hat sich diesmal ausnahmsweise geirrt. Schlagen Sie mal, bitte, *Winnetou III*, Seite 101, Zeile 11 auf, so werden Sie finden, daß *Old Shatterhand* gar wohl in der Salzseestadt gewesen ist. Die Herausgeber.

⁴⁷ Inzwischen in Bd. 48 der *Gesammelten Werke* erschienen unter dem Titel „*Schwarzauge*“.

Im Jahr 1820 bat der Gründer der Sekte, Joe Smith, damals 14 Jahre alt, Gott um Offenbarung darüber, welches Bekenntnis die Wahrheit enthalte. Gott würdigte ihn eines Gesichts und gab ihm kund, daß sämtliche Bekenntnisformen irrig seien. In darauffolgenden Gesichtern erhielt er die Ueberzeugung, daß Gott ihn zum Werkzeug auserwählt habe, um das Evangelium und das Heilige Priestertum des Gottessohnes zu reinigen und die Kirche und das unzerstörbare Königtum Gottes auf Erden zu gründen. Außerdem wurde ihm mitgeteilt, wo er die geoffenbarte Geschichte der Ureinwohner Amerikas finden würde, eingegraben in Erzplatten. Diese wurde später von ihm als „Das Buch Mormon“ herausgegeben, das in die meisten europäischen und in viele orientalische Sprachen übersetzt wurde. Im Jahr 1829 erschien ihm und Oliver Cowdery der heilige Johannes der Täufer, legte ihnen die Hand auf und übertrug auf sie das Priestertum Aarons oder die niedere Priesterschaft. Noch im gleichen Jahr erschienen ihnen die Apostel Petrus, Jakobus und Johannes und führten sie in die Apostelschaft des Melchisedech, d. i. ins höhere Priestertum ein.

Die „Kirche Jesu Christi der Heiligen der letzten Tage“ wurde 1830 in Fayette mit sechs Mitgliedern gegründet. Die kirchliche Verfassung kennt zwölf Apostel, siebenzig Jünger, Hohe Priester, Aeltere, Bischöfe, Priester, Lehrer und Diakone. Wesentlich für die Verfassung ist das allgemeine Priestertum. Alle männlichen „Heiligen“ werden nämlich im **[442]** niedern Priestertum geboren. Sobald ein Junge einen vorgeschriebenen Kurs zurückgelegt und sich bestimmte Kenntnisse angeeignet hat, besitzt er die Fähigkeit, den niedrigsten Dienst auszuüben, den des Diakons. Hat er diese Stufe erreicht, und zwar geschieht das bereits in einem Alter von 10–12 Jahren, so bewirbt er sich mit Feuereifer um die nächsthöhere Stufe, um die Würde eines Lehrers. Ist er Lehrer geworden, so strebt er die höchste Stufe des niederen Priestertums an, das Amt eines Priesters. Aber die Aussichten sind damit für ihn noch nicht geschlossen. Es steht jedem Mormonen auch noch das Priestertum Melchisedechs offen und, hat er dies erreicht, der Sprung auf eine der seltenen und maßgebenden Stellen als Bischof, Patriarch, Apostel oder gar Mitglied der Präsidentschaft.

Im Jahr 1844 wurden Joe Smith und sein Bruder Hyrum ermordet und die Mormonen aus Illinois vertrieben. Brigham Young führte sie unter unsäglichen Gefahren und Beschwerden durch das Indianergebiet an den Salzsee. Das geschah 1847. Von hier aus haben sie sich in ganz Utah verbreitet.

Die Heiligen der letzten Tage glauben an Gott Vater, an dessen Sohn Jesus Christus und sein großes Sühnewerk, und an den heiligen Geist; an das Evangelium, dessen oberste Grundsätze sind Glaube, Reue, Taufe durch Untertauchen zur Vergebung der Sünden und die Spendung des heiligen Geistes durch Handauflegung; an die Auferstehung der Toten und das jüngste Gericht; an die Notwendigkeit der göttlichen Bevollmächtigung durch Berufung und Weihe, um das Evangelium zu verkünden und ihre Gewalten auszuüben; an die göttliche Offenbarung, die Bibel, das Buch Mormon und andere geoffenbarte Bücher; an die Wiederherstellung Israels und den Wiederaufbau Zions und Jerusalems; an die Heiligkeit und Ewigkeit der Ehe; endlich an das persönliche Königtum Christi auf Erden als des Königs der Könige.

In diesem Glaubensbekenntnis suchen wir vergebens nach einem besondern Merkmal, durch das die Mormonen auf der ganzen Welt bekannt wurden: ich meine die Vielweiberei. Wenn ich heute einen „Heiligen“ über diesen Punkt befrage, so wird er mir zur Antwort geben, die Vielweiberei sei abgeschafft, sie sei auch gar kein wesentlicher Bestandteil ihrer **[443]** Lehre. Das erste gebe ich ohne weiteres zu. Die Regierung hat dafür gesorgt, daß diese Eiterbeule verschwunden ist. Lange genug hatte sie dagegen anzukämpfen. Die Vielweiberei war die eigentliche Ursache, daß Utah, dieses blühende Gemeinwesen, so spät unter die Vereinigten Staaten aufgenommen wurde (1896). Aber dann war Schluß. Hoch von oben droht ein Fort in die Stadt herunter, Fort Douglas. Und mit der Aufnahme Utahs in das Sternenbanner war den „Heiligen“ auf eine ganz unzweideutige Weise angedroht worden, die Salzseestadt würde dem Erdboden gleichgemacht werden, wenn auch nur ein einziger Fall von Vielweiberei noch bekannt würde.

Dieser Stein des Anstoßes ist also abgeschafft. Er ist auch nicht mehr nötig. Die Mormonenkirche kann auf dieses Anziehungsmittel verzichten. Jetzt ist sie eine Macht, der ganz andre Möglichkeiten zur Verfügung stehn, um Anhänger



Joseph Smith, der Mormonenprophet



Brigham Young, der Mormonenführer

zu gewinnen. Aber früher war es nicht so. Die Macht der Kirche ruhte sozusagen auf zwei Augen; Brigham Young war Prophet, Vater, Mutter, König, Ernährer, alles in einer Person. Es ist klar, daß ein Zugeständnis an die Sinnlichkeit ein starkes Hilfsmittel für die junge Gemeinde bedeutete. Damit soll nicht geleugnet werden, daß in der Persönlichkeit Brigham Youngs selber etwas Bezwingendes gewesen sein muß. Denn sonst läßt sich diese ganze Bewegung überhaupt nicht erklären. Die „Heiligen“ waren ihrem Führer mit blindem Gehorsam zugetan. Als der Wagenzug auf der Höhe der Wahsatchberge angekommen war, fiel der Blick auf die sägezahnförmige Kette der Oquirrhberge im Hintergrund und zu ihren Füßen auf eine unfruchtbare, baum- und strauchlose, schneeig glänzende Salzebene. Man richtete den Wagen, in dem der kränkelnde Führer saß, so, daß er über den Rand zu schauen vermochte, und jetzt endlich nach langer, langer Reise fiel das Wort, auf das man so lange gewartet hatte, aus seinem Munde, einfach und schmucklos: „*This is the place* – das ist der Platz.“ Nicht mehr! Es war eine gewaltige Probe für die Anhänglichkeit und den Gehorsam seiner Leute. Aber Brigham Young hatte es gesagt, und damit gab es keinen Zweifel mehr.

Genau so war es später, als die Salzseestadt gegründet war und Brigham Young daran ging, all die öden Täler **[444]** urbar zu machen, die in ihrer Gesamtheit jetzt den Staat Utah ausmachen. Es gab kein Zähneknirschen und kein Schimpfen an der Bar über Brigham's Bestimmungen. Er wählte die Leute aus und sagte ihnen, sie hätten zu gehn, und sie gingen.

In Mormonenkreisen macht eine bezeichnende Erzählung die Runde. Brigham brauchte einst eine starke Hand für die Ansiedlung Provo, die vor dem Untergang stand. Seine Wahl fiel auf Reed Smoot, den Vater des jetzigen ersten Senators von Utah. Smoot soll die Bemerkung gewagt haben, lieber gehe er nach Texas oder gar in den Rachen der Hölle, als nach Provo. Diese Aeußerung kam Brigham zu Ohren und er bemerkte trocken: Wenn Bruder Smoot zur Hölle fahren wolle, so solle er es tun. Das Ende vom Lied war, daß Bruder Smoot nach Provo ging, das er zu einer erstklassigen, blühenden Gemeinschaft unwandelte.

Es ist nicht meine Absicht, ein Werturteil über die Lehre der Mormonen zu fällen. Aber ich kann ihnen meine ehrliche Bewunderung nicht versagen ob des Werkes, das sie vollbracht, indem sie aus einer Salzwüste eine wunderschöne Stadt schufen. Schöne breite Straßen, die von Bewässerungskanälen durchzogen und von stattlichen Gebäuden eingefaßt sind, Gärten und Parkanlagen in Menge, schattige Baumstraßen, mehrere prächtige Hotels, ein Theater und vor allem der überragende Tempelblock, das alles erinnert mehr an ein festgegründetes östliches Städtebild als an die Wüste, in die es hineingeschaffen wurde.

Die Macht der Mormonenkirche ist unleugbar eine große. Sie erstreckt sich nicht nur auf die Seelen und die Gewissen der „Heiligen“, sondern sie läßt sich auch ziffernmäßig in Dollars ausdrücken. Alle Mormonen, die ein wenn auch noch so kleines Einkommen haben, sind verpflichtet, davon der Gemeinschaft den Zehnten zu entrichten. Welche Summen daraus der Kirche zufließen, ist natürlich für die „Heiden“ ein Geheimnis; die Mormonen lassen sich nicht in die Karten blicken. Es läßt sich indes ein Schluß ziehn, der der Wahrheit ziemlich nahe kommen mag, wenn man bedenkt daß die Kirche im Jahr 1925 für kirchliche und Unterstützungszwecke die runde Summe von 4 Millionen Dollar ausgegeben hat. Dazu kommt der sonstige stehende und liegende Besitz. Der **[445]** Kirche gehört nicht nur der Tempelblock, sie ist auch Eigentümerin des großen und schönen Utahhotels, dreier Banken, einer großen Tageszeitung, verschiedener Zeitschriften, eines ansehnlichen Anteils von Warenhäusern, mehrerer Gold- und Silberminen und sonstiger Werte.

Das Geheimnis des Erfolgs der Mormonen liegt nach meiner Ansicht nicht in ihrer Lehre, sondern in dem Zusammenwirken zwischen Kirche und „Heiligen“. Der springende Punkt ist also nicht das Religiöse, sondern das Geschäftliche. Die Kirche ist für die Mormonen heute noch das, was Brigham Young für ihre Väter gewesen ist: einfach alles. Ihr Sinnen und Trachten geht dahin, das Leben ihrer „Heiligen“ erfolgreich zu gestalten. Die Mormonen waren Farmer, und das ganze Land war eine Wüste, als sie ins Salzseetal kamen; folglich gründete die Kirche zunächst einen Store, in dem alles zu haben war, was man zum Lebensunterhalt benötigt. Es gab keine Bank; folglich eröffnete die Kirche eine solche. Es gab kein Theater, folglich baute die Kirche eins. Es gab kein Bad am Stande des Salzsees; folglich nahm sich die Kirche der Sache an und ließ vor ein paar Jahren einen Prachtbau entstehen.

Mein Speisewagendirektor erzählte mir folgende sehr bezeichnende Einzelheit. Ein junger Mormone, vollständig mittellos, ging zum Aeltesten der zwölf Apostel. Er wollte sich in Kalifornien ankaufen und benötigte ein Kapital von 150 000 Dollar. Der Apostel sah sich seinen Mann genau an, und am nächsten Tag hatte dieser sein Geld. Heute ist er Millionär. Und daß die Kirche dabei nicht zu kurz gekommen ist, versteht sich von selbst. Der junge Mann ist Besitzer eines riesigen Sägewerks und unermeßlicher Waldungen. Heute abend, wenn wir bei Calneva über die kalifornische Grenze rollen, werden wir diese mormonische Gründung zu Gesicht bekommen.

Ich hoffe, diese lange Schilderung des Mormonentums hat Sie – – hoppla, verzeihn Sie diesen Krähenfuß! Wir sind eben über eine scharfe Krümmung gefahren – – nicht gelangweilt. Ich denke vielmehr, sie könnte Sie fesseln.

Als ich den Bahnhof des Union Pacific verließ, war ich sehr gespannt auf den ersten Mormonen. Ich stellte ihn mir **[446]** vor mit Backenbart und schwarzem Bratenrock, wurde indes in dieser Hinsicht sehr bald enttäuscht. Salt Lake City ist zum größten Teil von Mormonen bevölkert, mindestens zu zwei Dritteln, außerdem besitzt sie noch eine herrliche katholische Kathedrale und ist Sitz eines katholischen Bischofs. Aber so sehr ich auch meine Gucker aufmachte, ich konnte äußerlich nicht den geringsten Unterschied wahrnehmen zwischen einem „Heiligen“ und einem „Heiden“. Und auch sonst merkte ich in der kurzen Zeit meiner Anwesenheit nichts Besondres an ihnen. Ihr Benehmen gegen mich war genau so, wie ich es überall bei Onkel Sam gefunden habe. Sie gaben sich die gleiche Mühe, mich von meinen Dollars zu befreien, wie ich es sonst von den Yankees gewöhnt bin.

Das erste, was wir nach einem reichlichen Frühstück im Utahhotel unternahmen, war eine Rundfahrt durch die Stadt im Fremdenauto. Ich muß sagen, der jungen „Heilige“, der zugleich als Fahrer und Führer diente, gab sich redliche Mühe, unsre Aufmerksamkeit auf die heiligen Erbstücke der Mormonen hinzulenken. Das Lion House, worin Brigham, der Prophet, seine ständige Wohnung aufgeschlagen hatte, des Beehive House (Bienenstockhaus), in dem seine 27 – oder waren es mehr? – Frauen wohnten, der Amalia-Palast, den er seiner letzten Liebe schenkte, sein Grab – alles wurde uns gezeigt, nichts wurde uns erlassen. Der Bienenstock ist das Wahrzeichen Utahs, und ich kann mir kein anderes denken, das besser zu den Mormonen passen würde, in Erwägung ihres unendlichen Fleißes; aber dadurch, daß ich dieses Zeichen auch auf dem Harem des Propheten erblickte, erhielt es für mich noch eine andre, ein wenig ins Spaßhafte spielende Bedeutung.

Als die Rundfahrt durch die Stadt zu Ende war, war es gerade Zeit für das Orgelkonzert im Tabernakel. Dieses ist ein ungefähr 80 Meter langer, eiförmiger Bau, dessen gewölbtes Dach wie ein Walfischrücken aussieht. Die Schallwirkung ist so wunderbar, daß man deutlich verstehn kann, was eine Person flüstert, die im äußersten Winkel steht, angenommen natürlich, daß alles stille ist⁴⁸. Das Innere faßt **[447]** Sitzplätze für achttausend Personen, im Notfall finden jedoch bis zu zwölftausend Menschen Platz.

Wie wurde mir aber nun, als ich deutsche und nur deutsche Musik zu hören bekam! Auf dem Vortragszettel des heutigen Tages standen Bach, Händel und Schubert. Ich war wirklich innerlich bewegt, als die Töne eines meiner Lieblingslieder, der Litanei von Schubert, von Orgelklängen getragen, an mein Ohr trafen, noch dazu an einem Tausende von Meilen von meiner Heimat entfernten Ort.

Zum Schluß bekamen wir indes auch etwas Einheimisches zu hören, nämlich das berühmte Lied: „Kommt, Heil’ge, kommt!“ Dieses Lied hat seine Geschichte. Brigham Young war eines Tages sehr beunruhigt über Zeichen der Mutlosigkeit im Lager und er fühlte, daß etwas getan werden mußte, um die Zuversicht der Mormonen auf der langen Wanderung aufrecht zu erhalten. Er rief den Aeltesten William Clayton zu sich und sagte zu ihm: „Bruder Clayton, ich möchte, daß Ihr ein Lied schreibt, das unsre Brüder und Schwestern auf ihrer langen Reise tröstet und ermutigt.“ Clayton zog sich vom Lager zurück und kam nach zwei Stunden wieder mit dem Lied, das auch wirklich die Aufgabe erfüllte, die Brigham Young ihm zugedacht hatte. Es straffte den Ermatteten die Muskeln und richtete die Verzagten wieder auf.

Der Seltsamkeit halber gebe ich hier die deutsche Uebersetzung wieder. Ich kann nicht leugnen, daß die Worte und die Melodie des Liedes, verbunden mit der Erinnerung an jene tapfern Bahnbrecher auf mich einen tiefen Eindruck gemacht haben.

Come, come ye saints!

Kommt, Heil’ge, kommt! Nicht Müh’ und Plagen scheut!

Wandert froh euern Pfad!

Ob rauh und schwer der Weg erscheint heut,

jeder Tag bringt euch Gnad.

[448] Die müß’gen Sorgen laßt zurück

Und denkt an euer künft’ges Glück!

Dann klingt’s im Herzen freudevoll:

Alles wohl! Alles wohl!

[Come, come, ye saints, no toil nor labor fear;

But with joy wend your way.

Though hard to you this journey may appear,

Grace shall be as your day.

Tis better far for us to strive

Our useless cares from us to drive;

Do this, and joy your hearts will swell -

All is well! All is well!

⁴⁸ Etwas Aehnliches gibt es auch in unserem deutschen Vaterland, nämlich in der 1709 errichteten Gnadenkirche zu Hirschberg in Schlesien. Flüstert man dort an einer bestimmten Stelle der Brüstung ganz leise gegen die Wand, wird jedes Wort laut, deutlich und klar vom Besucher derjenigen Empore vernommen, die, getrennt durch das gewaltige Kirchenschiff, weitab gegenüberliegt.

Was klagen wir und zürnen unserm Los?
 Alles wird endlich recht.
 Was hoffen wir auf Ruhm und Ehre groß,
 wenn wir scheun das Gefecht?
 Die Lenden schürzt, faßt frischen Mut!
 Wir stehn in Gottes treuer Hut.
 In Wahrheit bald es heißen soll:
 Alles wohl! Alles wohl!

Es liegt der Ort, den Gott für uns bestimmt,
 westwärts dort in der Fern',
 wo nichts uns stört, nichts uns den Frieden nimmt;
 da winket Ruh im Herrn.
 In süßem Chor Musik erklingt,
 dem großen König Preis man bringt,
 nach schwerem Kampf uns trösten soll:
 Alles wohl! Alles wohl!

Und trifft uns Tod, bevor wir sind am Ziel,
 Tag des Heils! Nicht geweint!
 Dann sind wir frei der Erden Sorgen viel,
 mit dem Herrn ganz vereint.
 Doch wenn uns Leben wird gewährt
 Und mit den Heil'gen Ruh beschert,
 so stimmen ein wir rein und voll:
 Alles wohl! Alles wohl!

Why should we mourn or think our lot is hard?
 'Tis not so; all is right.
 Why should we think to earn a great reward
 If we now shun the fight?
 Gird up your loins; fresh courage take.
 Our God will never us forsake;
 And soon we'll have this tale to tell -
 All is well! All is well!

We'll find the place which God for us prepared,
 Far away, in the West,
 Where none shall come to hurt or make afraid;
 There the saints, will be blessed.
 We'll make the air, with music ring,
 Shout praises to our God and King;
 Above the rest these words we'll tell -
 All is well! All is well!

And should we die before our journey's through,
 Happy day! All is well!
 We then are free from toil and sorrow, too;
 With the just we shall dwell!
 But if our lives are spared again
 To see the Saints their rest obtain,
 Oh, how we'll make this chorus swell -
 All is well! All is well!]

Die Mormonen hatten mir eine genußreiche Stunde bereitet und am Schluß des Konzerts stieg ich zur Orgel und zum Organisten hinunter, mit dem ich ein Gespräch anknüpfte. Und was erfuhr ich? Ich hätte es mir eigentlich gleich denken können: der Kapellmeister, natürlich ein Mormone, war drei Jahre in Deutschland gewesen und hatte bei uns Musik studiert.

Die Darbietung war von den Anwesenden, es mochten wohl an die 3000 gewesen sein, zumeist Fremde, mit andächtiger [449] Aufmerksamkeit entgegengenommen worden. Oh, diese Mormonen! Sie kennen die Menschen gut und wissen, daß sie an diesen Darbietungen ein vorzügliches Werbemittel für ihre Sache haben. Sie rechnen damit, daß die Besucher ihrer Konzerte nicht ohne ein Gefühl der Bewunderung das Tabernakel verlassen. Und aus Bewunderung kann leicht Begeisterung, und aus Begeisterung Gefolgschaft erwachsen.

Gegenüber dem Tabernakel erhebt sich der ganz aus Granit gebaute Tempel der Mormonen, der mit einem Aufwand von 4 Millionen Dollar aufgeführt wurde. Leider erstreckt sich das sonstige Entgegenkommen der „Heiligen“ nicht soweit, daß uns „Heiden“ das Betreten und Besichtigen gestattet wurde. Wir mußten uns damit begnügen, ihn von außen anzusehn.

Am Nachmittag – – – – –

Ich mußte mein Schreiben unterbrechen, denn es war plötzlich finster geworden im Speisewagen. Ich schaute durchs Fenster und – – sprang auf. Dort draußen wütete ja ein echter, richtiger Sandsturm, genau so, wie ihn Karl May beschrieben hatte. Wir fuhren schon seit Stunden durch eine wahre Steinwüste, wie ich so trostlos noch keine Gegend in Amerika gefunden hatte. Seit kurzem hatte der Felsen aufgehört und wir waren in eine Schlamm- und Sandwüste übergegangen, deren Anblick einen zum Weinen bringen könnte. Kein Pflanzenwuchs, nur da und dort ein Sage-brush-Strauch, die unvermeidliche Wüstenpflanze, aber auch dieser auf der Windseite vom Sand vollkommen verdeckt, und nur auf der vom Wind abgewendeten Seite sichtbar. Hier muß es reizend sein, wenn es einmal zwei Wochen geregnet hat. Ein Wanderer, sei es zu Fuß oder zu Pferd, muß dann rettungslos stecken bleiben. Aber er braucht so was nicht zu fürchten, denn – – es regnet nicht.

Dafür gibt es hier recht niedliche Stürme, wie eben vor kurzem. Der Sturm wirbelt ganze Säulen von Sand und Staub empor und treibt sie mit Eilzugsgeschwindigkeit vor sich her. Ich dankte meinem Schöpfer, daß ich jetzt nicht auch als

Mittelpunkt solch einer Staubsäule umhergewirbelt wurde, sondern daß es mir vergönnt war, vom sichern Innern des Zuges aus das Schauspiel zu betrachten. – – –

Am Nachmittag also fuhren wir hinaus nach Salt Air [450] (Salzluft), dem am Ufer des Sees gelegenen Bad, um uns von den Salzwellen schaukeln zu lassen. Da der Salzgehalt 25 Hundertteile beträgt, kann auch jemand, der des Schwimmens völlig unkundig ist, keineswegs untergehn und ertrinken. Man muß sich nur hüten, etwas von dem Salzwasser in die Augen zu bekommen.

Die Salzseestadt liegt nicht, wie man vielleicht vermuten könnte, am Salzsee. Das war einmal. Heute liegt sie 18 Meilen ab. Und von Jahr zu Jahr vergrößert sich die Entfernung. Denn der Zufluß beträgt nicht soviel als die Verdunstung. Es wird einmal eine Zeit kommen, da der Salzsee der Geschichte angehört, und die ungeheure Fläche, die er heute noch bedeckt, von ergiebigen Farmen und fetten Weideplätzen eingenommen wird. Die Mormonen sind jetzt schon an der Arbeit, die durch die Verdunstung bloßgelegten Salzmengen zu verwerten und das gewonnene Land sich nutzbar zu machen.

Am Abend kehrten wir in die Stadt zurück und mit Anbruch der Nacht bestiegen wir den Western Pacific, der uns durch Nevada nach Kalifornien bringen sollte. Wir hätten grad so gut den Southern Pacific benützen können. Dieser fährt die gleiche Strecke; beide Bahnlinien benützen sogar in Nevada auf eine ungeheure Entfernung hin in schwesterlicher Liebe ein gemeinsames Gleis. Der Fahrplan des Western Pacific lautete indes für uns günstiger. Wir ersparen Zeit, und Zeit ist für uns sogar mehr wert als Geld.

Und morgen sind wir in *Gods own country* – in Gottes ureigenem Land, wie die Kalifornier ihre Heimat nennen. Morgen wandle ich unter Palmen und atme Meeresluft am Gestade des Stillen Ozeans. Morgen bin ich angelangt in Ultima Thule. Weiter geht's nimmer!

San Francisco, 9. Juli 1926.

Lieber Herr Doktor!

Zwei Tage in San Francisco!

Die Königin des Westens hat ihr „Golden Gate“, ihr goldenes Tor, geöffnet und mich gnädig empfangen. Von Oakland aus, vielleicht von derselben Stelle, an der einst Old Shatterhand und seine Gefährten auf der Verfolgung [451] Morgans die Fähre über die Francisco-Bai besteigen hatten⁴⁹, fuhren wir hinüber zur Halbinsel, auf der San Francisco liegt. Mächtige Wolkenkratzer, die denen von New York fast in nichts nachgeben, grüßten herüber.

Ich hatte von San Francisco eine ganz bestimmte Vorstellung. Ich stellte es mir vor als eine Art von Völkerbabel: Indianer, Weiße, Mulatten, Neger, Chinesen, Mexikaner, alles durcheinander in ihrer abwechslungsreichen, mehr oder weniger farbigen Tracht. Irgendwo in meinem Unterbewußtsein lebte zwar etwas wie eine leise Ahnung, daß dieses Gedankenbild in Wirklichkeit nicht mehr stimme. Aber Tatsache ist, daß jedesmal, wenn der Name San Francisco fiel, zugleich auch durch eine leicht begreifliche Gedankenverbindung der Name Karl May vor meinem Geist auftauchte und die Schilderung, die er wiederholt von dieser Stadt gab.

So kam es, daß, als ich die Straßen der Stadt betrat, ich unwillkürlich meine Blicke auf die Vorübergehenden richtete. Ich suchte nach dem würdevoll in seinem Federschmuck einerschreitenden Indianer, nach dem bezopften Chinesen in seiner heimischen Tracht, nach dem malerisch gekleideten, sporenfreudigen Mexikaner, nach dem rauhen Hinterwäldler in seiner selbstgemachten Kluft, nach dem gebräunten, verwilderten Goldsucher.

Ich sah keinen von ihnen – es war einmal.

Ich blieb vor einem viel besuchten Lebensmittelgeschäft stehn und sah mir die Käufer an, wenn sie herauskamen. Ich suchte nach dem reichen Kavalier mit Frack und Zylinder, der in der einen Hand einen Schinken, in der andern einen Gemüsekorb trägt; ich suchte nach dem Milizoffizier mit dem gemästeten Kapaun in der behandschuhten Faust; ich suchte nach dem Quäker, der die Schöße seines Rockes wie eine Schürze aufgerafft hat, und darin seine gekauften Hummern verwahrt.

Ich fand keinen von ihnen – es war einmal.

Ich spazierte durch die Sutter Street im Herzen der Stadt und ließ meine Augen nach allen Seiten schweifen, um den famosen Gasthof der Donna Elvira de Gonzalez zu entdecken, den Karl May in Winnetou III so glänzend empfohlen [452] hat; es würde mir nicht schwer fallen, ihn zu finden, dachte ich mir, denn er war ja nichts als ein einstöckiges, langes Brettergebäude, ähnlich einer Trinkbude auf unsern Schützenfesten und Jahrmärkten. Ich wollte darin wohnen im Gedenken, daß auch Old Shatterhand in ihm abgestiegen war.

⁴⁹ Karl May, Winnetou III.

Aber wie ich auch meine Augen umherschweifen ließ, ich entdeckte das Hotel Valladolid nicht – – es war einmal.

Ich trat in eine Bar und freute mich auf einen guten Drink. Indes kein lärmendes Willkommen begrüßte mich. Keiner trat mir entgegen, das gefüllte Glas einladend in der Hand. Die Gäste saßen eingezogen und sittsam auf ihren Hockerln um den Schanktisch herum und schlürften bedächtig aus Strohhalmen ihr – – Zitronenwasser.

Ja, ja – – es war einmal.

Da kam es mir endlich zum Bewußtsein, daß ich mich nicht mehr in dem Frisco von ehemdem befand, sondern in der 600 000 Einwohner zählenden Großstadt von heute. Das Goldgräbernest von 1847 besteht längst nicht mehr; es hat sich unglaublich rasch entwickelt. Die niedrigen, einstöckigen Holzbauten, besser Baracken genannt, haben namentlich seit dem Erdbeben von 1906 festen Steinbauten, wenn nicht gar Wolkenkratzern Platz gemacht, und das frühere, malerische Völkergemisch ist zwar heute noch in dem gleichen Maß vorhanden, aber die verschiedenen weißen, schwarzen, roten, gelben und braunen Gentlemen haben sich, wenigstens im Aeußern, europäischen Verhältnissen angepaßt.

Wer heute nach Frisco kommt und, wie zum Beispiel ich, noch nicht lange in den Staaten gewesen ist, der findet keinen Unterschied zwischen dieser Stadt und einer andern, sagen wir einmal New York. Höchstens daß die Vergnügungsmöglichkeiten ins Maßlose gesteigert erscheinen. Denn San Francisco ist eine gar lebenslustige Stadt. Die Nachkommen der ehemaligen Goldgräber haben von ihren Urgroßvätern nicht nur die Tatkraft und die Freude an der Dollarjagd geerbt, sondern auch ihren Lebensleichtsinn, ihre Genußsucht und ihren Uebermut.

Dadurch, daß Frisco soviel von seinem ehemaligen Gepräge verloren hat, hat es auch viel von seiner Anziehungskraft für mich eingebüßt. Ich habe nicht viel für große Städte übrig. Wenn auch Frisco eine der schönsten ist, die ich gesehn [453] habe. Eine Autofahrt auf und um den „Blauen Berg“, in den Golden Gate Park, zum Cliff House, wo man auf den Seal Rocks (Seehundfelsen) diese Tiere des Nordens in Menge beobachten kann, und schließlich das goldene Tor entlang bietet eine Fülle der herrlichsten Punkte. Einer meiner ersten Besuche galt der alten Franziskanermission San Dolores, der ersten Ansiedlung an Ort und Stelle. Eine Gang durch die alte von den Indianern aus Adobe-Ziegeln aufgeführte und auf Indianerweise ausgemalte Kirche war äußerst reizvoll für mich. Vorher hatte ich meine reisemüden Glieder von den Wogen des Stillen Ozeans bespülen lassen. Am Abend, nach Einbruch der Dunkelheit, machte ich den für jeden Fremden pflichtgemäßen Besuch des Chinesenviertels, wobei es mir gelang, einen, aber auch nur einen einzigen Bewohner des Reiches der Mitte zu entdecken, der in seiner heimatlichen Tracht einhersch spazierte. Die allermeisten Chinesen tragen nämlich weder Zopf noch Landestracht mehr. Das war auch wieder eine kleine Enttäuschung für mich, wenn auch der Gang durch die Chinesenstadt sonst genug Fesselndes und Anregendes bot.



Mission Dolores in San Franzisko



Inneres der Mission Dolores

San Francisco hat eine Lage, wie sie so günstig nicht leicht eine andere Stadt aufzuweisen hat. Dabei war aber das Gelände, auf dem die Straßenzüge angelegt wurden, äußerst ungünstig. Ein Hügel reiht sich an den andern, durch tiefe Gräben voneinander geschieden. Doch das war kein Hindernis für den Unternehmungsgeist der Amerikaner. Mit

ungeheuren Kosten wurden die Hügel abgetragen und die Gräben ausgefüllt, ganze Höhenzüge wurden niedergelegt. Außerdem wurde der versumpfte und verschlammte Strand der Bai ausgetrocknet, wodurch man große Flächen gewann. Aber die Stadt wuchs und wuchs immer weiter, und die Hügel, die sie einbezog, wurden immer höher. Ein Abtragen der Gipfel war zuletzt nicht mehr möglich. Und wer heute nach Frisco kommt, der sieht mit Staunen die elektrischen Wagen die steilen Straßen wie Fliegen an einer Wand emporklimmen und herunterlaufen. Keine Stadt, auch nicht die Siebenhügelstadt Rom, kann sich mit Frisco in dieser Beziehung messen. Ein Römer, der durch Frisco wanderte, würde sich übertrumpft fühlen. Lumpige sieben Hügel! Aber hier wimmelt es von Hügeln. Flach ist nur die Seite der [454] Stadt, die sich an den Hafen anschmiegt. Auf der andern Seite indes stehen die Hügel empor bis weit hinaus zum Stillen Ozean, Hügel, bedeckt mit prächtigen Wohnhäusern und Straßen, die in scharfen Winkeln, bald steigend, bald fallend, auf und nieder klettern und dem Stadtbild ein eigentümliches Gepräge geben.

Mit Frisco habe ich den westlichsten Punkt meines Reisewegs erreicht. Bis jetzt hat sich alles wunderbar planmäßig abgewickelt. Alles ist wie am Schnürchen gegangen. Und wenn ich bisher noch einen Zweifel hatte, ob ich meinen Reiseplan würde restlos zur Ausführung bringen können, so kann ich diesen nunmehr ruhig fallen lassen. Die fünf Wochen, die mir von meinem Urlaub noch übrig bleiben, reichen vollkommen aus für das, was mir noch am Herzen liegt.

Freilich muß ich als der Mann, der sich vorgenommen hat, auf den Spuren Old Shatterhands zu wandeln, schamrot bekennen, daß ich bisher nicht das mindeste Erlebnis zu verzeichnen habe, das mit einem wirklichen Abenteuer Aehnlichkeit hätte. Es ist alles ganz schmerzlos gegangen und ich habe es noch keinen Augenblick bedauert, daß ich meinen Revolver zu Hause gelassen habe. Kein Eisenbahnüberfall durch die Indianer! Die wenigen, die ich sah, standen friedlich und harmlos an den Haltestellen der Bahn und boten ihre Waren zum Kauf an, aus Glasperlen gefertigte Halsketten und aus Bast geflochtene Körbchen. Kein Zusammenstoß mit blutdürstigen, messergewandten Rowdies! Die einzigen, allerdings nicht wenigen Stiche, die ich erhielt, rührten von den Moskitos her, denen ich wiederholt zum Opfer fiel. Kein Belauschen eines verbrecherischen Anschlags, der mich zum Eingreifen veranlaßt hätte! Nur einmal wurde ich durch die angelehnte Tür Ohrenzeuge, daß mein Gastgeber sich mit seiner Frau beriet, nicht, wie er mich umbringen könne, sondern wie er sich – entgegen den Gesetzen der Vereinigten Staaten – eine Flasche Vollbier verschaffen könne, um mich, seinen Gast, zu erfreuen. Und ich war schlecht genug, nicht dagegen Verwahrung einzulegen und ruhig zuzusehen, wie mein lebenswürdiger Wirt zum Gesetzesübertreter wurde.

Das ist alles! Von Abenteuer nicht die Spur!

Ist das nicht zum Weinen?

O alte Wildwestherrlichkeit! Wohin bist du entschwunden!!!

[455]

Los Angeles, 12. Juli 1926.

Lieber Herr Doktor!

Es war am zweiten und letzten Abend meines Aufenthalts in San Francisco. Ich saß im Rauchzimmer meiner freundlichen Wirte, der Franziskanerväter des Klosters San Anthony, und die Unterhaltung war gerade im besten Zug. Da brachte der Bruder Pförtner einen neuen Gast, der sich uns als ein Priester aus dem Bistum Mossul vorstellte. Er sei auf einer Sammel- und Bettelreise begriffen durch die Vereinigten Staaten für seine armen Gemeinden.

Mossul? Ich spitzte die Ohren. Als die allgemeine Vorstellung vorüber war, hängte ich mich wie eine Klette an ihn. Ob er Amadijah kenne? Der andre machte große Augen. Und ob! Dort sei er ja zu Hause. Dann zählte ich ihm die Namen seiner Heimat auf, soviele mir in der Geschwindigkeit einfielen: Baadri, Scheik Adi, Spandareh, Dschulamerig, Schloß Gumri, Lizan, Schohrd und die Tura Gharaberge. Die Augen meines Gegenübers wurden immer größer, und es fehlte nicht viel, so wäre mir der Mann um den Hals gefallen vor Freude, 15 000 Kilometer von seinem Vaterland entfernt einen Kenner seiner Heimat getroffen zu haben. Mit freudeglänzenden Augen wandte er sich an die andern: „Denken Sie sich nur! Dieser Herr kennt sich in meiner Heimat aus!“

Ja, da kannte ich mich freilich aus! Ich hatte nicht umsonst Karl May gelesen! Auf seine Frage erklärte ich ihm, daß ich eine Reiseerzählung gelesen habe, die gerade in dieser Gegend spielte. Den Namen Karl May nannte ich natürlich nicht, er wäre doch nur ein chinesisches Dorf für ihn gewesen. Tatsache aber ist, daß wir uns eine Viertelstunde lang aufs köstlichste unterhielten. Dann mußte er gehen. Vorher fragte ich ihn noch, ob es für mich empfehlenswert sei, das Kurdenland zu besuchen. Er riet mir indes davon ab und machte dabei mit der flachen Hand eine sprechende Bewegung unter dem Kinn. Das war deutlich genug! Also dort ist's doch noch genau wie vor 50 Jahren. Nun, wir werden ja sehn. Jedenfalls habe ich mir dadurch den Appetit für diese merkwürdige Gegend nicht verderben lassen.

Als der Orientale ging, gestand er mir, daß es ihm ein riesiges Vergnügen gewesen sei, mich getroffen zu haben, [456] worauf ich ihm versicherte, daß die Ehre ganz auf meiner Seite sei. Lieber Karl May, alter Knabe, hättest du zuhören und zuschauen können, ich glaube, du hättest dich noch im Grab darüber gefreut. Ja, deine Reiseerzählungen sind so übel nicht! Man lernt etwas bei dir!

Am nächsten Morgen trug uns der Southern Pacific in der Richtung von Los Angeles davon.

Hätte ich nun erwartet, daß mich die Fahrt durch ein irdisches Paradies führen werde, so wäre ich bitter enttäuscht worden. So aber hatte ich schon von der Grenze von Nevada an mich zu bescheiden gelernt. Wir waren eben viel zu spät daran. Das „goldene Land“ zeigte sich als vollkommen kahl und braun gebrannte Ebene. Auch später, als der Zug in die Ausläufer der Sierra del Monte Diablo trat, die uns bis Los Angeles begleiten sollte, wurde die Sache nicht besser. Statt der erwarteten Orangenhaine und Oliven-, Granaten- und Feigenpflanzungen eine trostlose Oede. Eine Ausnahme, freilich eine seltene, bildeten die Haltestellen, namentlich die Städte San José, Monterey, San Luis Obispo und Santa Barbara. Sie waren sozusagen Oasen in der Wüste.

Eigentlich sollte das bei dem unermeßlich fruchtbaren Boden nicht der Fall sein. Obgleich Kalifornien Deutschland an Größe nicht viel nachsteht, hat es doch nur knapp vier Millionen Einwohner. In Wirklichkeit könnte es aber viermal mehr ernähren. Zwar sind riesige Flächen, wie z. B. die Mohawewüste, nicht zu rechnen. Die Art von Mormonen, die diese Flächen erschließt, ist noch nicht gekommen. Aber was noch übrig bleibt, ist so fruchtbar, daß es ganz gut zwei Ernten im Jahr vertragen würde. Wenn das ‚wenn‘ nicht wäre. Besonders Südkalifornien ist, die wenigen Küstenstädte nicht gerechnet, sehr dünn bevölkert. Das ganze Land ist in den Händen von wenigen Großgrundbesitzern. Aber eigentlich sollte man schon Riesengüterbesitzer sagen. Daß die Nutzbarmachung des Bodens darunter leiden muß, versteht sich von selber. Denn es ist für diese kleinen und großen Bodenfürsten gar nicht so leicht, Leute zur Bebauung ihrer riesigen Liegenschaften zu bekommen, nachdem in den Küstenstädten ein bedeutend höherer Lohn winkt. Nur so ist es möglich, daß Landstriche, die in Anbetracht ihrer Witterungsverhältnisse für das Auge ein paradiesischer Anblick sein könnten, wegen [457] mangelnder Arbeitskräfte einen förmlichen Wüstencharakter zeigen.

In Santa Barbara verließen wir den Zug. Das Auto brachte uns nach der ersten Sehenswürdigkeit der Stadt hinauf, nach der „alten Mission“. Bereits nach zehn Minuten hielten wir vor der von Säulen getragenen Stirnseite des alten Baus. Aber das von den Säulen wußte ich nur von meinem Reiseführer. In Wirklichkeit waren sowohl sie als auch die Kirche unter einem großen Gerüst verborgen. Das Erdbeben vom vorigen Jahr hatte beinahe nichts als Ruinen zurückgelassen, und es bedarf einer durchgreifenden Erneuerung, soll der altherwürdige, geschichtliche Bau gerettet werden.

Es ist bemerkenswert, daß die meisten Deutschen, die ich bisher traf, Karl May kannten. Das läßt einen Schluß zu, wie die Sache vor dem Krieg stand. Denn daß dieser und der nachfolgende vollständige Abschluß Deutschlands vom Weltmarkt der Verbreitung des deutschen Schrifttums und natürlich auch der Werke Karl Mays Abbruch taten, ist selbstverständlich. Trotzdem kann ich sagen, daß auch jetzt noch Karl May hier sehr viel gelesen wird. In Milwaukee fragte ich in der Bücherei des Public Museums eigens nach, welchen Mayband ich haben könnte. Es sei nur Winnetou II da, wurde mir erwidert; alle übrigen Bände seien ausgeliehen. Also genau so wie bei uns in Deutschland. Trotzdem könnte es nicht schaden, wenn Sie, lieber Herr Verleger, einmal einige Wagenladungen Maybände herüberschicken würden. An Absatz würde es nicht fehlen, vorausgesetzt, daß Sie einen klugen und ehrlichen Manager finden. Ich erteile Ihnen also hiermit einen Auftrag von fünf Millionen Bänden, worüber Sie, wie ich denke, in gebührendes Entzücken geraten werden.

Santa Barbara wird das amerikanische Mentone genannt. [458] Ob mit Recht, weiß ich nicht, denn ich bin zwar wiederholt in Italien, aber noch nie in Mentone gewesen. Aber jedenfalls möchte ich ganz gern den Rest meines Lebens hier verbringen. Santa Barbara hat wegen seines gleichförmigen, milden Klimas (der Unterschied zwischen Sommer und Winter fällt kaum ins Gewicht) sicher eine große Zukunft. Vielleicht eine so große wie Los Angeles selber, das sich in unglaublich kurzer Zeit zu einer Riesenstadt emporgeschwungen hat. Noch 1900 zählte es nur 200 000 Einwohner. Seitdem hat es seine Einwohnerzahl verdreifacht und San Francisco um beinahe 100 000 überflügelt.

Heute früh verließen wir Santa Barbara, um nach Los Angeles zu fahren. Vorher schrieb ich indes noch einen Brief nach Tularosa an den dortigen Franziskaner-Pater, um ihm unsre baldige Ankunft anzuzeigen. Tularosa liegt irgendwo in New Mexiko zwischen dem Rio Grande und dem Rio Pecos und in unmittelbarer Nähe des Schutzgebietes der Mescalero-Apatschen, die ich besuchen will. Warum gerade die, werden Sie leicht erraten.

Los Angeles gilt als die Stadt, in der die meisten Millionäre der Staaten – und das will was heißen – wohnen. Das hat natürlich seinen Grund. Denn die Witterungsverhältnisse hier sind derart vortrefflich, daß diese amerikanischen Nabobs die denkbar günstigste Aussicht haben, bis zum Methusalemsalter im Genuß ihrer Millionen zu verbleiben.

Vielleicht hat diese Vorliebe der Millionäre für diese Stadt nicht wenig dazu beigetragen, daß ihre Bevölkerungsziffer in den letzten Jahren so sehr in die Höhe geschneilt ist: weil man es zur Mode und als zum guten Ton gehörend rechnet, sich in Los Angeles niederzulassen. Woraus Sie indes, bitte, ja nicht den Schluß ziehen wollen, daß auch ich zu diesen Bevorzugtesten der Menschheit gehöre, weil ich mich zufällig jetzt in dieser gesegneten Stadt aufhalte.

Ja, es ist eine gesegnete Stadt!

Sie ist, mit Ausnahme einiger Geschäftsstraßen, ein einziger Garten. Während in der sommerlichen Dürre die Umgebung von Los Angeles in einförmiges Braun gekleidet ist, erblickt man jetzt, in der heißesten Jahreszeit, im Innern der Stadt frische Rasen, köstliche Blumen, einen immergrünen tropischen Pflanzenwuchs. Wo Schlingpflanzen einmal [459] Wurzel gefaßt haben, dort wuchern sie auch ins Endlose fort und bekleiden die Gebäude oft über zwei Stockwerke hoch mit dichten Geranium-, Heliotrop- und Fuchsiengewinden. Auf den Vorplätzen der Häuser oder am Straßensaum erheben sich hohe Oleanderbäume, Palmen, schattige Feigen- und schlanke Gummibäume.

Stundenlang bin ich unter Palmen gewandelt und bin mir vorgekommen nicht nur wie ein Millionär, sondern wie ein Prinz aus dem Märchenland.

Gern würde ich mir diesen Gefühlsluxus noch länger gönnen, aber die Zeit eilt, und ich muß wieder fort.

Morgen geht's nach dem Großen Cañon des Kolorado!

Williams (Arizona), 14. Juli 1926.

Lieber Herr Doktor!

Nun habe ich mein Erlebnis gehabt!

Mein Zug der Santa Fé Pacific kommt erst in etwa 5 Stunden, um mich von hier nach Osten zu entführen. Den etwas unfreiwilligen Aufenthalt will ich also benützen, um Ihnen zu schreiben.

Williams ist eine „Stadt“ mit 1300 Seelen. Ihre einzige Bedeutung besteht darin, daß hier die Zweigbahn nach dem Großen Cañon beginnt. Uebrigens ist Williams ein immerhin nicht unansehnlicher Ort, wenn man bedenkt, daß Phönix, die größte Stadt Arizonas, nur 35 000 Einwohner besitzt. Ganz Arizona, an Flächeninhalt viermal so groß wie Bayern, zählt noch nicht einmal eine halbe Million Einwohner.

Es ist vollkommen still um mich her. Mein Freund hält im Wartesaal ein Nickerchen und ich bringe beim Leuchten der ewigen Sterne und beim Schein einer Bogenlampe vor dem Bahnhof, dem einzigen ansehnlichen Gebäude von Williams, meine Erinnerungen an die letzten paar Tage zu Papier.

Los Angeles und der schmale Küstenstreifen im Südwesten Kaliforniens bilden bei all ihrer Herrlichkeit doch nur eine Oase am Rand jener ungeheuren Wüste, die fast ganz Südkalifornien einnimmt. Setzen wir nämlich unsere Reise mit dem Santa Fé Pacific fort, so fahren wir schon sechzig Meilen nach Verlassen der Stadt der Engel und der Orangen in die [460] Sahara des untern Koloradoflusses ein, jenes ausgedehnte Sandbecken, dessen tiefste Einsenkung hundert Meter unter dem Spiegel des Stillen Ozeans liegt.

Ich hatte noch die Mud Flats (Schlammebenen) in Nevada in lebhafter Erinnerung. Konnte es noch etwas Trostloseres geben als diese? Das war doch nicht gut möglich! Aber ich sollte bald eines andern belehrt werden. Der Zug hatte kaum die San Bernardino Range überwunden, so schaute unser Auge über braune, öde, sonnverbrannte Flächen von unmeßbarer Ausdehnung. Sechs Stunden durcheilte unser Zug dieses trostlose Stück des „Goldenen Landes“, worin nur spärlich auftauchende Kakteen und stachlige Yuccapalmen hie und da einen Stützpunkt für das Auge boten. Man kann es fast nicht glauben, daß diese ausgedehnten Wüstenstrecken dem schönen, gesegneten Goldstaat Kalifornien einverleibt werden konnten.

Und dann die Hitze! Sämtliche Wagenfenster waren wohlweislich verschlossen, um dem feinen, salzigen Staub das Eindringen zu verwehren, und nur die Oberlichter waren geöffnet. Meine Mitreisenden machten es sich bequem und streiften den Glanz der Kultur ab. Ich tat es ihnen nach und legte Rock, Weste und Kragen ab. Das war zwar nicht *gentlemanlike*, aber es war bequem. Zum Kuckuck mit aller Kultur, wenn einem der Schweiß aus allen Poren dringt! Immerhin dankte ich meinem Schöpfer, daß ich ein schlanker Jüngling bin und nicht so stattlich gebaut wie Sie, verehrter Herr Doktor!

Die Hitze im Wagen war aber noch gar nichts, verglichen mit der Backofenglut, die draußen herrschte. Als ich auf einer Haltestelle, um meinen lahm gewordenen Beinen ein wenig Bewegung zu verschaffen, den Wagen verließ, glaubte ich, es müsse mich im nächsten Augenblick der Hitzschlag treffen. Er traf mich zwar nicht, aber ich schnappte nach Luft wie ein aufs Trockne gesetzter Fisch. „Herrschaftsaiten, is dös a Prügelhitz!“ jammerte mein Freund und kroch im nächsten Augenblick wieder in den Wagen zurück. Welchem heldenmütigen Beispiel ich nach kürzester Frist folgte.

Am Abend, kurz vor Einbruch der Dunkelheit, fuhren wir bei Needles über die kalifornische Grenze und zugleich auf einer 350 Meter langen Brücke über den Kolorado, und dann [461] versank die ganze Mohavewüste in den Schatten der Nacht. Mit einem Griff verwandelte ich meinen Polstersitz in einen bequemen Liegestuhl und ruhte bald in den Armen des Traumgotts, während der Pacific durch die Wüste Arizonas raste.

Schlaftrunken kamen wir heute früh um vier Uhr hier in Williams an, wo wir das Vergnügen hatten, 2 Stunden im Wartesaal herumlungern zu dürfen bis zur Abfahrt unsers Zugs. Um sechs Uhr ging es weiter, und nach zweistündiger, langweiliger Fahrt über eine reizlose Hochebene erreichten wir das Ziel des heutigen Tages. Schnell heraus aus dem Zug, das Gepäck aufgegeben und dann die Füße über die Achsel genommen und ran an den Cañon! Zuerst sahen wir gar nichts vor uns als das Riesenhotel El Tovar. Also rasch um die Ecke gebogen und – – „Ah! Gibt's denn so was aa!“ entschlüpfte es dem Gehege der Zähne meines Freundes. Wir standen unmittelbar am Rande des Cañon.

Stellen Sie sich, lieber Herr Doktor, einen unergründlichen Schlund vor, der am obern Rand stellenweise 10–13 Meilen weit auseinanderklafft, der, alle Windungen eingeschlossen, 200 Meilen lang und mehr als eine Meile tief ist. Ein mächtiger Fluß, der Kolorado, hat sich diesen Schlund gegraben, der auf beiden Seiten von Reihen der seltsamsten und gewaltigsten architektonischen Gebilde eingefaßt ist, die den Anlaß zu den verschiedenartigsten Benennungen gegeben haben. Ich will, damit Sie einen Begriff davon haben, nur einige wenige Namen aufzählen: Kriegsschiff, Hindu-Amphitheater, Osiris-Tempel, Turm des Ra, Wotans-Thron, Tabernakel, Cheopspyramide, Drachenkopf.

Hier herrscht als Königin die Farbe. Unten an den Ufern ist alles schwarz, oben rot und hell, grau und orangefarben.

Weiß, Safran, Rosenrot und Purpur vermengen sich und durchziehen in Adern die ungeheuren bis zu einer Meile hohen Mauern. Der Große Cañon ist für den Geologen ein aufgeschlagenes Buch. Hier sieht man Lava-, Basalt- und Aschenschichten der Vulkane, hier liegen die Spuren der Schöpfung, die bis in die silurische und archaische Zeit zurückgehn, offen vor den Augen.



Kolorado-Cañon

Nirgends kann man größere Abgründe sehn als in diesem Cañon. Was ist die Via Mala in der Schweiz, was die [462] Höllentalschlucht in Bayern gegen ihn? Man rühmt die Höhe und Masse der Zugspitze.

Nun denn, man durchschneide den ganzen Gebirgsstock von seiner höchsten Spitze bis zu seinem Fuß, und dieser furchtbare, 2000 Meter tiefe Schlund gibt Ihnen eine Vorstellung von der tiefsten Stelle in jenem Bett, das sich die Wasser des Kolorado durch die Felsengebirge gerissen haben.

Das ist der Große Cañon.

Und wie der Kolorado selbst, so besitzt auch jeder seiner zahlreichen Nebenflüsse tiefe, enge und vielfach gewundene Cañons. Jeder Zufluß dieser Nebenflüsse stürmt ebenfalls durch einen derartigen, mehrere hundert Meter tiefen und wenige Meter breiten Cañon, jedes Bächlein fließt durch den selbstgegrabenen Cañon; jedes Wässerchen, durch den Regen geboren und nur während des Regens bestehend, schneidet sich seinen Cañon.

Das ist das Land der Cañons, unbewachsen, unbewohnt von Tieren, gemieden von Menschen, eine Wüste und ein Labyrinth zugleich, eine Stück der Unterwelt, ans Tageslicht gezogen.

Nach dem Frühstück machten wir die unvermeidliche Autofahrt am Rand des Cañon entlang bis Hermit Point. Bei den verschiedenen Aussichtspunkten verließen wir den Wagen und gaben uns andächtig und schweigend dem gewaltigen Zauber dieses unvergleichlichen Gotteswunders hin. Wo Gott spricht, und so laut und eindringlich wie hier, da hat der Mund des Menschen zu schweigen.

Wir hatten für den Besuch des Cañon nur einen Tag angesetzt, und so war natürlich ein Abstieg bis auf den Grund im voraus nicht geplant. Aber wie wir da nach dem Mittagessen so an der Brüstung standen und unsre Blicke in den Abgrund schweifen ließen, bemerkten wir unter uns, wie es schien, mit einem Steinwurf zu erreichen, einen grünen Rasenfleck. ‚Indian garden‘, war auf der Karte vermerkt. Und der Wunsch regte sich in uns, wenigstens bis da hinunter zu klettern. Wir konnten uns dann zu Hause rühmen, im Großen Cañon gewesen zu sein. Zeit hatten wir ja genug. Ich rechnete eine halbe Stunde hinunter, eine Stunde herauf und eine halbe für den Aufenthalt unten. Jetzt war es zwei

Uhr. Um vier Uhr konnten wir leicht wieder zurück sein und **[463]** dann standen uns noch drei Stunden bis zum Abgang des Zuges zur Verfügung.

Ja, Prosit Mahlzeit! Hätte ich gewußt, was mir bevorstand und daß dabei nicht weniger als fünf Stunden verloren gehn würden, ich hätte mir das Ding überlegt und – – wäre doch hinunter.

Bevor wir indes den Spaziergang antraten, erkundigte ich mich wohlweislich, ob es im Indian garden auch Wasser gebe. „*Allright! A plenty of water!*“ war die Antwort. Nun, dann war ja alles in der Ordnung!

Wir machten uns nun mit anerkennenswerter Begeisterung auf den Weg. Da, wo sich der Weg zu senken begann, war eine Warnungstafel angebracht des Inhalts, man solle ja nicht ohne Lebensmittel und Wasser den Abstieg wagen. Nun, das ging doch wohl nur die was an, die bis ganz hinunter auf den Grund des Cañon wollten, aber nicht uns, die wir einen kurzen Spaziergang beabsichtigten. Also nur ruhig weiter!

Wir waren ungefähr zehn Minuten auf dem „Jakobsleiter“ genannten Zickzackweg abgestiegen, da kam uns ein junger Mann mit langsamen, müden Schritten entgegen. Er machte einen vollkommen erschöpften Eindruck. Als wir bei ihm vorbei wollten, blieb er stehn und blickte uns mit einem hilflosen Gesichtsausdruck an. Ob wir ihm nicht ein wenig Wasser geben könnten. Ich blickte ihn etwas erstaunt an. Nanu, dachte ich mir, der wird's wohl noch aushalten die paar Minuten bis zum Hotel! Und übrigens hatte er sich jedenfalls im Indian garden satt getrunken. Nein, wir hätten kein Wasser bei uns, gaben wir zur Antwort, wir wollten ja nur ein kleines Stückchen hinunter. Er solle nur Mut haben, in einer Viertelstunde sei er beim Hotel. Mit einem Blick der Verzweiflung wandte sich der junge Mann ab und wankte weiter.

Mir tat der Mann ja leid, aber ich konnte mir nicht helfen, ich mußte lachen. Diese Amerikaner sind doch wirklich das Bergsteigen nicht gewohnt, sonst könnten sie sich doch nicht so gehaben.

Nach weiteren fünf Minuten blieb mein Freund halten. Er sah mit einem bedenklichen Blick hinunter und meinte, ich könnte mich doch mit der halben Stunde getäuscht haben, **[464]** die wir für den Abstieg brauchen wollten. Als ich seinem Blick folgte, mußte ich ihm recht geben, denn unser Ziel schien uns noch nicht näher gerückt zu sein. Unter diesen Umständen erklärte mein Freund, er ziehe es vor, hier an dieser Stelle zurückzubleiben und auf mich zu warten, denn er traue seiner Kraft nicht recht und wisse nicht, ob er nicht auf dem Rückweg abspinnen würde. Ich redete ihm natürlich weder zu noch ab, er mußte selber am besten wissen, wie viel er sich zutrauen dürfe. Ich meinte nur, wenn ich bis fünf Uhr nicht zurück sei, solle er nicht länger an dieser Stelle auf mich warten, sondern ruhig zurückgehn und sich den Tanz der Hopiindianer vor ihrem Haus ansehen. Auf alle Fälle würde ich rechtzeitig am Bahnhof sein.

Beim Weiterabwärtssteigen kam ich an mehreren Maultierzügen vorbei, die nach oben schritten. Die Reiter und Reiterinnen blickten mich, wie es mir vorkam, erstaunt an, warum, konnte ich mir nicht denken. Später sah ich den Grund ein! Immer tiefer ging's hinab. Zu meiner Linken wuchs, je weiter ich abwärts stieg, desto höher das „Kriegsschiff“ empor, mir gegenüber am andern Ufer des Cañon grüßte die Cheopspyramide herüber und rechts davon öffnete sich ein gähnender Spalt – – der Bright Angel Cañon.

Herrschaft, war hier eine Hitze! Zwischen den himmelhoch anstrebenden Wänden stach die Sonne erbarmungslos hernieder. Und der Weg war einfach abscheulich! Nicht als ob er schlecht gewesen wäre. Aber durch den häufigen Gebrauch war der weiche Kalkstein zu meinen Füßen zermahlen und zu einem gelbweißen Staub umgewandelt, in dem meine Beine bis zu den Knöcheln versanken. Und allmählich machte sich auch der Durst bemerkbar. Glücklicherweise hatte ich auf meinen Gebirgswanderungen in der Heimat gelernt, dieses Gefühl zu bezähmen. Aber es war etwas andres, eine Wanderung in den Alpen und – ein Waten in dem feinen Mehl und in der höllischen Glut, in die ich eingetaucht war.

Ich will es kurz machen. Als ich – beinahe im Laufschrift – den grünen Rasenfleck erreichte, der mir wie eine Oase in der Wüste erschien, war ich genau eineinhalb Stunden auf dem Weg gewesen. So sehr hatte ich mich infolge der äußerst klaren Luft in der Entfernung getäuscht.

Unter schattigen Bäumen stand eine aus rohen Baumstämmen **[465]** gezimmerte Blockhütte, und daneben sickerte ein dünner, klarer Wasserstrahl aus dem Boden. Old Shatterhand kann nicht freudiger die Oase im Llano estakado begrüßt haben als ich dieses himmlische, schattige Plätzchen. Ich warf mich neben der Quelle auf den Boden hin und konnte mich soweit überwinden, daß ich mit dem Trinken wartete, bis mein glühender Körper sich etwas abgekühlt hatte. Aber dann!!! Dann legte ich mich platt auf den Bauch und trank – – trank!

Unter der offenen Tür der Blockhütte, die eine Raststelle für die Maultiere zu sein schien, stand ein Mann mit einer kurzen Pfeife im Mund, der meinem Treiben mit völlig unbewegtem Gesicht zusah. Anscheinend war er nicht gerade selten Zeuge solcher Szenen der Erschöpfung gewesen. Als ich meinen Durst gestillt hatte, begann sich mein Magen bemerkbar zu machen. Ich fragte den Mann, ob es hier etwas zu essen gäbe. Oh, genug! – Das heißt, fügte er gleich

darauf einschränkend bei, wenn ich ein wenig früher gekommen wäre. Aber es seien heute viele Leute dagewesen, und die hätten die sämtlichen Vorräte aufgezehrt.

Hm. Das war allerdings unangenehm. Aber es mußte mit in den Kauf genommen werden, sonst, wenn alles glatt ginge, wäre ein Abenteuer kein Abenteuer. Die Hauptsache war schließlich auch nicht das Essen, sondern das Trinken. Der Abstieg hatte mich gelehrt, daß der Aufstieg langwierig und mühsam sein werde, und so mußte es meine Sorge sein, mich mit genügend Wasser zu versorgen. Auf meine Bitte suchte der Mann nach und brachte mir aus einem Winkel eine leere Limonadenflasche, die ich mit Wasser füllte. So, jetzt war ich für alle Fälle gesichert. Nachdem ich mich an der Quelle nochmals sattgetrunken hatte, machte ich mich auf den Rückweg, den ich, wenn alles gut ging, nach meiner Berechnung in zwei und einer halben Stunde bewerkstelligen konnte.

Dieser Aufstieg wird in meiner Erinnerung als die mühseligste unter meinen bisherigen sportlichen Leistungen haften bleiben. Ich bin vor Jahren in der Mittagshitze über die glühenden Lavafelder auf den Vesuv gestiegen, ich hatte im vorigen August den Gipfel des Montserrat in Spanien erklommen, ebenfalls bei einem Wärmegrad, an den sich nur ein Südländer gewöhnen kann, und es war mir dabei wahrhaftig [466] nicht ganz wohl zumute gewesen; ich habe so manche schwierige, unter ungünstigen Verhältnissen unternommene Bergbesteigung in den Alpen hinter mir. Aber sie alle wurden in den Schatten gestellt durch diesen damned bloody Aufstieg.

Eine halbe Stunde war ich unterwegs, da war es mir, als ob ich heute überhaupt noch keine Flüssigkeit zu mir genommen hätte, so plagte mich der Durst und so ausgetrocknet und ausgedörrt kam ich mir vor. Aber ich nahm mich zusammen und, mein Gelüste nach der Limonadenflasche bezähmend, keuchte ich weiter. Aber nicht lange. Dann mußte ich mich an den Wegrand setzen, um ein wenig zu verschnaufen. Wenn nur wenigstens ein kleines Lüftchen gegangen wäre! Aber hier, zwischen diesen himmelhohen Wänden herrschte vollkommene Windstille. Eine angezündete Kerze hätte mit bewegungsloser Flamme gebrannt.

Nach kurzer Zeit raffte ich mich wieder auf und arbeitete mich weiter aufwärts. Ich hatte ja zur bestimmten Stunde oben zu sein. Mir persönlich wäre ein zweiter Tag am Cañon ganz angenehm gewesen, aber mein Freund wollte fort, und ich hatte ihm versprochen, zur rechten Zeit da zu sein. Also mußte es gehn.

Und es ging auch. Freilich mit vielen Unterbrechungen, denn nach je zehn Minuten war ich so erschöpft, daß ich unbedingt einige Augenblicke rasten mußte. Und dann kam der Augenblick, da der Durst stärker wurde als mein Wille. Ich setzte also die Flasche an den Mund und tat einen kräftigen Zug. Pfui! Was war denn das?! Das war doch kein Wasser! Das schmeckte ja nach ganz unmöglichen Dingen! Und jetzt fiel es mir ein: ich hatte unten an der Quelle versäumt, die Flasche auszuspülen, da sie einen ganz reinen Eindruck machte. Und nun hatte ich die Bescherung! Aber was schadete das? Schließlich war es doch Wasser, köstliches, lebenspendendes Wasser, und ich hätte es nicht hergegeben, selbst wenn mir ein Nabob seine gesamte Barschaft dafür ausgehändigt hätte. Und ich begreife jetzt, daß zwei Menschen um eines Schlucks Wasser willen auf Tod und Leben miteinander kämpfen können.

Die Plackerei ging weiter. Ich war jetzt ganz allein in der Wüste. Das war es, was ich mir so lange gewünscht hatte! Es war herrlich. Es war romantisch! Aber es war auch unheimlich! [467] Wie nun, wenn mir etwas zustieß? Wenn ein moderner Bushheader mich überfiel? Oder wenn ein skalplüsternder Indianer – deren gibt es nämlich auch heute noch – mir in den Weg trat? Aber die Koloradowüste wird zum Glück von den roten Stämmen gemieden, denn in den Schluchten und Cañons wohnen die bösen Geister. Also drohte von dieser Seite keine Gefahr. Dafür machte sich indes die Erschöpfung immer mehr geltend. Ich war nun doch schon mehr als drei Stunden auf dem Weg, und zwar unter Strapazen, wie ich sie mir nicht hatte träumen lassen. Wenn nur jetzt Winnetou mit seinem Rappen käme und mich mitnähme! Aber der Cañon des Kolorado gehört leider nicht zum Jagdgebiet des großen Apatschenhäuptlings, wenigstens spielt kein einziges der Abenteuer Old Shatterhands in dieser Gegend. Also blieb mir wohl nichts anderes übrig, als mich auf Schusters Rappen zu verlassen und den Rest des Wegs ohne fremde Hilfe zurückzulegen.

Zum Glück machte die Schlucht jetzt eine scharfe Krümmung und der noch übrige Teil des Aufstiegs war nun wenigstens den brennenden Sonnenstrahlen entrückt. Und das war gut so. Denn ich war beinah am Ende meiner Kräfte.

Da – – was war das? Da vorn lagen mitten auf dem Weg zwei Leichen! Leichen mußten es wohl sein, denn ein Mensch im Besitz seiner fünf Sinne konnte sich doch nicht mit den Kleidern mitten in den fußtiefen weißen Mehlstaub legen. Ich eilte an die Stelle und wollte mich eben über die Verunglückten beugen, um zu untersuchen, ob noch Leben in ihnen sei, da öffnete die ältere ‚Leiche‘ die Augen und griff nach der Wasserflasche, die ihr an der Seite hing. Gott sei Dank, es war also doch nicht so schlimm, wie ich zuerst befürchtet hatte. Das glucksende Geräusch, das er beim Trinken verursachte, erweckte auch seinen Begleiter wieder zum Leben. Er richtete sich halb auf und nachdem auch er seine Lebensgeister durch einen langen Zug wieder aufgefrischt hatte, hatten sie soviel Kraft gesammelt, daß sie

erzählen konnten. Sie kamen vom Kaibab-Plateau herüber. Gestern früh waren sie in den Bright Angel Cañon abgestiegen, hatten den Kolorado auf der Hängebrücke bei Phantom Ranch überschritten und waren nun im Aufsteig begriffen. An Wasser hatte es ihnen nicht gefehlt, aber die Hitze, die Hitze!!

[468] Weil die beiden meiner Hilfe nicht bedurften, klimmte ich weiter. Ich übergehe die tausend Seufzer und die unzähligen Schweißtropfen, die mich die Steilung kostete. Eine Viertelstunde vor Abfahrt des Zugs kam ich oben an in einem Zustand völliger Erschöpfung. Mein Aeußeres glich dem eines Müllers, und mein Gesicht war mit einer Kruste von Staub und Schweiß überzogen.

Nachdem ich im Hotel meinen äußeren Adam noch geschwind ein wenig in Ordnung gebracht hatte, hieß es einsteigen. Ich lehnte mich, für alles andre um mich her völlig teilnahmslos, in eine Ecke, und beschäftigte mich dann eine Viertelstunde lang damit, daß ich den Trinkbecher mit Eiswasser leerte, den mir mein Freund am Wasserbehälter des Wagens immer wieder füllte. Erst dann hatte ich mich soweit erholt, daß ich erzählen konnte.

Nun bin ich körperlich wieder ganz auf der Höhe. Ich sitze in der Bogenhalle des Bahnhofs und freue mich der Erinnerung an den heutigen Tag. Die blaue Blume der Romantik! Ich bin ausgezogen, sie zu suchen. Habe ich sie gefunden? Ich bin nicht so kühn, dies zu behaupten, aber sie muß doch neben meinem Pfad gestanden und geblüht haben, denn ich habe von ihrem Duft – diesmal kam er mir freilich etwas herb vor – eine Nase voll bekommen.

Zwar ist in mir so etwas wie eine innere Stimme, die mir zuflüstert: „Du altes Coon, was hast du jetzt davon? Wäre es nicht gescheiter gewesen, du wärest bei deinem Freund oben geblieben, anstatt dich in diese unglaubliche und unvernünftige Hitze zu stürzen?“

Ich lasse indes diese Stimme nicht aufkommen. Es ist wahr, es war eine Hetze, und ich habe mich dabei wahrscheinlich nicht erholt. Meinetwegen war es auch unvernünftig und dumm.

Aber es war doch schön!

Und ich möchte die Erinnerung daran nicht missen.

Mescalero, im Schutzgebiet der Apatschen, 18. Juli 1926.

Lieber Herr Doktor!

Heute bin ich wieder einmal glücklich.

Denn ich befinde mich bei den Verwandten Winnetous, im Schutzgebiet der Mescalero-Apatschen in New Mexiko.

[469] Von Williams (Arizona) brachte uns der Pacific durch die Wüsten Arizonas und die nicht minder trostlosen Steinflächen New Mexikos. Irgendwo in der Nähe der Haltestelle Winslow kreuzten wir die Richtung, die der deutsche Auswandererzug im „Oelprinz“ auf dem Weg nach den Jagdgründen der Navajos eingeschlagen hatte. Doch merkte ich nichts davon, denn ich schlief noch immer den Schlaf der Gerechten, seit ich in Williams den Zug bestiegen hatte. Es kam mir erst nach dem Erwachen zum Bewußtsein.

Um die Mittagszeit wurde ich abermals an Karl May erinnert, als wir durch das Pueblodorf Laguna fuhren. In der Nähe liegt Acoma, das von Old Shatterhand und Winnetou auf ihrer Verfolgung der Meltons besucht wurde⁵⁰. Bald darauf raste der Zug bei Belen über den Rio Grande del Norte, der indes hier, so nahe seinem Quellgebiet, gar keinen ehrfurchtgebietenden Eindruck erweckte. Die Landschaft in der Nähe des Stroms entbehrte nicht des Reizes, der durch einen Pflanzenwuchs hervorgerufen wurde, wie er so reich unser Auge lange nicht mehr erfreut hatte. Das Bild änderte sich aber rasch. Die Gegend wurde bald wieder eintönig und trostlos und gab mir einen Vorgeschmack der Wonnen, die mich im Llano estakado erwarten. Denn, daß ich es Ihnen gleich verrate, ich habe vor, mitten durch die Staked Plains zu fahren – – im Auto.

Um vier Uhr hatten wir unser heutiges Ziel erreicht. Vaughn liegt inmitten einer weiten baum- und strauchlosen Ebene, aber wir mußten hier aussteigen und übernachten, weil wir auf den El Paso-Zug zu warten hatten, der uns in südlicher Richtung nach Tularosa und an den Rand des Schutzgebietes der Mescalero-Apatschen bringen sollte.

Auf einer nur etwas älteren Karte des Stieler Atlas würden Sie Vaughn vergeblich suchen. Es ist erst entstanden durch den Bau der El Paso-Bahn. Im übrigen ist es ein vollständig reizloser Ort; zu einiger Bedeutung gelangte es erst durch die Ehre unsres Besuchs.

Am nächsten Morgen begaben wir uns, als es an der Zeit war, auf den Bahnhof. Wie wurde uns aber, als wir erfuhren, daß wir im Irrtum seien! Die El Paso-Linie ist im [470] Besitz einer andern Gesellschaft als die des Santa Fé-Pacific, mit dem wir gekommen waren, und so klein Vaughn ist, so hat es doch zwei Bahnhöfe. Also geschwind den Hatatitla, wollte sagen das Auto, bestiegen und den andern Bahnhof in sausender Fahrt gewonnen! Der Beamte der

⁵⁰ Siehe Karl May, Satan und Ischariot III.

Santa Fé-Linie hatte die Liebenswürdigkeit gehabt, telephonisch unsre verspätete Ankunft an die andre Linie hinüber zu melden, und richtig, als das Auto angerast kam, stand der Zug noch da.

Mit zehn Minuten Verspätung – der Zug hatte eigens auf uns gewartet, worauf wir uns nicht wenig einbildeten – traten wir die Fahrt nach Süden an, in eine Gegend, auf die ich oft mit Sehnsucht meinen Blick gerichtet hatte, wenn ich Karl Mays Reiseerzählungen auf der Karte verfolgte. Mit jeder Meile näherten wir uns mehr dem Landstrich, den der Dichter wiederholt als einen der gefährlichsten des wilden Westens beschrieben hatte, dem Streifgebiet der Apatschen und Komantschen. Es ist das Gelände, das, von beiden Stämmen für sich in Anspruch genommen, das Blut dieser beiden unversöhnlichen Gegner in Strömen getrunken hat, und wohl auch der Weißen, die zufällig dazwischen gerieten, das Gebiet, in dem jeder Schritt nach den Worten Karl Mays mit Todesgefahr erkämpft werden mußte. Es sind die ‚shears‘, die Scheren, wie Karl May sie nennt, die sich abwechselnd öffneten und schlossen, um alles zu vernichten, was zwischen sie geriet. Eine ganze Reihe von Erzählungen Mays spielen in dieser Gegend⁵¹.



Schutzgebiet der Mescalero-Apatschen



Franz Kandolf zwischen den Apatschen-Zelten

In den letzten Tagen hatte sich meiner eine Spannung bemächtigt, die beständig wuchs. War ich doch in diesen Tagen durch die ehemaligen Jagdgründe aller möglichen Apatschenstämme gefahren. Jetzt erreichte meine Spannung indes den Höhepunkt, denn ich näherte mich der Gegend, die Winnetou, der edelste aller Indianer, als seine Heimat bezeichnete. Ich weiß zwar längst, daß Mays Schilderung der Apatschenstämme hier und da von der Wirklichkeit abweicht. Aber während ich so dem Süden entgegenfuhr, spann mich jede Umdrehung der Räder meines Wagens trotzdem immer mehr [471] ein in den Zauber der Romantik und in den Bann, der von der Gestalt Winnetous ausgeht.

Ich habe mir schon oft die Frage vorgelegt, wie Karl May dazu kam, durch die Gestalt Winnetous und durch die Darstellung des Einflusses, den dieser auf die übrigen verwandten Stämme ausübte, eine Ehrenrettung der Apatschen anzustreben. Bei ihm sind alle Apatschenstämme die guten Indianer, ihre Feinde, die Komantschen, die Sioux, die Yumas usw. sind die bösen und treulosen. Ich habe auf diese Frage keine sichere Antwort gefunden. Vielleicht hat May einmal einen Apatschen kennengelernt, der ihm Achtung aufnötigte und ihn veranlaßte, diese Achtung auf seine sämtlichen Stammesgenossen zu übertragen. Vielleicht liegt der Grund im Innern des Dichters. Er, der sich aus seelischen Abgründen herausarbeitete, hat vielleicht, psychologisch begreiflich, Mitleid gehabt mit jenen Stämmen, die die meistgehaßten und meistgefürchteten waren und bis zum Schluß auch geblieben sind, und hat aus diesem Grund versucht, die Apatschen, die Pimas, wie sie von ihren Feinden beschimpft wurden, dem Herzen seiner Leser näher zu bringen.

Ich wurde aus meinem Sinnen aufgestört. Der Zug hatte plötzlich seine Fahrt verlangsamt und kroch nun mit schneckenhafter Langsamkeit dahin. Was war geschehn? Mein erster Gedanke, fast eine leise Hoffnung, war: ein Ueberfall durch die Apatschen! Aber nein. Die Regengüsse der letzten Tage hatten den schlammigen Grund, auf dem das Gleis ruhte, derart aufgeweicht und ausgewaschen, daß die Schienen an manchen Stellen geradezu in der Luft schwebten. Man hatte beim Bau der Bahn die Schwellen einfach auf das Erdreich gelegt, ohne sich Mühe zu geben, die Bodenbeschaffenheit zu untersuchen. Das war einfach und billig, doch keineswegs dauerhaft. Aber es kennzeichnet die ganze amerikanische Sorglosigkeit und den Leichtsin im Bau der Eisenbahnen.

Bis jetzt hatte uns die Fahrt durch eine vollständig ebene, trostlos einförmige Gegend geführt. Aber nun tauchten zur Linken Berge auf, zuerst die Jicarilla Mountains, dann die Tres Cheros und endlich die reich bewaldete Sierra

⁵¹ Karl May, Winnetou I und III, Unter Geiern, Old Surehand I, Die Juweleninsel.

Blanca, die bei Karl May wiederholt genannt wird. Sie bildete das Ziel der heutigen Fahrt. Denn die Sierra Blanca mit ihren Ausläufern umfaßt das Schutzgebiet der Mescaleros.

[472] Nun sind wir in Tularosa. Zu sehn ist freilich nichts als der Bahnhof, der Ort selber ist lauschig ganz unter den Bäumen verborgen. Ein Auto nimmt uns und unsre Habseligkeiten auf und bringt uns zur Mission, bestehend aus Kirche und Pfarrhof, beide Gebäude aus Adobes ausgeführt.

Tularosa ist ein kleiner Ort mit 600 Einwohnern und am westlichen Fuß der Sierra Blanca hübsch gelegen. Sowohl in den Gesichtszügen der Einwohner als auch in ihrer Kleidung und im Bau und in der Einrichtung der Häuser macht sich der mexikanische Einschlag schon stark geltend. Oder ist es besser zu sagen: der indianische Einschlag? Die Mexikaner sind zum größten Teil ja nichts anderes als die Nachkommen der Spanier, die sich mit den Ureinwohnern des Landes, also den Indianern, vermischt haben.

Bei unserm Eintritt in die Mission trat uns ein unendlich hagerer und unglaublich magerer Pater entgegen, der uns freundlich begrüßte. Er war – wieder einmal – ein Deutscher und stammt, wie wir hernach erfuhren, aus Schleswig-Holstein. Seine ersten Worte waren nicht gerade einladend. Er fragte uns, wieso wir denn gerade zu den Mescaleros wollten. Um richtige Apatschen zu sehn, hätten wir das San-Carlos-Schutzgebiet in Arizona aufsuchen müssen. Aber die Mescaleros seien kaum des Anschauens wert. Das klang beinahe so, als ob er uns gern los haben wolle, war indes keineswegs so gemeint, denn er war nachher mit geradezu ängstlicher Sorgfalt auf unser Wohlergehn bedacht.

Ja, wie sollte ich ihm gleich die Sache verständlich machen?

„Hochwürden, wenn Sie Karl May gelesen hätten, würden Sie ohne weiteres verstehn, warum ich gerade hierher gekommen bin.“

„Karl May? Oh, den kenne ich. Den habe ich viel und gern gelesen.“

Hallo! Ist denn das die Möglichkeit! Hier einen May-Leser zu finden, daran hätte ich nicht einmal im Traum gedacht.

„Nun, dann haben Sie wohl auch von Winnetou, dem Häuptling der Apatschen, gelesen?“

„Habe ich“, nickte der Pater.

„Dieser edelste aller Indianer war ein Mescalero. Darum allein, also aus einer gewissen Erinnerungsschwärmerei, bin ich hierher gekommen. Wäre er ein Gila-Apatsche gewesen, so [473] wäre ich eben ins Schutzgebiet der Gila-Apatschen gereist. Nun kennen Sie meinen Grund.“

Der Pater lachte. „Und Sie wollen wohl hier nach Spuren von Winnetou suchen?“

„Das gerade nicht. Aber es gewährt mir eine ungeheure Befriedigung, da zu sein, wo Winnetou gewesen ist, und die Genden mit eignen Augen zu sehn, die ich so oft nur mit meiner Einbildungskraft mir vorstellte.“

Der Pater nickte verstehend und führte uns dann durch sein Reich. In der Kirche [Saint Francis de Paula] blieb ich überrascht vor einer eingerahmten Urkunde an der Wand stehn. Die Ueberschrift lautete:

Zur Erinnerung

an jene Bürger von Tularosa, die am 17. April 1868 am Round Mountain fochten.

Es handelte sich um eine Streifwache, bestehend aus einem Sergeanten und vier Mann des 3. Kavallerieregiments, am Ufer des Rio Tularosa. Sie wurde von einer Schar von 200 Roten angegriffen und mit Unterstützung von 26 Bürgern Tularosas gelang es ihr, den Feind zu vertreiben. Für welche Hilfe General Sheridan, der damals sein Hauptquartier in Fort Leavenworth hatte, den tapfern Einwohnern von Tularosa seinen Dank aussprach. Es folgten die Namen der 26 *citizens*.

Was mich überraschte, war, daß es im Jahr 1868 im Herzen des Apatschenlandes eine Ansiedlung von Weißen gab, die nicht nur nicht geduldet war von den Roten, sondern die schon so stark sein mußte, daß ihre Bewohner es wagen durften, gegen die Roten aufzutreten, selbst auf die Gefahr hin, dadurch die unversöhnliche Feindschaft der Herausgeforderten auf sich zu ziehn. Es ist nun nicht anzunehmen, daß Tularosa die einzige Ansiedlung war, die damals schon bestand. Ich habe zwar keinen unmittelbaren Beweis für diese Annahme, aber ich glaube, die Bürger von Tularosa hätten es kaum gewagt, feindlich gegen die Indianer aufzutreten, wenn ihr Gemeinwesen das einzige „auf weiter Flur“ gewesen wäre. Jedenfalls geht daraus hervor, daß die wilden Apatschen zu dieser Zeit schon sehr geschwächt waren, so daß sie sich die Weißen mitten in ihrem Gebiet gefallen lassen mußten.

[474] Ich bin schon in manchem Kloster gewesen, aber in noch keinem habe ich eine so große Armut gefunden wie hier. Der ganze Haushalt besteht aus dem Pater und einem mexikanischen Jungen, der Meßner, Hausdiener und Koch in einer Person ist. In Wirklichkeit ist indes Schmalhans der Küchenmeister und ich wundere mich, daß der Junge nicht längst durchgebrannt ist.

Trotz aller Armut nennt aber der Pater einen Schatz sein eigen, nämlich – ein Auto. Aber fragen Sie mich nicht, was für eins! Der ursprüngliche Besitzer hatte es offenbar umsonst hergegeben, und der zweite Besitzer hatte es so lange in Gebrauch gehabt, bis es ihm zu schundig wurde, aber doch nicht schundig genug, als daß er nicht geglaubt hätte, damit dem Pater ein Geschenk machen zu können. Nun stand das Fahrzeug im Dienst der Mission. Der Stoffüberzug, mit dem das Innere ausgekleidet war, zeigte überall Risse, die die Eingeweide bloß legten. Der Führerschlag war durch keine Kunstgriffe aufzubringen, so daß der Pater beim Einsteigen jedesmal seine Kutte hochnehmen und mit einem gewaltigen Schritt seiner langen Beine über den Schlag hinweg das Hindernis überwinden mußte, was ergötzlich zum Ansehn war. Der Kutschschlag hatte wieder eine andere Mücke. Er ließ sich nämlich nicht schließen, so daß er beim Fahren immer wie ein Pendel auf und zu klappte. Von diesen Kleinigkeiten abgesehn, war indes das Auto nicht zu verachten. Sein Motor schien noch gut zu sein, und es erwies uns einen vortrefflichen Dienst, indem es uns am nächsten Tag ins Schutzgebiet emporbrachte.

Sollten diese Zeilen einmal zufällig dem Pater in die Hände kommen, so werden sie ihn, wie ich hoffen will, nicht kränken. Ich habe die Verhältnisse so geschildert wie sie sind; aber im übrigen hege ich für die Person dieses Priesters auf einsamem Posten die größte Hochachtung.

Am Nachmittag zeigte mir der Pater ein Buch, „Die Geschichte des Big Bend“ [An illustrated history of the Big Bend county, by Richard F. Steele, Arthur P. Rose, 1904]. Gemeint ist die Gegend zwischen dem Rio Grande und dem Rio Pecos, da, wo der erste seine große Biegung nach Südosten macht. Für den übrigen Teil des Tages war ich nicht mehr zu haben, denn ich ging ganz in dem Inhalt dieses Buches auf. Es enthält eine Menge Einzelheiten über den Stamm der Mescaleros, wie ich sie [475] noch in keinem Werk gefunden habe. Ich denke, aus dem Gelesenen wird sich ein Aufsatz über die Mescaleros für eins der nächsten Karl-May-Jahrbücher verdichten⁵².

Am nächsten Morgen war der große Tag. Der Pater hatte schon tags zuvor ins Schutzgebiet hinauf telephoniert wegen einer Unterkunft für uns beide. Denn so etwas wie ein Gasthaus gibt es natürlich in einem Schutzgebiet der Indianer nicht. Nach langem Verhandeln erklärte sich ein Clerk (Angestellter) im Warenhaus bereit, uns für eine Nacht bei sich zu behalten. So war also für das Notwendigste gesorgt und ich konnte dem Kommenden ruhig entgegensehn.

Der Pater fuhr mit seiner Staatskutsche vor, wir nahmen Platz und fort ging's. Die Straße, die sich am Ufer des Rio Tularosa dahinzog, stieg bald in ziemlicher Steigung an. Denn die Fahrt führte uns mitten in die Berge der Sierra Blanca. Wir waren eine Viertelstunde gefahren, da tauchte vor uns ein alleinstehender Bergkegel auf. „Das ist der Round Mountain“, erklärte der Pater, „an dem der Ueberfall durch die Apatschen stattfand“. Ich schnell herunter von meinem Hatatitla und den Henrystutzen in die Hand genommen! Ein Schuß und noch einer, wollte sagen, ein Knipser und noch einer, und ich hatte diesen geschichtlichen Ort meiner Bildersammlung einverleibt.

Nun ging die Fahrt um den nördlichen Fuß des Kegels herum. Nicht lange, und die wenigen Häuser von Bent, einer Missionsnebenstelle von Tularosa, tauchten vor uns auf. Dahinter noch die Ruinen eines aufgelassenen Goldbergwerks, und wir hatten die Grenze des Schutzgebietes überschritten.

Wir befanden uns nun zwischen Bergen, die bis auf den Fuß herunter bewaldet waren. Bald erschien links am Abhang das erste Tipi; daneben ein aus Zeigen geflochtenes Sommerzelt. Natürlich stieg ich aus und begab mich auf Kundschaft. Das Tipi war leer, aber in der Zweighütte hockte ein altes Weib von abschreckender Häßlichkeit. Außerdem war es taub oder schien es zu sein, denn es gab auf keine meiner Fragen eine Antwort. Es tat, als ob es mich überhaupt nicht bemerke. Beleidigt stieg ich wieder ins Auto. Die Berge öffneten sich auf beiden Seiten zu einem breiten, anmutigen [476] Tal, und links und rechts sah ich die Straße eingesäumt von einer Linie hübscher, villenartiger Holzhäuser. Wir waren in Mescalero.

Wenn Sie indes glauben würden, die Häuser seien die Wohnstätten der Apatschen, so wären Sie gründlich auf dem Holzweg. Sie sind für die Beamten und Angestellten der Agentur bestimmt. Es würde zwar die Indianer niemand hindern, sich auch solche Heimstätten zu bauen, Holz genug ist vorhanden. Aber es fällt ihnen gar nicht ein. Obgleich sie die Annehmlichkeiten und Vorzüge der Behausungen der Bleichgesichter in unmittelbarer Nähe vor sich haben, ziehn sie ihre Tipis vor, die noch dazu gegen früher einen wesentlichen Nachteil aufweisen. Sie sind aus Leinwand gefertigt anstatt aus Büffelleder. Freilich, die Zeit der Büffelwanderungen und der Büffeljagden ist für immer vorbei. Höchstens bringen es einige besonders strebsame Rote zu dürrtigen, aus Brettern roh zusammengenagelten Hütten.

Rechts an der Straße liegt der Store, die Warenniederlage der Agentur. Am Straßenrand hockten einige Indianerinnen. Die saßen mir gerade recht. Ich pürschte mich an sie heran, aber in dem Augenblick, als ich abdrückte, wandten sie ihr holdes Antlitz zur Seite. Eine hielt sogar ihren Regenschirm vors Gesicht.

⁵² *Well roared, lion!* Die Herausgeber.



Aufnahme mit Hindernissen
(Die Indianerkinder haben Angst vor dem Lichtbildgerät)



Gruppe von Mescalero-Apatschen

Was war denn das? Aus dem Auto erscholl ein herzliches Lachen. Als ich wieder eingestiegen war, erklärte mir der Pater, daß die meisten Indianer sich vor dem Photographieren fürchten. Es sei dies eine Art von Aberglaube. Mir fiel sofort ein Erlebnis Karl Mays ein. Er erzählt, wie einmal Old Shatterhand als Gefangener der Komantschen bei der Versammlung, die über sein Schicksal entscheiden sollte, die vor ihm sitzenden drei Häuptlinge in seinem Notizbuch abzeichnete und durch die Drohung, das Blatt in den Wind zu schießen, seine Freiheit erwirkte. Die Komantschen glaubten, daß sich ihre Seelen auf dem Zeichenblatt befänden⁵³.

Karl May mag vielleicht bei der Schilderung des Eindrucks, den seine Drohung auf die Häuptlinge machte, ein wenig übertrieben haben, aber die Tatsache stand und steht auch heute noch fest, daß die Roten eine heillose Scheu haben vor [477] dem Abkonterfeit werden. Catlin, der berühmte und in seiner Art einzig dastehende Indianermaler, schreibt wiederholt von dem Widerstand, den er überwinden mußte, bis sich die Indianer dazu herbei ließen, Modell zu stehen. Und heute morgen hatte ich ein heiteres Erlebnis, das diesen Widerwillen der Roten trefflich kennzeichnet. Im Tal des Rio Tularosa weidete eine Herde Schafe, behütet von einer jungen Indianerin zu Pferd. Ich nahm meinen Apparat vor, um dieses reizende Bild festzuhalten. Aber in dem Augenblick, da das rote Kind mein Vorhaben bemerkte, gab es dem Roß die Ferse und – – ward nicht mehr gesehen.

Das Auto fuhr weiter und brachte uns nach vielleicht hundert Meter vor das Gebäude, in dem die wöchentlichen Lebensmittelanteile an die Indianer ausgegeben werden. Zufällig war gerade Samstag, der Tag der Austeilung, und das Gebäude war von einer Anzahl roter Squaws belagert. Mit Mühe und List brachte ich es fertig, die Schönen vor meine Linse zu bringen und knipste ab. Nun waren doch ein paar wenigstens gefangen und ihre Seelen für immer festgehalten.

Unser Mentor verabschiedete sich jetzt von uns und fuhr nach herzlichem Dank unsrerseits von dannen. Ich würde mich aufrichtig freuen, wenn mir das Glück beschieden sein sollte, diesen apostolisch armen, aber wirklich herzlich guten Priester noch einmal zu sehn.

Und das Los der Mescalero-Apatschen?

Ich hatte in dieser Beziehung ein bemerkenswertes Gespräch mit dem Pater.

„Wie steht es mit den Apatschen? Sind sie strebsam und fleißig?“

„Nein, sie leben in den Tag hinein.“

„Aber sie müssen doch arbeiten.“

„Ja, soweit sie dazu getrieben werden.“

„Was tun sie mit dem Lohn?“

„Sie kriegen keinen Lohn, der wird im Schatzamt von Washington für sie aufgehoben.“

„Gibt es keine Apatschen, die Geld haben?“

„O ja.“

„Was tun sie mit dem Geld?“

„Es liegt im Schatzamt zu Washington.“

[478] „Wieso?“

„Ja, wissen Sie, die Apatschen haben keinen Sparsinn. Wenn sie Geld haben, so legen sie es in Feuerwasser an.“

„Aber hier gibt es doch gar kein Feuerwasser.“

⁵³ Siehe Karl May, Winnetou III.

„Hier nicht. Aber sie brauchen bloß über die Grenze nach El Paso del Norte zu fahren, dann kriegen sie, soviel sie wollen.“

„Sind denn wirklich alle Apatschen so?“

„Die meisten. Es gibt wohl welche, die strebsam sind und sich den neuen Verhältnissen anpassen, aber sie sind in der Minderzahl.“

„Und wie stehn sich die?“

„Ganz gut. Sie werden von der Agentur unterstützt und bringen es auch zu einem gewissen Wohlstand.“

„Aber ich verstehe nicht. Das Schutzgebiet der Mescaleros ist 1500 Quadratkilometer groß und diese ungeheure Fläche ist doch ausgedehnt genug, um den 450 Köpfe zählenden Stamm reich zu machen, wenigstens nach ihren Begriffen.“

Der Pater blickte mich mitleidig an. Meine kindliche Auffassung belustigte ihn.

„Sie scheinen zu glauben, daß dieses ganze Gebiet Eigentum der Indianer ist. Das ist nicht der Fall. Es gehört den Vereinigten Staaten. Und nur seine Nutznießung kommt den Indianern zugute. Nun haben sie freilich recht. Das Gebiet ist so groß, daß seine Weidegründe hinreichen würden, die Indianer mit Herden von Groß- und Kleinvieh zu versorgen. Aber ich sagte Ihnen doch schon, die wenigsten Roten haben Unternehmungsgeist. Sie ziehn es vor, auf Kosten von Uncle Sam zu leben.“

Ich war allerdings wirklich der Meinung gewesen, daß jedes Schutzgebiet Eigentum des betreffenden Stammes sei, dem es zugewiesen wurde. Aber auch so ist der Nutznießungswert ein ungeheurer. Besitzen da die Mescaleros ein Gebiet, wie es schöner vielleicht kein zweites gibt zwischem dem Rio Grande und Rio Pecos, einen förmlichen Park, und wissen trotzdem nichts damit anzufangen! Sie sind all die Jahre her nicht klüger geworden und das geistige Erbe Winnetous, das er ihnen in seinem Testament hinterlassen hat⁵⁴, ist von **[479]** ihnen leider nicht angetreten worden. Daß muß ich, um der Wahrheit die Ehre zu geben, feststellen, so gern ich Ihnen etwas Günstigeres über sie berichtet hätte.

In Mescalero ist eine Schule, ein vortrefflich geleitetes Krankenhaus und eine Kleinkinderbewahranstalt. Außerdem bemühen sich zwei Konfessionen um das Seelenheil der Indianer. So wäre also für Körper, Geist und Seele hinreichend gesorgt. Und trotzdem!

Aber um ganz gerecht zu sein, darf ich eines nicht übersehen. Die Roten besitzen ein ausgeprägtes Volks- und Stammesbewußtsein. Und es scheint mir, als ob diesem von amerikanischer Seite aus nicht genügend Rechnung getragen würde. Ich glaube, daß kein einziger Beamter der Agentur die Sprache der Apatschen versteht und spricht. Auch der Lehrer und der Geistliche nicht. Man will die Indianer zu Amerikanern pressen und verfolgt das gleiche falsche Verfahren, das wir Deutsche den Polen gegenüber angewendet haben. Wenn mich das Schicksal dazu bestimmen würde, an der Hebung der roten Rasse zu arbeiten, so wäre das erste, daß ich die Sprache der Indianer erlernen würde. Wie könnte ich sonst innere Fühlung mit den meinem Schutz Anvertrauten bekommen? Die Hebung der roten Rasse muß von innen heraus, unter Wahrung ihrer berechtigten Eigenart, geschehn. Sonst wird der fremde Volksbestandteil immer ein Fremdkörper im Staat bleiben. Und alle, wenn auch noch so gut gemeinten Bestrebungen der Weißen werden im Sand verlaufen.

Auch rein körperlich entsprechen die Mescaleros meinen Erwartungen nicht. Nicht die kraftvollen, schlanken Gestalten mit scharfgeschnittenen Gesichtern sah ich, wie ich sie aus manchem Catlinschen Bild kenne, sondern oft kurze, gedrungene und mehr als volle Formen mit schwammigen, verschwommenen Gesichtszügen. Die Frauen sind nichts weniger als hübsch. Angenehme Gesichtszüge erblickte ich nur selten, und die Mädchen tragen – Bubiköpfe! Ob Sie es glauben oder nicht, lieber Herr Doktor: es ist wahr. Denken Sie sich, Indianerinnen und Bubiköpfe!

Daß ich keine Indianer sehen würde, die in Leggings, Mokassins und Federschmuck einerschreiten, wußte ich schon im voraus. Nur bei besonders festlichen Gelegenheiten weltlicher **[480]** oder auch religiöser Art erscheinen sie in indianischer Tracht. Das ist jedoch selten. Jedenfalls zählt der heutige Sonntag nicht zum indianischen Festkalender.

So schlechte Arbeiter die Indianer sind, so leidenschaftliche Spieler sind sie. Darin sind sie echte Nachkommen ihrer Väter, von denen es ja bekannt ist, wie sehr sie das Spiel, besonders das Ballspiel, liebten. Gegenwärtig, da ich dies schreibe, sind dreißig Männer drüben auf dem Spielplatz mit einem – ich weiß nicht welchem – Ballspiel beschäftigt. Und heute vormittag, als ich aus der Kapelle trat, wer saß da am Boden, in ein Brettspiel vertieft? Die Herren Apatschen. Sie spielten: der Fuchs und die Hühner, ein Spiel, dessen Regeln so ähnlich sind wie bei unserm Festungsspiel. Die Vertrautheit mit diesem bewog mich, unter die Spieler zu treten und mein Glück zu versuchen.

⁵⁴ Siehe Karl May, Winnetous Erben.

Wir befanden uns bis jetzt noch immer im Jagdgebiet der Apatschen, näherten uns aber jetzt mehr und mehr der Gegend, in der die Komantschen streiften. Gemeint ist natürlich nicht die Gegenwart, sondern die Vergangenheit. Beide Völkerschaften sind wohl die gewesen, die den Ansiedlern das Leben am allersauersten machten. Die Keiowä vielleicht ausgenommen. Aber am längsten und anhaltendsten hatten es die Truppen mit den Apatschen zu tun. Und von diesen war wieder der fähigste und listigste Kopf der Häuptling Geronimo von der Unterabteilung der Chiricahua. Zwei Jahre lang, 1884 – 1886, beherrschte dieser grausame und blutgierige Mann die Verhältnisse in Arizona und versetzte den ganzen Staat in Schrecken und Entsetzen. Bis es General [Nelson Appleton] Miles gelang, ihn gefangen zu nehmen und endgültig unschädlich zu machen. Er wurde mit den Resten seines Stammes nach Florida geführt. Da aber das Klima sich für das Wohlbefinden der Apatschen nicht günstig erwies, wurden sie nach Fort Sill in Oklahoma gebracht, wo Geronimo vor einigen Jahren [1909] gestorben ist. Der alte Krieger wußte noch bis zu seinem Ende etwas aus sich zu machen. Daß es ihm nicht zu schlecht erging, dafür sorgten die Photographen, die den ehemals **[483]** so gefürchteten Panther in allen Stellungen aufnahmen, und von denen er sich für dieses Entgegenkommen schwer bezahlen ließ. Diesem Umstand habe ich es zu verdanken, daß ich ein Bild von ihm besitze.

Einer seiner Söhne lebt übrigens jetzt noch in Mescalero.

Nach dieser kleinen Abschweifung zurück zur Berichterstattung!

Spät am Abend fuhr unser Auto durch die von unzähligen elektrischen Lampen erhellten Straßen von Roswell ein und hielt vor dem Hotel Gilder, wo wir für die Nacht Unterkommen fanden. Roswell ist eine ansehnliche Stadt von über 6000 Einwohnern und in einiger Entfernung vom Rio Pecos gelegen. Leider gibt es, wie ich gewünscht hätte, zwischen dieser Stadt und Lubbock keine gerade, regelmäßige Verbindung, sondern wenn ich durch den Llano wollte, mußte ich durch den nördlichen Teil des Estakado nach Clovis und von dort südöstlich nach Lubbock. Nun, ich mußte mich damit zufrieden geben. Den Llano sah ich auf alle Fälle.

Vor dem Schlafengehn nahm ich indes noch meine Karte vor, um mir den Reiseweg für heute näher anzugucken. Ich wußte, daß der Flächeninhalt des Llano dem Bayerns ungefähr gleichkommt und suchte also auf der Karte nach dem großen weißen Fleck, der den ganzen Westen von Texas nach meiner Vorstellung einnehmen mußte. Aber wie staunte ich, als ich da, wo ich nur Wüste vermutete, eine ganze Menge kleinerer und größerer Ringelchen wahrnahm, die Ansiedlungen und Städte bezeichnen sollen. Ich fing an, die im Llano zerstreut liegenden Ringe zu zählen. Als ich bis hundert gekommen war, wurde es mir zu bunt, ich hörte auf.

Karl May schildert den Llano als ein[e] grauenhafte Wüste, die im Verhältnis zu ihrer Größe mehr Opfer fordert als die Sahara Afrikas und die Gobi Asiens. Ich hatte bisher immer beim Lesen der „Reiseerzählungen“ die Vorstellung gehabt, daß der ganze Llano eine einzige Sandwüste bildet. Wo aber Ansiedlungen sind, da muß es auch Wasser geben, während zu Old Shatterhands Zeiten nur eine einzige Oase vorhanden war, eben die Oase von Bloody Fox.

Old Shatterhand und seine Begleiter hatten südlich des Kanadian in der Nähe des Flusses, bis zu dem sich die Sandwüste **[484]** erstreckte, ein Erlebnis⁵⁶. Ich richtete mein Auge auf den Punkt des nächsten Reiseziels, auf Clovis. Ich maß die Entfernung dieser Stadt vom Kanadian und berechnete über 100 Kilometer. Das bedeutet eine Lage zwar nicht im Herzen des Llano, aber doch schon mitten drin. Ich schlug das Ortsverzeichnis von New-Mexiko auf und suchte nach der Einwohnerzahl von Clovis. Der Stand von 1920 weist 3255 Seelen auf. Ich will gleich vorgreifen und erwähnen, daß sich die Zahl bis jetzt aufs Doppelte erhöht hat. Und das Wachstum geht lustig weiter. Aber mitten in der Sandwüste? Ich stutzte immer mehr. Da stimmte etwas nicht.

Ich blätterte ausnahmsweise einmal in meinem Bädeker nach, um zu erfahren, was der über den Llano zu sagen weiß. Der Reiseführer widmet diesem für mich so reizvollen Gebiet nur einen kleinen Absatz, dem ich folgende Sätze entnehme. „Der Boden ist hauptsächlich brauner Lehm, bewachsen mit Gramagrass und niedrigen Mesquitebüschen, aber es gibt auch weite Sandstrecken. Wasser ist keines vorhanden, ausgenommen in einigen seltenen Pfützen, aber zahlreiche Brunnen sind gebohrt worden, und die Staked Plain ist auf diese Weise eine ausgedehnte Viehweide geworden.“

So, nun hatte ich es. M e i n Llano estakado war nur noch in der Einbildung vorhanden. Eine kleine Weile zürnte ich Karl May, dem ich die Schuld beimaß, daß ich mir von diesem Gebiet eine falsche Vorstellung gemacht hatte, aber im nächsten Augenblick mußte ich über mich selber lachen. Es war doch ganz klar, daß sich der Schriftsteller für seine Handlung die Landstriche aussuchte, die für seine Zwecke am geeignetsten waren, und das waren die Sandflächen⁵⁷.

⁵⁶ Siehe Karl May, Satan und Ischariot III.

⁵⁷ Außerdem, lieber Herr Mitarbeiter, gab es vor 50 Jahren noch keine Ansiedlungen im Llano estakado, wie aus Kartenwerken jener Zeit leicht ersichtlich. Die Herausgeber.

Die andern konnte er nicht brauchen und sprach darum auch nicht von ihnen. Die Schuld an dem Mißverständnis trägt also nicht mein Lieblingsschriftsteller, sondern ich selber.

Mit dieser demütigenden Erkenntnis ging ich zu Bett. Am nächsten Morgen war mein Lebensmut zurückgekehrt. Wenn [485] ich auch nicht das finden würde, was ich erwartet hatte, es war schließlich doch mein Llano, an den sich so viele Erinnerungen und Vorstellungen knüpften an Bloody Fox und Mutter Sanna, an den Neger Bob und Hobble Frank, an den Geist des Llano, an Winnetou und Old Shatterhand.

Pünktlich um sieben Uhr morgens stand vor dem Hotel das Auto, das uns nach Clovis bringen sollte, und bald ging es in den frischen Morgen hinein. Nach zehn Minuten fahren wir über den Rio Pecos, der nichts andres mehr ist als eine schmutzige Wasserpfütze. Dafür kann er aber wirklich nichts. Denn er, der früher ein stattlicher Fluß war, über den es nur wenige Furten gab, muß jetzt seine Fluten abliefern für die künstlichen Bewässerungsanlagen, die die unfruchtbaren Ufer in üppige Felder verwandeln sollen.

Der unermeßliche Llano nahm uns nun auf. Aber er war keineswegs schauerlich und verderbenbringend, denn Hunderte von Wasserrädern brachten zu beiden Seiten der Straße das belebende Naß an die Oberfläche zur Bewässerung des Bodens und zur Tränke des Viehs. Keine Gebeine von Menschen und Tieren, keine zerbrochenen Wagenachsen und Räder bezeichneten den Weg, den die gut imstand erhaltene Automobilstraße nahm – es war einmal! Dennoch verlangt der Llano auch heute noch seine Opfer, an denen indes keineswegs er selber schuld ist.

„Hast du den toten Hasen gesehn?“ fragte mein Freund.

„Wo?“

„Da, auf der Straße. Schau, da wieder!“

Richtig! Jetzt hatte ich ihn auch erblickt. Und er war nicht der letzte. An Dutzenden fahren wir vorbei und über sie hinweg, die in der letzten Nacht ihren Tod gefunden hatten, indem sie, gebannt von dem blendenden Lichtkegel der vorüberrasenden Autos, unter die Räder geraten waren. Und nicht bloß Präriehasen, sondern auch Vögel und sonstiges Getier. Ja, der Llano fordert seine Opfer.

Umsonst ließ ich mein suchendes Auge über die weite Fläche schweifen auf der Suche nach Kaktusfeldern. Ich kam nicht auf meine Rechnung. Wohl sah ich Kaktusstauden, aber nur vereinzelt. Der Pflanzenwuchs bestand hauptsächlich aus dem schon erwähnten Gramagrass und Mesquitesträuchern.

Es gab einmal in den sechziger Jahren eine Zeit, da das [486] Schiff der Wüste, das Kamel, den Llano in langen Schritten durchmaß. Das ist Tatsache. Wenn auch die breite Öffentlichkeit nichts davon weiß. Man machte den Versuch auf der Linie San Antonio (Texas) und El Paso del Norte. Es wäre auch alles schön und gut gewesen, die Kamele leisteten mehr als die Maultiere, aber die Sache hatte einen Haken. Die Tiere scheuerten sich an den scharfen Steinen ihre Füße wund und wurden unbrauchbar. Und die Maultierbesitzer und Maultiertreiber atmeten wieder auf, sie, die bereits für ihren Lebensunterhalt gefürchtet hatten.

Das Kamel ist aus dem Llano verschwunden. Aber leider nicht die Kamelzigarette. Durch alle Staaten hatte sie mich verfolgt, von New York bis San Francisco, vom Yellowstone-Park bis zum Großen Canon. Ich konnte sie nicht loswerden. Und was erblickte ich hier mitten im Llano, zu seiten der Straße, dann und wann auf riesigen Reklameschildern angepriesen? Die – – Kamelzigarette! Daß ich nicht lache! Ich möchte die Mienen von Old Shatterhand und Sans-ear⁵⁸ gesehn haben, wenn sie, halb tot vor Durst, mitten in der Wüste ein solches Ding gefunden hätten.

Ohne jegliches Abenteuer erreichten wir um zehn Uhr vormittags Clovis, eine Stadt von 6000 Einwohnern, mitten im Llano. Wir waren die unbequeme Enge im Auto müde geworden, und darum beschlossen wir, die Reise nach Lubbock mit der Bahn fortzusetzen. Nicht wahr, da schauen Sie wieder! Ja, es führt eine Bahn durch den Llano, eine gerade Verbindung zwischen Santa Fé und New Orleans. Doch das ist nicht die einzige Strecke. Von Lubbock aus, das ebenfalls noch im Llano liegt, gehen vier Schienenstränge fächerartig nach Westen mitten ins Herz des Llano. Was dort zu finden ist, weiß ich nicht; aber die Leute, die die Linie gebaut haben, werden es schon wissen.

Jedenfalls weiß ich, was in Clovis und dem County Curry zu holen ist, dessen Hauptstadt es ist. Unser Zug nach Lubbock geht erst um elf Uhr nachts. Wir haben also genug Zeit, uns umzusehn und besonders ich, um Ihnen diesen langen Brief zu schreiben. In der ersten Stunde tranken wir, um unsern Durst zu stillen, in einer Bar gefärbtes Wasser. Dann begaben [487] wir uns auf die Entdeckung. Am Bahnhof hatte ich ein Werbeblatt in die Hand bekommen, das Auswanderungslustige auf die ungeahnten Daseinsmöglichkeiten hinweist, die sich im County Curry im allgemeinen und in Clovis im besondern den unternehmungslustigen Glücksrittern bieten. Als ich das Werbeblatt flüchtig durchflog hatte, griff ich mir an die Stirn. Wie konnte ich Esel auch nur einen Augenblick im Zweifel sein, wo ich

⁵⁸ Karl May, Winnetou III.

mein Glück finden würde? Selbstverständlich nur im County Curry mitten im Llano estakado! Wie war es nur möglich, daß ich nicht schon längst mein Bündel schnürte, um hierher zu ziehn, wo das Korn so schwer wächst, wie nirgends sonst auf der Welt, und wo es etwas andres gibt, was noch hundertmal mehr wert ist, nämlich – – Petroleum!

Also wir begaben uns auf Entdeckung. Wir schritten die Hauptstraße hinunter. In der Entfernung erblickten wir einen Turm, der uns schon längst vertraut war: es war ein Getreideelevators. Wir pirschten uns näher und sahen dem Treiben zu. Wagen um Wagen fuhr vor, gezogen von schweren Ochsen, und lud seine Last ab: Korn, Korn, Korn und wieder Korn, alles gewachsen im – – Llano estakado. Die Farmer, die mit vollen Wagen gekommen waren, zogen leer wieder ab, doch in ihren Taschen knisterten die Dollarscheine. Das Gold der Aehren hatte sich in blankes Gold verwandelt, in den weltbeherrschenden Dollar.

Ich staunte und staunte, als ein Wagen nach dem andern seine Last in das unersättliche Loch gleiten ließ. War ein Karren weggefahren, so stand schon wieder ein anderer auf der Wage. O Llano, wie herrlich hast du dich verändert! Einstmals ein Land des Schreckens und des Todes, besät mit den Gebeinen derer, denen du zum Verderben wurdest, und die dir vielleicht im letzten Augenblick ihres Lebens noch fluchten, und jetzt ein Land, das gesegnet ist und selber durch seine Fruchtbarkeit segnet!

Und ich sehe die Zeit nicht fern, da der ganze Llano regelrecht besiedelt ist von Tausenden, ja Hunderttausenden strebsamer und glücklicher Menschen, die alle von ihm ernährt werden. Die Räuberromantik von ehemals ist für immer vorbei, ein Pfahlmann von dazumal würde sich heute schwer tun, wollte er im Llano ein Versteck für sich und sein verbrecherisches [488] Gewerbe suchen, und der Avenging Ghost, der rächende Geist, hat seine Rolle für immer ausgespielt.

Llano estakado! So bist du von den Spaniern genannt worden, der Pfähle wegen, die ihnen den Weg durch die Wüste wiesen. In zwanzig, dreißig Jahren wird jeder Geviertmeter deines kostbaren Bodens abgesteckt und mit Staketen⁵⁹ und allen möglichen Einfriedigungen umzäunt sein. Und dann wirst du deinen Namen hundertmal mehr verdienen als ehemals, da man deinen innern Wert noch nicht kannte und dich nach einem rein äußern Gesichtspunkt benannte. Die Pfähle, Latten und Eisenstäbe, die nach dieser Zeit die Wohnungen friedlicher, fleißiger Menschen umgeben, werden sein wie die Erfüllung einer Prophezeiung, die an dich ergangen ist, und im vollsten Sinn des Wortes wirst du in Zukunft deinen Namen führen können:

Llano estakado.

Washington, 31. Juli 1926.

Lieber Herr Doktor!

Der Traum ist ausgeträumt.

Das Märchen ist zu Ende.

Und ich habe vom ‚wildem‘ Westen Abschied genommen. Hoffentlich nicht für immer.

Die Weiterreise von Clovis nach dem Südosten bot nicht mehr viel Reizvolles. Höchstens am Anfang, wo uns die unzähligen Wasserräder noch so lange begleiteten, als wir uns im Llano befanden. Dann umfingen uns die unendlichen Ebenen von Texas, die unübersehbaren Getreidefelder und Baumwollpflanzungen, durch die uns der Zug einen ganzen Tag und eine Nacht führte.

In Baton Rouge, das mir von dem unvergänglichen Werk Mark Twains „Tom Sawyers Abenteuer“ bekannt ist, blieb ich drei Tage als Gast und Gehilfe eines Landmanns, eines Tierarztes. Das heißt, „Gehilfe“ müssen Sie richtig verstehn. Ich durfte ihn auf seinen Fahrten im Auto begleiten. Wenn [489] er irgendwo eine kurze Besorgung zu erledigen hatte, mußte ich unterdessen den Wagen bewachen. Ich durfte ihm bei seinen ärztlichen Eingriffen zuschauen und gezupfte Leinwand reichen. Das war für mich entschieden sehr reizvoll. Aber ich hatte dabei auch noch Gelegenheit, den Betrieb einer der größten Oelverwertungsgesellschaften, vielleicht der größten Amerikas, zu sehn, und am nächsten Tag das Innere und die Bewohner eines amerikanischen Zuchthauses kennenzulernen. Das war noch reizvoller.

Von Baton Rouge ging die Reise weiter nach New Orleans, wo ich einen Tag blieb. Länger hatte ich keine Zeit und länger hätte ich auch keine Lust gehabt, denn schöne Straßen, deren sich New Orleans besonders rühmt, habe ich auch in andern amerikanischen Städten gefunden, und Wolkenkratzer noch mehr.

Mobile, Montgomery, Atlanta und Richmond sind große und reiche Städte, aber ich sah nichts von ihnen. In 34stündiger Fahrt brachte mich der Zug von New Orleans nach Washington, der Stadt, wo der „Weiße Vater der

⁵⁹ Verzeihung, o Fremdwörter-mordender Herr Doktor, aber diesmal konnte ich das „Welschwort“ nicht umgehn, es gehört zum Verständnis des Satzes.

Bleichgesichter“ über das Wohl seiner verschiedenfarbigen Kinder wacht.

Sie haben mir nach Chicago geschrieben, ich möchte Ihnen einige echte indianische Sachen besorgen. Mit Vergnügen, dachte ich mir. Wollte ich mir ja auch selber einige Andenken an den ‚Wilden Westen‘ mitnehmen. Aber ich stehe bis heute mit leeren Händen da. Es ist einfach nichts zu haben. Wenigstens nichts Echtes. Denn diese Dutzendware, wie sie in Fabriken hergestellt wird, um dann an den Niagarafällen oder sonstwo dem Reisenden zum Verkauf angeboten zu werden, möchte ich nicht geschenkt haben. Ich habe daraus wieder erkannt, welch wertvollen Zuwachs die Erwerbung von Patty Franks großer Sammlung indianischer Gegenstände für das Karl-May-Museum bedeutet.

Freilich, da, wo ich gestern war, habe ich genug solche Sache betrachten dürfen. Fein, sage ich Ihnen! Aber da ist leider nichts zu holen. Ich war nämlich im Nationalmuseum, wo eine ganze Reihe von Sälen mit diesen Erinnerungen an die indianische Vergangenheit angefüllt sind.

Leider ist bei der Verteilung der Räume Catlin, der Indianermaler, zu kurz gekommen. In meinem Reiseführer [490] steht gedruckt, daß mit seinen Bildern (600) ein ganzer Saal gefüllt ist. Aber was war 1909! Seit das neue Museum eröffnet wurde, ist Catlin ganz auf die Seite geschoben worden. Von seinen vielen Bildern sind nur wenige ausgestellt, und auch die sind so nebenbei und an einem wenig sichtbaren Platz aufgehängt, daß sie nicht leicht ins Auge fallen. Ja, wäre Catlin ein Künstler gewesen! Aber so war er nur ein einfacher Maler, der seine Bilder, eigentlich mehr Zeichnungen, nach der Natur malte. Die Amerikaner, die ja keine geschichtliche Ueberlieferung haben, sollten mit den wenigen und dürtigen Erinnerungen an die Vergangenheit ihres Landes etwas ehrerbietiger verfahren!

Natürlich besuchte ich auch das Kapitol, wenn ich es auch nicht wagte, dem ‚Weißen Vater‘ die Hand zu drücken. Nachmittags am selben Tag fuhr ich dann auf den National Cemetery hinaus und erhaschte dabei einen Schimmer vom Fort Myer, in dem Erwin Rosen ein paar seiner Lausbubenjahre verlebt hat⁶⁰. Dann ging es aus der Stadt hinaus, hinauf auf den Mount Vernon, allwo das Haus steht, worin [George] Washington, der Halbgott der Amerikaner, gestorben ist. Jeder „Citizen“, der nach Washington kommt, hat die heilige Pflicht, an diese Stätte zu pilgern. Mit gebührender Sammlung besichtigte ich die geheiligten Räume, in denen der Geist Washingtons noch zu weilen scheint, so still verhalten sich die Besucher, fast wie in einem Gotteshaus.

Ich ließ mich widerstandslos von der Masse der Besucher mit fortreißen, von Zimmer zu Zimmer, von einem Stockwerk ins andre, bis wir schließlich unter dem Dach vor der letzten Sehenswürdigkeit im Sterbehaus des großen Amerikaners angelangt waren, dem Abstellraum für alles Mögliche, bei uns in Deutschland Rumpelkammer genannt. Wirklich sehr sehenswert! Aber die Bilder Catlins wären mir lieber gewesen!

Und nun ist es an der Zeit, daß ich mit meinen Briefen Schluß mache. Das, was jetzt noch vor mir liegt, die Rückfahrt in die Heimat, wird mir und wohl auch Ihnen wenig [491] Reiz bieten. Außerdem können Sie wohl mit mir zufrieden sein. Ich habe Ihnen eine Menge Zeugs geschrieben. Ob es was taugt, haben Sie zu entscheiden. Jedenfalls habe ich mir Mühe gegeben, Sie zufrieden zu stellen. Also haben Sie es auch zu sein!

Wenn ich an meine Fahrten zurückdenke, so kann ich dabei nur ein Gefühl der Genugtuung hegen. Ich habe fünfundzwanzig Staaten durchreist. Allerdings im Flug, und manche von ihnen sogar im Schlaf. Anders wäre es mir freilich lieber gewesen. Karl Budde macht es entschieden gründlicher. Und seine Art zu reisen ist romantischer. Ich beneide ihn deswegen. Das wäre so recht nach meinem Geschmack gewesen, aber es war eben nicht möglich.

Ich habe meine Reise so eingerichtet, wenigstens im großen und ganzen, daß sie mich auf die Spuren Old Shatterhands führte. Ich wollte den ‚Wilden Westen‘ genießen. Und ich bin dabei auf meine Rechnung gekommen. Was die Wirklichkeit vermessen ließ, das ersetzte eben die Einbildungskraft und die Natur. Ich habe dem wilden Grisly in den Felsenbergen ins fürchterliche Auge gesehn. Daß er nicht mehr wild ist, sondern beinahe zahm, was schadete das? Für mich war er immer noch der ‚Vater Ephraim‘, der Tod und Verderben um sich her verbreitet. Der Bison der Prärien glotzte mich mit blutunterlaufenen Augen an, aber ein schützender Zaun trennte mich von ihm. Die Sonne der Koloradowüste brannte mit verzehrender Glut auf mich hernieder, aber das rettende Hotel befand sich in erreichbarer Nähe. An vielen Stellen im Yellowstone-Park ist jeder Schritt mit der unmittelbarsten Lebensgefahr verbunden; aber die gefährlichen Stellen sind durch Warnungstafeln gekennzeichnet. Der Pacific sauste mit Blitzesgeschwindigkeit durch die Prärien hin, aber es gab keine Railroaders, die durch das Aufreißen der Schienen dem Zug und den Reisenden Vernichtung brachten. Der Sandsturm trieb den Sand in riesigen Windhosen vor sich her, alles vernichtend, was in seinen Bereich kam; aber ich befand mich im sichern Schutz des Speisewagens. Ich legte mich mitten im Gebiet der gefürchteten Apatschen zum Schlaf nieder, kein Haar meines Hauptes wurde gekrümmt. Sogar der entsetzliche

⁶⁰ Siehe Erwin Rosen: „Der deutsche Lausbub in Amerika“ (Verlag Robert Lutz, Stuttgart).

Llano hat seine Schrecken verloren. Kein Llanogeier störte meine Gemütsruhe und die Gespenster [492] des Verschmachtungstodes hatten keine Gewalt über mich. Dem Himmel sei dafür Dank!

Ich fand nichts mehr vom ‚Wilden Westen‘. Macht nichts! Macht gar nichts! Im Geist erlebte ich alle Abenteuer Old Shatterhands noch einmal durch. Im Geist sah ich mich ringsum umgeben von schauerlichen Gefahren, von Gefahren der Natur, von Gefahren durch wilde Bestien und wilde Menschen. Im Geist kämpfte ich mit Tangua, dem Häuptling der räuberischen Keiowä und mit ‚Blitzmesser‘. Im Geist jagte ich hinter dem Mörder Santer einher und ärgerte mich närrisch, daß er mir immer wieder entwichte. Im Geist ritt ich an der Seite Winnetous, des edelsten aller Indianer, durch die Jagdgründe der feindlichen Stämme und wandte alle List auf, um meine Spuren unsichtbar zu machen. Im Geist hörte ich das Glöcklein der Ansiedler den Abendsegen einläuten und sah mich neben dem sterbenden Winnetou im Innern des Hancock auf den Knien liegen, während die befreiten Ansiedler sangen: Ave Maria!

Karl May läßt irgendwo Old Shatterhand sagen: „Wer einmal den Atem der Savanne getrunken hat, der wird immer wieder wie in einem unwiderstehlichen Drang zu ihr zurückgeführt.“ Oder so ähnlich. Old Shatterhand wurde vom Geist der Savanne vierzehnmal hinübergerufen über das große Wasser. So oft mache ich’s nicht, das weiß ich ganz gewiß. Aber daß ich noch ein zweitesmal – wenn ich das Leben habe – hinüberkomme, das ist so gut wie sicher.

Vielleicht ist bis dahin Ihr kleiner Joachim schon ein großer Boy geworden. Was ein richtiger Karl-May-Verleger werden will – krümmt sich bei Zeiten, hätte ich beinahe gesagt. Und Ihr Joachim hat es in sich. Der spielt jetzt sogar schon den Winnetou ganz reizend. Vor dem Krokodil hat er gar keine Angst, denn er geht mit der Kinderpistole auf das Biest los. Da ist zu erwarten, daß er sich auch als Mann nicht vor den Feinden Karl Mays fürchten, sondern mit Faust und Tomahawk, mit Stutzen und Lanze sie bekämpfen wird, wie sein tapferer Papa und wie einst Old Shatterhand.

Aber ein richtiger Karl-May-Verleger muß auch in Amerika gewesen sein. Anstandshalber! Wenigstens einmal! Und wenn die Zeit dazu gekommen ist, dann wird Onkel Franz – vorausgesetzt, daß er bis dahin nicht allzu grau geworden [493] ist – ihn mit Vergnügen auf dieser Reise begleiten und wird ihn einführen in jene Gebiete, in denen der rote Mann seine Reckentaten vollbracht hat, um seine Jagdgründe zu behaupten. Und das gewaltige Erlebnis meiner Jugendzeit, vermittelt durch die Reiseerzählungen Karl Mays, wird abermals in uns lebendig werden, wenn wir, im Geist in der Vergangenheit weilend, wandern werden durch die

„finsteren und blutigen Gründe“.



Klein-Joachim als Winnetou

Meine erste Liebe

Von Thea von Harbou⁶¹

Wenn die zwei Worte „Erste Liebe“ das Gefühl umgrenzen, das ein junges Geschöpf zum erstenmal zu allen Höhen der Glückseligkeit und allen Tiefen der Verzweiflung schleudert, dann galt meine erste Liebe Winnetou, dem großen Häuptling der Apatschen. Diese Liebe kam in mein Leben, als ich zwölf Jahre alt war; und ich bin ihr treu geblieben bis auf den heutigen Tag.

Ich war nie ein Kind, das in der Gegenwart lebte, und hatte niemals Spielkameradinnen oder –kameraden. Meine großen Freunde und unentbehrlichen Glücksbringer waren die Tiere, mit denen ich mich in meiner ländlichen Heimat völlig wahllos umgab, vom Bernhardiner, den Kühen und den Käuzchen an bis zum Feuersalamander und Laubfrosch herunter, alle Tierwesen gleichermaßen liebend und umhingend. Sogenannte Mädchenbücher habe ich nie gemocht, sondern was ich mir auf den Weihnachtstisch wünschte, hätte jedem Tertianer und Sekundaner zur Ehre gereicht. Und so drückte mir eines schönen Tages der Buchhändler, der meinen unersättlichen Hunger nach Abenteuerbüchern [495] kannte, den ersten Karl-May-Band von Winnetou in die braunen Mädchenpfoten. Von dem Tag an war's aus. Ich hatte die erste große Liebe meines Lebens gefunden, und sie hat mich mit einer Maßlosigkeit und Ausschließlichkeit erfüllt, die sonst wohl selten bei einem Kinde zu finden sind, noch dazu, wenn der Gegenstand dieser Liebe der Schemen einer Dichtung ist. Ich leugne durchaus nicht, daß die Liebe zu diesem „roten Gentleman“ weit bestimmender für die Entwicklung meines Charakters war als alle besten mir erteilten Lehren; denn immer war in mir die Sehnsucht, gütig, tapfer, ritterlich und schweigsam zu sein, wie Winnetou es war. In der Schweigsamkeit mindestens habe ich es zu einer erstaunlichen Vollkommenheit gebracht, ganz gewiß ein Segen für meine Umgebung.

Wie jede wahrhafte Liebe, hat auch diese Schmerz und Kummer bis zu einer beinahe tödlichen Schwermut erfahren: als ich las, Winnetou sei tot. Beim Begreifen dieses Erlebnisses wurde ich krank, und kein Mensch und kein Arzt begriff, was mir fehlte und warum ich tagelang unter strömenden Tränen lebte – um so weniger, als ich ganz lautlos weinte und im übrigen, meinem Vorbild getreu, aufs hartnäckigste schwieg. Die Rettung aus diesem furchtbarsten Weh meiner Kindheit und Jugend fand ich endlich selbst in einem holden Selbstbetrug: Ich beschloß, den Tod Winnetous nicht zu glauben, und habe das Buch, das von seinem Tod erzählt, nie wieder angerührt. Vielleicht gerade dadurch hat diese kindische und so unaussprechlich törichte Liebe etwas Ewiges, etwas von einem unausrottbaren Gefühl bekommen, und lange Jahre trug ich oberhalb meines linken Handgelenks, mit [496] Nadeln tief eingeritzt, ein lateinisches W, und bis zum heutigen Tag ist das W des Sternenhimmels, die schöne Kassiopeia, mein Lieblingssternbild geblieben, und ich kann es nie betrachten, ohne, wenn auch noch so flüchtig, an die erste Liebe meiner Kindheit, an Winnetou, den Häuptling der Apatschen, zu denken.

⁶¹ Der Verlag August Scherl, Berlin, hat im Weihnachtsheft 1926 der „Woche“ unter obigem Titel eine Reihe von Bekenntnissen namhafter Persönlichkeiten veröffentlicht. Mit Erlaubnis der Verfasserin und des Verlags bringen wir den reizvollen und eigenartigen Beitrag Thea von Harbous zum Abdruck. Die Herausgeber.

Die Autoren des Karl-May-Jahrbuches 1927

Biedermann, Alfred	23.12.1884	08.08.1971
Budde, Karl	1886	09.04.1949
Dengler, Hermann	1890	?07.1945
Eicke, Otto	07.04.1889	?12.1945
Engel, Eduard	12.11.1851	23.11.1938
Finke, Max	08.07.1888	04.01.1924
Fröschel, Georg	08.08.1891	22.11.1979
Görlich, Ernst Joseph	16.11.1905	04.10.1973
Graefe, Hans	?	?
Guenther, Konrad	23.05.1874	26.01.1955
Gurlitt, Ludwig	31.05.1855	12.07.1931
Harbou, Thea von	27.12.1888	01.07.1954
Heine, Hermann	(1898)?	?
Höck, Joseph	10.10.1900	01.05.1980
Kaiser, Tono	?	?
Kandolf, Franz	06.11.1886	19.06.1949
Kellen, Tony	26.01.1869	?04.1948
Mahrholz, Werner	1889	1930
Matthiessen, Wilhelm	08.08.1891	26.11.1965
May, Karl	25.02.1842	30.03.1912
May, Klara	04.07.1864	31.12.1944
Prüfer, Fritz	04.10.1890	1972
Rohrmoser, Franz	?	1940
Rosegger, Peter	31.07.1843	26.06.1918
Schmid, Euchar Albrecht	29.08.1884	15.07.1951
Stütz, Adalbert	1878	1957
Urban, Gustav	27.04.1884	21.10.1969
Volck, Adolf	22.04.1845	27.03.1926
Wandolleck, Benno	18.4.1864	1930
Weisl, Wolfgang von	27.03.1896	24.02.1974
Wulffen, Erich	03.10.1862	10.07.1936

Beiträge der farbig markierten Autoren unterliegen noch dem Urheberrecht.